Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Digitized by Google

Gen 45.1.30

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI
TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XI. Jahrgang.

Kiel, 1901.
Druck von A. F. Jensen.

Digitized by Google

Ger 45.1.30

Ingraham fund

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

*Hansen, Der Brutkamp bei Albersdorf in Holstein 205.

Biographieen.

*Andresen und Nerong, Harro Paul Harring 10. 29.
*Jessen, W., Dr. phil. Wilhelm Splieth 85.
*Schnittger, T., Der Thorwaldsenschüler Wilhelm Bissen 145.
*Voß, J., Amalie Schoppe 45. 65.

Gedichte.

Brockdorf-Ahlefeld, L., König Abels Jagd 91.
Jürgensen, F., Die Hallig 62.
Lobsien, W., Nacht auf dem Felde 120. Morgenfahrt 224.
Matthiesen, J. W., Leid und Freud 215.
Oldenburg, E. v., Jochen un Rieke 229.
Pörksen, E., Ein Friesengrab 143.
Rothmund, T., Das Märchen 95.
R. A., Friesenbrauch 64. Heimkehr 156. Im Spätherbst 205.

Geschichte.

Butenschön, J., Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863. 173. 190. 207. 230. — Berichtigungen und Ergänzungen zu den Mitteilungen über Andreas Lüders VI.
*Mötter, Th., Ereignisreiche Tage der Stadt Lübeck im Jahre 1806. 110.
Osten, H. v., Die Kirche zu Bishorst 215.
Petersen, R., Eine Episode aus der Erstürmung der Düppeler Schanzen 84.
Sebrandt, Vergessene Namen 141.

Kulturgeschichte.

*Altona im Jahre 1701. 1.
Ankert, Burger End 20.
*Brügge, K., Claas Duncker 217.
Callsen, J. J., Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren 21. Aberglaube 122. Die Kugelgestalt der Postwagen 244.
Danger, L., Alter bäuerlicher Erbbesitz 99.
Eckmann, J., Albumblätter von Fehmarn aus dem Jahre 1821. XXII. XXVI. XXIX.
Eschenburg, H., Vom Erntefest in Holm 179.
Hansen, R., Ein ditmarsischer Bauernhof des 16. Jahrhunderts 125.
Hedemann, P. v., Deutung von Reband und Kellinghusen 121.
Hennings, Der Name der Stadt Husum 19. 61.
Höhnk, H., Die Fahrt nach der silbernen Kette 8.
Jessen, W., Schwunghafter Kornhandel in Stapelholm zur Zeit des 30jährigen Krieges 18. Ein Komet und seine Wirkungen in Süderstapel 19. Wallensteins Schutzbrief 243. Alte Inschriften 244.
Jessen, Soldatenlieder 123 (vergl. 57).
Kinder, J., Höfliche Neujahrsrechnungen 17.
Kock, Chr., Lieder preußischer Soldaten aus dem Jahre 1864. 57. Pour faire un pot pourrie 14.
Köll, F., Hochzeits- oder Taufmedaillen 223 (vergl. 184).
Langfeldt, J., Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen 156. 182. 203.
Lorenzen, P. J., Das Maigrafenfest 129.
Ottsen, Alte Berechnung von Sonnen-Auf- und Niedergang 143.
Pörksen, E., Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwicklung 150. 169. 196.
Radunz, K., Die schleswig-holsteinische Post 223 (vergl. 150).
Reinecke, Mitteilungen über die Brüderschaft der Bürgerkompagnie in Burg a. F. 105.
Scheel, W., Unsere Vornamen 102.
Schmidt-Petersen, Über die Bedeutung der Endung em in friesischen Ortsnamen 61.
Schnitger, C. N., Hamburger Bürgereid 62 (vergl. 20).
Schwarz, J., Hochzeits- oder Taufmedaillen 184.
*Wisser, Wilh., Christine Schlör, die Märchenerzählerin 136.

Kunstgeschichte.

Verein zur Förderung der Kunstarbeit in Schleswig-Holstein 137.
*Schnittger, T., Der Thorwaldsenschüler Wilhelm Bissen 145.

Landeskunde.

Frahm, L., Ehemalige Alster-Schiffahrt 88.
*Gloy, A., Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen 41.
Hansen, R., Bericht über Landeskunde 139.
Jessen, W., Herzog Adolf will eine Wasserstraße zwischen Ostsee und Westsee herstellen 104.
*Körner, R., Das Bismarck-Nationaldenkmal auf dem Knivsberg in Nordschleswig 225.
Plagemann, A., Der Rote-Kliff-Leuchtturm auf Sylt 221.
*Stndt, Die „Alte Alster“ 51.

Digitized by Google

Märchen.

Wisser, Wilh., Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 14. Musche 37. — 15. Hak un Ösch 78. — 16. Haus un Greten 81. — 17. Hans un Greten 96. — 18. De gerech Baller 118. — 19. Na Neestadt 119. — 20. De twee Döchter 134. — 21. De Fischprinzessin un de Snider 135. — 22. Dat Undeert 135. — 23. De grot Not 176. — 24. De lang Hars un de Ossenhannel 177. — 25. De Mann vun 'n Himmel 177. — 26. De Mann ut 'n Paradies 178. — 27. De Kohhannel un de Mann vun 'n Himmel 201.

Naturkunde.

Barfod, H., Der Schneepilz VII. Krümmungsbewegungen hemmen die gedeihliche Entwicklung von Wurzeln 62. Pappeln mit baumartigen Seitentrieben 143. Die Natur im Volksmunde 165. 185. 222. Ein Starnest in einem Entenei 224. Das Summen der Dasselfliege 224. Auskunft auf Anfragen 244. Die Wassernuß 236.

Callsen, J. J., Steine im Acker 44. Der Star 122.

Dreßler, H., Unsere insektenfressenden Pflanzen 83.

Eckmann, J., Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern. (Nach Ludwig Meyn.) 15. 34. 52. 91. Käferlarven im Bienenstock 121.

Lindemann, O., Die Puppe vom Totenkopfschwärmer 224.

*Lorentzen, F., Fischräucherei und Fischversand in Eckernförde 1. Seltene Gäste der westlichen Ostsee 183.

Meyer, H., Nebelkrähe und Hühner 121.

Rohweder, Fleischverdauende Pflanzen 122 (vergl. 83).

Schwarz, J., Über die Einwanderung von Tieren und Pflanzen 93.

Timm, W., Zur Lebensweise der Wasser-Schlankjungfer 116.

Plattdeutsch.

Die Volksmärchen aus dem östlichen Holstein 37. 78. 81. 96. 118. 134. 176. 201.

Vom Erntefest in Holm 180.

Muskantenkrieg 219. Jochen un Rieke 229.

Volkskunde.

Asmussen, Schlittenfahren 122.

Carstens, Was sich das Volk erzählt 64.

Hedemann, P. v., Spruch beim Heraustagen der Kühe XVIII.

Hansen, H., Schlittenfahren 144.

Jessen, W., Seira XXX.

Langesen, P., De Mann ut 'n Paradies 223 (vergl. 178).

Radunz, R., Was sich das Volk erzählt 123.

Verschiedenes.

Briefkasten XVIII.

Eingegangene Bücher XIII. XXVI. XLVI.

Bücherschau. Bartels, A. (Der dumme Teufel) II. — Boesch, H. (Kinderleben in der deutschen Vergangenheit) XXXVI. — Bräutigam, L. (Allmersbuch) 84. — Bericht der Handelskammer zu Kiel XXVI. — Dreyer (Nordens Oldtid) 20. — Eckardt, J. H. (Beziehungen der Familie v. Ahlefeld zur alten Holstenstadt Kiel) XXV. — Gloy, A. (Beiträge zur Geschichte der Leibeigenschaft in Holstein) XLII. — Hanstedt, B. (Chronik von Bordelum) XI. — Hebel (Erzählungen des rheinischen Hausfreundes) XXV. — Hennings, H. und P. (Beiträge zur Geschichte der Familie Hennings) XI. — Jellinghaus (Über die Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser) 63. — Krumm, J. (Friedrich Hebbel) 64. — Lund, H. (Schleswig-holsteinische Sagen, Märchen und Lieder) XXXIII. — Luppe (Das Kieler Barbuch) XI. — Mestorf, J. (Bericht des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer) II. — Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte XXXVII. — Neroug (Willkürsbriefe oder Dorfbeliebungen aus dem Kreise Flensburg) II. — Prahl (Flora der Provinz Schleswig-Holstein) XLVI. — Rothmund, T. (Gedichte) 95. — Schmarje, J. (Die Provinz Schleswig-Holstein) 123. — Spanier (Gustav Falke als Lyriker) 124. — Stavenhagen, F. (Jürgen Pipers. Der Lotse) XXXVIII. — Voigt-Diedrichs, H. (Unterstrom) XXXVII. — Volbehr, O. (Die Christkirche in Rendsburg-Neuwerk) XI. — Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 20.

Tauschverkehr III. VII. XXXIV. XLV.

Vereins-Angelegenheiten: Personenwechsel I. — Nachruf III. — Generalversammlung XXI. Bericht über die Generalversammlung 160. — Mitteilung XLII. XLV. — Beiträge V. IX. XIII. XVII. XXXIII. — Mitglieder III. X. XIV XVII. XXXIV. XLVI. — Einbanddecke XLVI.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 1. Januar 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Jungfernstieg 8, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Von vorliegender Nummer sind uns 100 Exemplare zwecks Werbung neuer Mitglieder kostenfrei zur Verfügung gestellt worden. Um Aufgabe geeigneter Adressen bittet der Schriftführer Barfod.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Ansicht von Altona aus dem Jahre 1701. — 2. F. Lorentzen, Fischräucherei und Fischversand in Eckernförde. (Mit Bildern.) — 3. H. Höhnk, Die Fahrt nach der silbernen Kette. — 4. Nerong u. Andresen, Harro Paul Harring. I. — 5. Chr. Kock, Pour faire un pot pourie. — 6. L. Meyn, Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern. I. — 7. Kinder, Höfliche Neujahrsrechnungen. — 8. Mitteilungen. — 9. Bücherschau. — 10. Aufrage.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. folgende Herren an:
Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstr. 4, Vorsitzender.
„ Lund, Kiel, Düppelstr. 72, Schriftleiter.
„ Eckmann, Ellerbek, Schriftleiter i. Vertr.
Lehrer Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66, Schriftführer.
„ Fr. Lorentzen, Kiel, Jungfernstieg 8, Kassenführer.
Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann, Kiel, Wilhelmsplatz 6, } Beisitzer.
Stadtrat Ferd. Kähler, Kiel, Lorentzendamm, }

Personen-Wechsel.

Mit dem 1. Januar 1901 scheidet unser langjähriges Vorstandsmitglied, Herr Lehrer Th. Doormann, infolge Übernahme anderweitiger Verpflichtungen aus dem geschäftsführenden Ausschuß aus. Ihm gebührt für die gewissenhafte Verwaltung der Kasse besonderer Dank. Herr Lehrer **Fr. Lorentzen, Kiel, Jungfernstieg 8,** übernimmt das Amt eines Rechnungsführers. Wir bitten dringend, daß alle Geldbeträge an ihn und zwar **nur an ihn** eingesandt werden, damit keine Irrtümer entstehen, die Mitgliedern und Vorstand nur zum Verdruß gereichen.

Für die Expedition zeichnet vorläufig der Schriftführer, Herr Lehrer **H. Barfod, Kiel, Friedrichstraße 66 III.** Derselbe richtet an die Mitglieder die dringende Bitte, ihm etwaigen Adressenwechsel rechtzeitig bekannt zu geben, damit die Zusendung der „Heimat" keine Stockung erfahre und unsere Kasse nicht unnötig belastet werde.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Digitized by Google

Bücherschau.

Adolf Bartels: „Der dumme Teufel." Ein satyrisch-komisches Epos. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. Preis 3 M. — Adolf Bartels, der in den gebildeten Kreisen Deutschlands als Kritiker, in seiner engeren Heimat Schleswig-Holstein besonders durch seine beiden historischen Romane „Die Ditmarscher" und „Diedrich Seebrandt" bekannt geworden ist, bietet uns sein satyrisch-komisches Epos in zweiter Auflage. In dem Prolog, der dieser neuen Ausgabe beigegeben worden ist, widmet er sein Buch „den bewußten Herren Kollegen von der Kritik verehrungsvoll," und gegen diese „bewußten Herren von der Kritik" richtet sich mancher der scharfen und beißenden Hiebe, die er weiter in den zwölf in Stanzen geschriebenen Gesängen an heute lebende Schriftsteller (es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen und klarzustellen, wie weit seine Auslassungen über diese berechtigt sind oder nicht) und gegen Auswüchse in gesellschaftlichen, öffentlichen und staatlichen Einrichtungen austeilt. Der Epilog, ein schwungvoller Hymnus auf Bismarck, schließt mit einem Aufruf an die deutsche Nation. — An die farbenschillernden Liliencronschen Stanzen in den Poggfred-Kantussen reichen die Oktaven von Bartels nicht heran; dazu fehlt es ihm an der souveränen Beherrschung des Reims und an der berauschenden Phantasie, wodurch uns das „kunterbunte Epos" unseres großen Landsmannes Liliencron so lieb wird. Aber immerhin ist es ein flott und lustig geschriebenes Werk, und die oft scharfe Satyre und herzerfrischende Komik bereitet, unterstützt von den Zeichnungen und Karrikaturen von Brandt, manchen heiteren Augenblick. Wilhelm Lobsien.

Willkürsbriefe oder Dorfbeliebungen aus dem Kreise Flensburg. Herausgegeben von O. C. Nerong, Lehrer in Dollerup. Selbstverlag des Verfassers. 1900. 8°. 152 Seiten. Preis 2,50 M. — Die Dorfbeliebungen oder Willküren sind die von einer Dorfschaft (Buerlag) selbständig verfaßten Gesetze. Ihr Hauptzweck ist der, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Bauern verhüten zu helfen, doch sollen sie auch dazu beitragen, daß ein Nachbar dem andern, wenn es not thut, mit Rat und That zur Seite steht. Der Herausgeber dieser Dorfbeliebungen teilt zuvor etwas Allgemeines über dieselben mit und verweist den, der Ausführlicheres darüber erfahren will, auf die „Agrarhistorischen Abhandlungen" des Nationalökonomen Dr. Hanssen Leipzig 1884, Bd. 2, S. 84). Der Inhalt der Willküren ist ein sehr verschiedener; neben Bestimmungen über Ackerwirtschaft, gemeinsame Weide, Einkoppelung, Viehseuchen, Unkrautvertilgung treten auch Vorschriften auf über Sonntagsheiligung, Leichenbegängnisse, Feuersnot. 21 Beliebungen werden im Wortlaut mitgeteilt; es sind: Großenwiehe (1623), Kleinwiehe, Tastrup, Quern, Atbüll (Ellgaard, Schaubу, Moosgaard, Grünholz), Osterlinnau, Jerrishoe, Oversee, Bau, Ellund, Großsolt, Bönstrup, Großquern, Gammelby (Flatbу, Winderatt), Dollerup, Wanderup, Grünholz (Brunsbüll), Sterup (Schnabe, Birristoft), Süderhohlweg, Riesbrick, Steinberg (1733). — Dem aufmerksamen Leser entrollt sich in diesen Willkürsbriefen ein ganzes Stück Bauernlebens. Er sieht, wie der Acker bewirtschaftet wird, wie die gemeinsame Weide gehandhabt wird, hört von Grenzstreitigkeiten, von dem durch verlaufenes Vieh angerichteten Schaden, sieht, wie die Brüchegelder zur Unterstützung der Armen verwendet oder als Biergelder freudig vertubelt werden; er sieht die Nachbarn bei Feuersnot zu Hülfe eilen, sieht, wie sie den Verstorbenen gemeinsam zur Ruhe betten. — In den Beliebungen erkennt man den Charakter des Dorfes; wie interessant muß es sein, die Dorfsbeliebungen der Ostküste mit denen der Westküste, die von Schleswig mit denen aus Holstein zu vergleichen. Es wäre zu wünschen, daß recht viele dieser Willkürbriefe veröffentlicht würden, gar manche sind noch erhalten; ich kenne z. B. solche von Bargen (1621), Ersde (1693), Wohlde (1621), Bergenhusen (1621 und 1634). Dem Herausgeber, dessen Feder wir schon manche sorgfältige Arbeit verdanken, wäre es zu gönnen, daß sein Büchlein zahlreiche Abnehmer findet. Willers Jessen.

Zweiundzwanzigster Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel. Herausgegeben von J. Mestorf. Kiel, 1900. Universitätsbuchhandlung. 8°. — Der Bericht erzählt von der Arbeit und den Neuerwerbungen des Museums in den letzten drei Jahren. Die Thatsache, daß das Interesse für das Museum und das Verständnis für seine Arbeiten bei der Bevölkerung immer mehr zunimmt, ist sehr erfreulich. An den Bericht schließt sich eine Arbeit des Direktors Fräul. Professor J. Mestorf an über die „Moorleichen." Eine eingehende Besprechung findet die im Frühjahr zu Damendorf bei Eckernförde entdeckte Moorleiche. Über den Körper derselben, seine Erhaltung und spätere Konservierung äußert sich der Oberstabsarzt Dr. Grotrian, während die prähistorischen Beziehungen von Fräul. Professor Mestorf erklärt werden. Eine Abbildung der Leiche, eines Schuhes und des Wollgewebes dient zur Erläuterung. Es folgt eine Zusammenstellung der bisher bekannten Moorleichenfunde, und zum Schlusse werden die Fragen zu beantworten gesucht, wie der alte Germane ins Moor geraten ist und welcher Zeit er angehört. Willers Jessen.

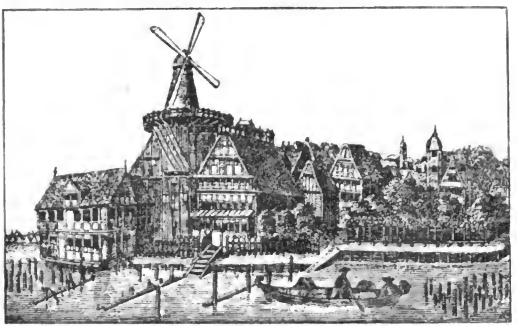
Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 1. Januar 1901.

Ein Bild von Altona aus dem Jahre 1701.



Vorstehendes Bild steht auf dem Titelblatt zu „Johann Adrian Bolten's Predigtentwurf zum Anfange des 19. Jahrhunderts mit historischen Anmerkungen. Altona 1801." Es trägt als Unterschrift: „Altonas Prospekt von der Elbseite im Jahr 1701." E.

Fischräucherei und Fischversand in Eckernförde.*)

Von **F. Lorentzen** in Kiel.

Wer auf der Reise nach Eckernförde von Süden her auf der letzten Station Altenhof eintrifft und nun seinen Blick, vom Buchenwald nicht mehr behindert, am Gestade der weiten Bucht entlang bis zur innersten Ecke schweifen läßt, sieht dort schon die Häuser des Städtchens liegen, und bei diesem Anblicke wird sich an einem Herbst- oder Wintertage manchem der Gedanke aufdrängen, es wüte rings im Orte eine Feuersbrunst. Dichter Rauch wirbelt zwischen den Häuserreihen auf, und schwarze, berußte Bretterwände ragen an Stellen empor. Doch nach einer Fahrt von nur wenigen Minuten ist Eckernförde erreicht, und

*) Abbildungen nach Aufnahmen des Photographen G. Haltermann in Eckernförde.

Digitized by Google

schon bei der Einfahrt wird der Irrtum aufgeklärt. Ganz in der Nähe des Bahndammes liegt solch ein qualmendes Gebäude, von dessen schwarzem Aufbau die beruhigende Auskunft „Fischräucherei“ zu dem Fremden herübergrüßt.

Die Fischräucherei bildet jetzt in Eckernförde ein Hauptgewerbe und hat sich zu solcher Bedeutung erhoben, daß sie derjenigen Kiels und seiner Nebenorte zusammen zum mindesten gleichkommt und zu den bedeutendsten Betrieben dieser Art zählt. Sie übt auf Handel und Verkehr der kleinen Stadt selbst nicht geringen Einfluß aus und hat besonders zur Hebung der dort betriebenen, jetzt bedeutenden Küstenfischerei beigetragen.

Auch die Fischräucherei hat sich aus sehr kleinen Anfängen entwickelt. In einem Verzeichnisse [1]) der Gewerbetreibenden der Stadt Eckernförde

Abb. 1. Räuchereigebäude.

vom Jahre 1768 findet sich erst ein einziger Fischräucherer genannt. Wie die dortige Fischerei [2]), auf deren Erträge das Räuchern natürlich derzeit beschränkt blieb, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geringe Bedeutung hatte, wurde auch die Fischräucherei damals in ganz geringem Umfange betrieben. Man räucherte Heringe, Sprotten, Makrelen, Butt und Aale. Es geschah auf die Weise, daß man die Fische auf dünne eiserne Stangen zog und in die großen, weiten Schornsteine hing, die sich derzeit in vielen Häusern über den offenen, steinernen Herden befanden, auf denen dann ein prasselndes Holzfeuer unterhalten wurde. Noch bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hinein konnte man in

[1]) Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzial-Berichte 1818.
[2]) Vergl. „Die Eckernförder Fischerei,“ Heimat 1898.

Digitized by Google

ein paar alten Fischerhäusern in Eckernförde sehen, wie auf diese einfache Weise geräucherte Fische, besonders Bücklinge und Sprotten, für den Verkauf in der Stadt, wie für den Versand hergestellt wurden.

Vor etwa sechzig Jahren legten mehrere ältere Fischer auf ihren Hofplätzen hinter ihren Häusern auch eigene Räucherhäuser an. Diese wurden aus Mauerwerk aufgeführt und enthielten zwei bis vier Kammern, die sogenannten Räucherlöcher, die durch dünne Steinmauern von einander getrennt waren und am gemauerten Boden zu ebener Erde das zum Trocknen, wie zur Rauchentwicklung nötige Feuer aufnahmen. Sie standen oben mit einem hölzernen Schornsteine in Verbindung und konnten vorne durch zwei hölzerne Halbthüren verschlossen werden. Vereinzelt hat man andere Einrichtungen zum Räuchern der Fische benutzt, aber im allgemeinen ist man bis heute dem alten Prinzip auch bei neueren Anlagen dort treu geblieben, wenn auch baupolizeiliche Vorschriften einige

Abb. 2. Aufsteckraum.

geringe Änderungen veranlaßt haben, die aber die Art und Weise nicht beeinflussen.

Für die Fischräucherei ist die Zeit von September bis Mai die Hauptperiode, wenn auch das ganze Jahr hindurch kein Stillstand eintritt, da Angebot grüner und Nachfrage nach geräucherter Ware, allerdings in wechselnder Bedeutung, alle Monate hindurch andauern. Die Räuchereien werden zunächst durch die von den Eckernförder Fischern ans Land gebrachten Fische versorgt. In der Winterzeit entwickelt sich, falls gute Fänge erzielt worden sind, an jedem Vormittage an der Eckernförder Schiffbrücke ein lebhafter Handel. Nur ein kleiner Teil wird für die Geschäfte der Nachbarstadt Kiel aufgekauft, während der größte Teil den

Digitized by Google

Betrieben am Orte zur Verfügung steht. Nach dem Jahresberichte der Handelskammer zu Kiel wurden im Jahre 1899 in Eckernförde gefangen: 664 883 Wall Sprotten, 267 952 Wall Heringe, 62 432 Stieg Butt, 84 342 kg Dorsch, 485 kg Lachs, 313 kg Aal. Aber diese durch die heimische Fischerei an den Markt gelieferten Fischmengen reichen bei weitem nicht aus, den Bedarf an frischer Ware zu decken. Seit etwa fünfzig Jahren war es besonders die benachbarte Schlei, die Zuschuß liefern mußte. Im Frühjahre fuhren an jedem Morgen in aller Frühe eine ganze Reihe Gespanne der Räucherer nach den Anlegeplätzen der Schleifischer bei Missunde und Sieseby, um an Ort und Stelle die frische Ware, die schönen Schleiheringe, zu erwerben. Heutigestags bilden die in den letzten Jahrzehnten erbauten Eisenbahnen nach Flensburg und Kappeln, welche die Schleiufer kreuzen, auch dafür beste Verkehrsmittel. Die Schleifischer senden jetzt ihre Fänge an die Kommissionäre, und für Absatz ist bestens gesorgt, trotzdem durch die neuen Verkehrswege geeignete Verbindung auch mit anderen Fangplätzen geschaffen worden ist. Apenrade, Flensburg, Neustadt, Travemünde senden bei dortigen reichen Fängen große Mengen an Heringen und Sprotten nach Eckernförde, wodurch ein lebhafter Fischmarkt entsteht, dem auch das Ausland seine Beachtung zollt. Denselben beschicken besonders die Fischereien der dänischen Inseln, wie die der jütischen Fangplätze am Kattegat, Skagerak, Lymfjord und an der Nordseeküste. Von Langeland und Fühnen treffen in ertragreicher Fangzeit ganze Ladungen mit Beltsbooten und kleinen Dampfschiffen täglich ein, wie auch mit der Bahn ganze Wagenladungen dänischer Fische eingeführt werden. Früher lieferte Schweden eine bedeutende Menge Heringe, die vor etwa zwanzig Jahren noch zeitweise mit größeren Dampfschiffen direkt von Marstrand und Gotenburg eintrafen, und erst die Errichtung einer stetigen Dampfschiffsverbindung zwischen Gotenburg und Kiel hat dem Bezug aus Schweden einen neuen Weg gewiesen. Die Einfuhr schwedischer Fische ist aber gegen frühere Zeit zurückgegangen; dagegen sind andere Bezugsquellen wieder erschlossen worden. Die Erträge der deutschen, wie der englischen Nordseefischerei an Schollen, Flundern, Heringen und Sprotten haben auch nach Eckernförde Absatz gefunden, norwegische Fische fanden über Hamburg ihren Eingang, und selbst Italien hat im vorigen Jahre frische Fische, nämlich Aale, an den Eckernförder Fischmarkt geliefert. Alle von auswärts kommende Ware wird in öffentlicher Auktion versteigert, die regelmäßig nach lautem Glockenzeichen um 11 Uhr auf dem Verkaufsplatze am Hafen beginnt und meistens erst in 1 bis 2 Stunden erledigt ist. Alsbald ist der Platz wieder von Körben und Kisten geleert, da man darauf bedacht ist, die erworbene Ware auf Karren und Rollwagen möglichst schnell zur Verarbeitung den rings an der Peripherie der Stadt gelegenen Räuchereien zuzuführen.

Digitized by Google

Folgen wir einmal dem voll beladenen Gefährt, das seinen Weg nach einer neueren, schon eingangs erwähnten Räucherei nimmt. Von der Straße abbiegend, rollt es eiligst am Wohngebäude, das die Kontorräume enthält, vorüber auf den geräumigen Hofplatz hinauf, der zur Linken von einem kleineren Wirtschaftsgebäude, zur Rechten von einem großen, den Durchzug gestattenden Holzschuppen und gerade vor von dem eigentlichen Räuchereigebäude umschlossen wird. (Abb. 1.) Vor dem Eingange des letzteren hält der Wagen an, die Kisten werden abgeladen, und die grüne Ware wird zunächst in den Aufsteckraum gebracht, wo Tonnen und Kübel zu ihrer Aufnahme bereit stehen. (Abb. 2.) Hier werden die Fische gereinigt und gesalzen und nach Verlauf einiger Zeit von Frauen auf dünne eiserne Spieße gezogen, um auf diesen in die Räucherlöcher gehängt zu werden, in denen mehrere eingemauerte Falze in den Wänden zur

Abb. 3. Räucherlöcher.

Aufnahme angebracht sind. Je 60 bis 70 Wall Sprotten, 20 bis 25 Wall Heringe, 150 kg Aale, 20 Stieg Schollen oder Dorsche können zur Zeit in einem Räucherloche aufgehängt und fertiggestellt werden. In der genannten Räucherei finden wir acht solche Räucherlöcher, die zum Teil gleichzeitig, zum Teil abwechselnd in Betrieb genommen werden. Durch das an ihrem Boden prasselnde Feuer, das besonders mit Buchen-, daneben auch mit Eichenholz gespeist wird, werden die Fische getrocknet und so lange geräuchert, bis sie gar sind. (Abb. 3.) Der Räucherer hat gut Obacht zu geben, denn ungeeignete Glut verdirbt leicht sämtliche Ware. Die Dauer des Räucherns ist verschieden. Sprotten werden etwa zwei, Heringe drei, Aale vier, Schollen vier bis fünf Stunden der Einwirkung der Hitze und des Rauches ausgesetzt. Dann sind sie gar, das Feuer wird

Digitized by Google

ausgegossen, und nach einer kurzen Weile werden die gebräunten oder nun goldig glänzenden Fische in den Packraum (Abb. 4) getragen, wo sie mit den Spießen zur Abkühlung auf bewegliche Gerüste gelegt werden, bis alsbald wieder fleißige Hände sie hervorholen und wohl geordnet in die Kisten und Blechdosen packen, in denen sie ihre Wanderung nach nah und fern antreten sollen. Die Kisten werden im Versandraume (Abb. 5) sofort geschlossen und, falls es sich um Postpakete handelt, in Pergament- und Strohpapier vorschriftsmäßig eingeschlagen, adressiert und bis 8 Uhr auf das Postamt gebracht, damit noch die Abendzüge zur Beförderung benutzt werden können. Mit den Frühzügen eilen die Bahnsendungen in die Ferne. Für diesen Versand ist es von großer Bedeutung, daß seit April 1899 geräucherte Fische eilgutmäßig zu den Sätzen für gewöhnliches Frachtgut befördert werden. Die Bestimmungsorte liegen im ganzen

Abb. 4. Packraum.

deutschen Reiche verteilt, sind aber besonders auch in Österreich-Ungarn, wie in Rumänien, Belgien, Frankreich, Italien und in der Schweiz, nicht minder in Nord-Amerika vertreten.

In Eckernförde ist die Zahl der größeren Räuchereien auf mehr als 30 gestiegen. Die Bedeutung dieser Gewerbebetriebe mögen folgende Angaben illustrieren. In jeder Räucherei werden acht bis zwölf Personen beschäftigt, von denen die männlichen Arbeitskräfte meistens Monatsgehalt oder Tagelohn beziehen, die Frauen aber nach den jedesmal verarbeiteten Mengen der Fische ihre Vergütung erhalten. Große Buchen- und Eichenstämme aus den fiskalischen Gehegen, wie aus den benachbarten Forsten der adeligen Güter Saxtorf, Hemmelmark, Altenhof, Noer liefern das Brennmaterial, das für jede größere Räucherei auf 200 bis 300 rm Buchen-

Digitized by Google

holz und 60 bis 100 rm Eichenholz zu veranschlagen ist. Ein ganz bedeutendes Quantum Holz dient ferner zur Herstellung der bald größeren, bald kleineren Versandkisten, die aus Buchen-, Pappel- oder Föhrenholz gefertigt werden. Mit ihrer Herstellung beschäftigen sich zwei große Dampfsägereien am Orte, aber auch von auswärts findet noch bedeutende Zufuhr statt. Nach dem Jahresberichte der Handelskammer zu Kiel für das Jahr 1898 kamen in Eckernförde im Jahre 1897 mit der Eisenbahn 1 965 900 kg geräucherte Fische zum Durchschnittswerte von 1 230 638 M. zum Versand; davon waren 1 218 858 kg Heringe, 452 157 kg Sprotten, 235 908 kg Flundern, 19 659 kg Aale, 39 318 kg Dorsche. Mit der Post wurden außerdem noch etwa 230 000 Pakete versandt, die einem Gesamtgewichte von etwa 1 035 000 kg und einem Werte von etwa 500 000 M. gleichkamen. Der Gesamtexport geräucherter Fische erreichte 1897 also die Höhe

Abb. 5. Versandraum.

von 3 Millionen Kilogramm im Werte von $1^3/_4$ Millionen Mark. Gerade durch den bedeutenden Fischversand ist der Postverkehr in Eckernförde ein sehr gehobener. Das Städtchen, das im Jahre 1895 6378 Einwohner zählte und nach dieser Zahl den elften Platz unter den schleswig-holsteinischen Städten inne hatte, ist nach dem Jahresbetrage der Porto- und Telegraphengebühren [1]) schon an dritter, nach der Stückzahl der eingelieferten Pakete ohne Wert bereits an zweiter Stelle zu nennen.

Wie ganz anders war der Fischhandel an unserer Ostseeküste vor etwa fünfzig Jahren. Kappelner Bücklinge und Kieler Sprotten waren auch derzeit bekannt und geschätzt. Der erstere Name ist aber jetzt fast außer Gebrauch gekommen und durch andere Bezeichnungen ersetzt worden.

[1]) Statistik der Deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für 1898.

Digitized by Google

Wenn früher der Heringsfang in der Schlei im Frühjahre begann, dann waren auch schon in Kappeln eine Anzahl thüringischer und sächsischer Händler, die Kärrner, auf ihren mit Leinen überspannten Wagen eingetroffen, um dort mehrere Wochen zum Ankauf von Fischen zu verweilen. In den Kappelner Räuchereien wurden die großen Schleiheringe derart geräuchert, daß sie dunkelbraun und ganz hart wurden, damit sie besser den langen Transport ertragen konnten. Erst wenn der Wagen beladen war, wurde die Heimfahrt angetreten, auf der die Ware im Innern Deutschlands ausgeboten und verkauft wurde. Jetzt heißt es oft: Morgens gefangen, am Nachmittag geräuchert, abends versandt und schon am nächsten Tage auf dem Abendbrotstisch in entfernter Stadt dargeboten. Der schnelle, günstige Versand hat gehobene Anerkennung und gesteigerte Nachfrage den geräucherten Fischen eingetragen, hier besonders den Bücklingen, wie den jetzt weltbekannten „Kieler Sprotten," die der Eckernförder aber lieber unter der Marke „Ostseesprotten" in die Welt sendet.

Die Fahrt nach der silbernen Kette.

Von **Helene Höhnk.**

Es war ein Herbsttag, wie ihn Hebbel so unvergleichlich besingt,*) als ich mit einer Freundin von Hohenwestedt aus die Fahrt nach der silbernen Kette unternahm. Wir hatten uns einen Wagen genommen und fuhren auf der Rendsburger Chaussee über das Dorf Remmels und durch das Barloher Gehege nach Embüren, jenem weltfernen und weltfremden Dorfe, das den Schatz bergen sollte.

Wir stiegen bei dem Wirte ab, und ich fragte nach der Kette. Ja, er wußte davon und wollte uns zu der Hufe führen, sobald wir die bestellte Zehrung empfangen. Inzwischen ließ ich mir seine alte Familienbibel zeigen (Pfaffische Ausgabe von 1751), in welcher unter anderen Raritäten eine Karte von Westfalen lag, die, 1669 vom französischen Generalstabe verfertigt, ich gern erworben hätte. Der Alte bestand aber darauf, daß sie zur Bibel gehöre, und es war nichts zu machen. Im übrigen aber schlossen wir schnell Freundschaft, und als ich im Laufe des Gesprächs fallen ließ, daß ich demnächst nach Rußland reisen wollte, meinte er: „Denn laten Se sik man nich botscheten, de Dütschen sünd ja æwerall verhaßt, dat sücht man nu in China." Und als er uns dann bis an die Pforte des Harbsschen Geweses geleitet hatte, sagte er zu meiner Freundin gewendet: „De krieg ik wul im Leben nich weller to sehn." Das Wort fiel mir schwer auf die Seele, denn es gemahnte mich an die Flüchtigkeit der menschlichen Beziehungen. Da sind Sachen doch oftmals dauerhafter. Sie begleiten den Menschen

*) Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah,
Die Luft so still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O, stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Digitized by Google

nicht nur als die treuesten Freunde durch das Leben, sondern sie dienen auch kommenden Generationen als Überlieferungen von Ahnen und Urahnen.

Das bewies hier wiederum die silberne Kette. Sie ist ein selten schönes Stück, und ich möchte durch eine kurze Beschreibung in diesen Blättern Kunstliebhaber und Kunstkenner auf das Kleinod hinweisen, wie ich andererseits für jede abweichende Meinung und Deutung dankbar sein würde. Daumdick und zweigliedrig mißt sie mit dem Schloß 115 cm Länge. Das Schloß ist golden und von getriebener Arbeit. Es besteht aus einem kleineren Mittelstück und zwei größeren Seitenteilen. Auf diesen ist je ein Krieger dargestellt, welcher an dem rechten Arm einen Schild gespannt hat und die Hand auf den Bogen stützt, während die Linke einen Pfeil hält. Unter ihm in der Schmälerung der Seitenteile ist je ein Knabe mit einem Apfel in der hochgehobenen Rechten. Das Motiv kehrt verkleinert in dem Mittelstücke wieder, nur daß hier zwei Knaben sind und der Krieger eine sitzende Stellung einnimmt. Unter der figürlichen Darstellung des Mittelstücks ist eine Öffnung von 3—4 cm, wie um eine Waffe, Dolch oder Stechmesser, aufzunehmen. Die Gehenke sind noch sichtbar. Das Mittelstück endigt in zwei Engelsköpfen.

Müllenhoff berichtet in den Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (Kiel 1845) S. 353 folgendes: Ein Vogel weiset auf den Schatz.

In einem Hause zu Embüren bei Rendsburg stand eines Tages ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, auf der Hausdiele. Da kam ein wunderlieblicher Vogel und setzte sich auf die halbgeöffnete Hausthür. Es schien dem Mädchen, daß der schöne Vogel nicht recht fliegen könnte. Da wollte sie ihn haschen. Aber der Vogel flatterte immer vor ihr her und kroch zuletzt unter die Wurzeln eines hohlen Baumes. Nun dachte das Mädchen den Vogel zu haben, griff hinein, aber statt des Vogels bekam sie eine Schachtel in die Hand mit einer zwei Ellen langen silbernen Kette. Dies ist vor ungefähr zweihundert Jahren geschehen, und man bewahrt in dem Hause noch bis auf den heutigen Tag die Kette als ein Familienerbstück sorgsam auf.

So weit Müllenhoff. Daß die Kette den jeweiligen Bräuten in der Familie als Hochzeitsschmuck bei der Trauung dient, scheint er nicht gewußt zu haben.

Woher stammt die Kette und wie ist sie in die Familie gekommen? Meines Erachtens deutet das Motiv auf die Tellsage, die, wie bekannt, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in nordischen Landen zu Hause ist. Ich erinnere an Palnatoke und an Henning Wulffen, dessen Bild in der Wewelsflether Kirche hängt.*) Oder sollte Müllenhoffs Bemerkung, daß die Kette zweihundert Jahre in der Familie gewesen, nicht auf den dreißigjährigen Krieg hinweisen?

1628 waren Kriegsvölker in der Gegend von Hohenwestedt. Vielleicht, daß ein General oder sonstiger hoher militärischer Würdenträger in dem weltvergessenen Dorfe vom Leben Abschied nahm und der Tochter des Hauses die Kette gab als letztes Andenken und Lohn dafür, daß sie dem Sterbenden die brennenden Lippen netzte und ein frommes Gebet sprach für seine geängstigte Seele.

Außer der Kette sind keine nennenswerten Altertümer sowohl in der betreffenden Familie als im Dorfe. Die Juden haben für Spottpreise längst alles angekauft. Von silbernen Bestecken, die früher zu den Leichenschmäusen mitgenommen zu werden pflegten, sah ich noch ein gut erhaltenes Exemplar, und dann erstand

*) Die Sage giebt Müllenhoff S. 57 Nr. 66. In etwas anderer Fassung brachte sie der Dresdener Anzeiger, 171. Jahrgang Nr. 245, Seite 27.

Digitized by Google

ich ein Messinggefäß mit eingraviertem Muster aus dem 17. Jahrhundert, wie zwei gut erhaltene Kellinghusener Fayenceteller.

Als wir wieder durch das Gehege fuhren, fing es leise an zu regnen und ein frischerer Wind strich durch die Bäume als am Nachmittag. Aber es war dennoch schön, und wir genossen und verstanden die letzten Abschiedsgrüße der Natur, bevor sie hinabsinkt in den großen Winterschlaf.

Harro Paul Harring.

Ein Erinnerungsblatt an einen eigengearteten Landsmann.

Von **O. C. Nerong**-Dollerup und **P. J. C. Andresen**-Rabenholz.

I.

„So lautete der Fluch an meiner Wiege:
Du sollst allein die Lebensnacht durchschreiten,
Sollst einsam kämpfen gegen Schmach und Lüge;
Kein liebend Wesen soll dich je begleiten.
Verletzt durch Freundes Trug und Feindes Rüge,
Gekränkt durch Falschheit und Erbärmlichkeiten,
Sollst du, verbannt, verkannt, verhöhnt, verlassen
Die Menschheit lieben, ob dich Menschen hassen."

So schrieb am 29. September 1841 zu London der Mann, den Adolf Bartels in einem seinen Namen tragenden Sonettenkranze den „Ahasver der Revolution" getauft hat, so äußerte sich der schleswig-holsteinische Dichter und Revolutionär Harro Paul Harring. Geboren am 28. August 1798 zu Ibenshof im Kirchspiel Hattstedt bei Husum, verlebte Harring als Knabe eine keineswegs fröhliche Jugendzeit. Anfänglich hatte der Vater, der Landmann und Deichgraf Harro Wilhelm Martensen, getreulich für die Seinen gesorgt. Nachher ergab er sich dem Trunke, vernachlässigte die Seinen, wie auch seinen Beruf, die Landwirtschaft. Seine Mutter, eine brave, fromme Frau, hat redlich das Ihre gethan, den Mann der Familie zurückzugewinnen; aber alles war vergebliche Liebesmühe. Von den 8 Söhnen, die der Familie geboren wurden, starb der eine nach dem andern dahin. Mit jedem Frühling wurde ein Sarg aus Ibenshof fortgetragen. Nur 2 Söhne, der älteste (Martin) und der fünfte (Harro), blieben am Leben. Mit diesen beiden Söhnen blieb die Witwe, als der Vater in der Blüte seiner Jahre starb, zurück. Leider waren die Vermögensverhältnisse jetzt derartig zerrüttet, daß die Mutter bald mit ihren Söhnen den väterlichen Hof verlassen mußte. Martin Harring war damals bereits Gymnasiast. Wahrscheinlich durch die Unterstützung seiner Verwandten wurde es ihm ermöglicht, Theologie zu studieren. Er starb am 18. März 1852 als Pastor zu Sehestedt. Harro war bei dem Tode des Vaters erst 9 Jahre alt. Trotz seiner Jugend hatte er doch ein offenes Auge für die vielen herben Schicksalsschläge, die seine Familie trafen. Dazu kam, daß der Knabe bereits von mehreren schweren Krankheiten befallen war. Kann es uns daher wundern, daß des so sehr aufgeweckten Knaben Gemüt düster und ernst geworden war? Doch, hören wir ihn selbst. In seiner Selbstbiographie Rhonghar Jarr, *) Fahrten eines Friesen (München 1828, 4 Bände) ruft er aus: „Wahrlich, Rhonghar, du wurdest auf manchen Kontrast deines späteren Lebens vorbereitet, so durch den Übergang aus der größten Üppigkeit in das tiefste Elend. Du wirst das Glück dieser Welt, die Freuden dieses Lebens

*) Der Name ist gebildet aus den Buchstaben des Namens Harro Harring.

Digitized by Google

nimmer finden; dein Schicksal wird sich ferner konsequent bleiben, und sie werden dich kummerschwer und lebensmüde in fremder Erde zur Ruhe bestatten, wie sie deine arme, arme Mutter hinabsenkten in fremder Erde. Dein Kummer wird noch die Träger drücken, wenn sie deinen Sarg hinwegschaffen, und du wirst zum ersten Male freudig erwachen nach dem Schlummer im sühnenden Grabe." — Not und Elend waren die täglichen Gäste im Hause seiner Mutter. Harro, der schon zu Lebzeiten seines Vaters durch einen Nervenschlag an der rechten Seite gelähmt war, mußte 2 Jahre lang das Bett hüten, bis er durch die glückliche Kur des Dr. Volquarts wieder hergestellt wurde. Eine große Erleichterung war es für die Mutter, als Harro nach seiner Konfirmation die Stelle eines Zollschreibers auf dem Zollamte in Husum erhielt. Von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends mußte er in der engen Zollstube arbeiten; dennoch war er in früher Morgen- wie in später Abendstunde für die eigene Ausbildung thätig. Dank der ihm zur Verfügung stehenden Bibliothek seiner Vorgesetzten wurde er mit den gediegensten Werken deutscher Litteratur bekannt. Sein ganzes verdientes Geld brachte er stets der geliebten Mutter. Erst später, als diese einen Platz bei einer befreundeten Familie erhielt, dachte er daran, für sich selbst zu sparen. 1817 ging er mit seinem kleinen ersparten Kapital nach Kopenhagen. Hier wollte er sich namentlich in der Kunstmalerei, für die er schon früh großes Talent zeigte, weiter ausbilden. Diese Kunst übte er ferner in Kiel und Dresden. In letzterer Stadt wurde er mit dem Erbprinzen Christian Friedrich von Dänemark, dem späteren König Christian VIII., bekannt. Dieser unterstützte ihn in großherziger Weise, so daß Harring in die Lage versetzt wurde, sich mehr als früher der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Er sagt selbst: „Die Welt lag vor mir, ich bereiste sie, bald hier, bald dort der Studien streng beflissen."

Nun aber trat bald ein Wendepunkt in seinem Leben ein: Die Zeit der Erhebung Europas gegen den Absolutismus begann. Harro Harring wurde leider auf eine recht schiefe, zuletzt auf eine ganz abschüssige Bahn gedrängt. Er sagt selbst:

„Es war die Zeitepoche der Ermannung
Der Jugendkraft in Europa fast.
Es regte sich in aller Völker Jugend,
Zumal in Deutschland, Hellas und Italien,
Der Geist des Volkstums, der, auf Tugendsatzung
Begründet, ein erhabenes Ziel erkannte;
Veredlung der Nation in sich selbst —
Vervollkommnung der Menschheit war das Ziel.
Ich folgte jenem Geist aus innerm Drang,
Und meines Strebens Richtung kündeten
Schon damals meine Lieder. Harmonie
In Wort und That zu bringen, zog ich nach Hellas."

Hier focht er 1821 im Korps der Philhellenen gegen die Türken. In seinen Erwartungen über den Erfolg des griechischen Freiheitskrieges arg enttäuscht, ging er, schwer erkrankt, nach Rom. Hier hielt er sich, meistens der Kunst lebend, unterstützt von seinem Gönner, dem Erbprinzen Christian Friedrich, ein ganzes Jahr auf. Dann trieb ihn sein unstäter, zum Abenteuerlichen hinneigender Sinn weiter auf der einmal beschrittenen Bahn. Nach vielen Querzügen durch Deutschland, Bayern, Holland, Dänemark, Frankreich, Italien, die Schweiz (er war auch eine Zeitlang Theaterdichter an der Wiener Bühne) gelangte er endlich 1828 nach Polen, wo er als Junker *) (Kornet) in ein russisches Gardelanzier-Regiment auf-

*) Obgleich sein Vater nur ein schlichter Marschbauer gewesen war, führte Harring den Beweis, daß er aus adeliger Familie stammte, doch mit Leichtigkeit. Er ließ sich nämlich in der Heimat die Bestätigung ausstellen, daß er der Sohn eines „Deichgrafen" sei, und dies genügte.

Digitized by Google

genommen wurde. Er kämpfte dann auch gegen Rußland. Beim Ausbruch der Julirevolution ging er 1830 nach Deutschland zurück. Aus Sachsen und Bayern verwiesen, ging er nach Straßburg, woselbst er die Zeitung „Das konstitutionelle Deutschland" redigierte. Wegen seiner Beteiligung am Hambacher Fest (1832) entfloh er nach Frankreich, wo er Verbindungen mit dem Italiener Mazzini anknüpfte. An dem Savoyerzuge nahm er ebenfalls teil, infolgedessen er im Mai 1832 im Bade Grenchen in der Schweiz nebst drei anderen verhaftet und als Gefangener nach Solothurn gebracht wurde. Bereits am Tage darauf in Freiheit gesetzt, erhielt er wenige Tage später nebst Mazzini und Ruffini von der Gemeinde Grenchen das Gemeindebürgerrecht. Trotzdem wurde er kurze Zeit nachher aus der Schweiz verwiesen, ging nach Frankreich und von da, nachdem er vom Festland Europas verbannt worden, nach England. So irrte er also unstät und flüchtig umher, oft in den verschiedensten Kerkern lange Zeit schmachtend.

„Und bald sah ich mein Haupt in Preis gestellt,
Aus Pflicht der Selbsterhaltung ward ich Flüchtling.
Und sucht' Asyl im „freien Land." Allein
Belastet durch der Willkür Anathem,
Ward von der Grenz' ich oft zurückgewiesen,
Und Ruh' und Rast fand ich nur hinter Gittern.
So ward ich klarer mir in zwanzig Kerkern,
Und stärker, mächt'ger ward in mir — der Glaube.
Begleitet durch Bedeckung, zahlreich, stark,
Ward ich von Grenz' zu Grenz' geführt, und immer
Nach England — das Botany-Bay der Fürsten
Des Kontinents, wohin sie jeden senden,
Den sie zum Hungertod verurteilt haben."
(Aus der Epistel an Christian VIII.)

In Nr. 1 der „Itzehoer Nachrichten" vom 6. Januar 1837 veröffentlicht Harring einen „offenen Brief" an seine Landsleute, worin er eine Erklärung abgab über sein Schicksal (Verhaftung) in der Schweiz, die Verleumdungen abwehrte, seine Lebensweise verteidigte und die von ihm vertretenen Ideeen darstellte. Darauf erschien in Nr. 8 (24. Februar 1837) ein schwungvolles Gedicht von einem Ungenannten (Peters aus Neuenkirchen), welches lautete:

„Mutig, mein nordischer Held, was immer dich dränget und treibet!
Hier meinen innigsten Gruß, den nur Verehrung erzeugt.
Feindlich vom harten Geschick in ferne Zonen verstoßen,
Stehest du mitten im Kampf, wie in dem Meere der Fels.

Ob denn auch rauh und bedornt sich krümmen die Pfade hienieden,
Frei doch vom thörichten Wahn strebst du zum höheren Ziel.
Was dir als Jüngling geträumt und frühere Ahnung besungen,
Siehe! im Kampfesgewühl trägt es die duldende Brust.

Unwiderstehlicher Drang zog mächtig dich fort aus dem Geleis,
Strebend nach höherer Kraft, nicht suchend irdischen Glanz.
Rüstig, als nordischer Barde, standst du auf Moreas Höhen,
Glänzende That hier zu schauen, welche die Freiheit errang.

Hier in dem blühenden Hain, am Fuße des göttlichen Pindus,
Trankst du ans rieselnder Quell', stillend den brennenden Durst.
Schwellend erhob sich die Brust, die Lose der Völker zu schätzen,
Goldene Freiheit zu schauen, wo noch der Sklave sich beugt.

Irrend vom Sturme geführt durch Klippen und felsige Schluchten,
Folgtest dem Schicksal du, trotzend Verbannung und Tod;
Ahntest den blutigen Kampf, durch welchen die Polen besieget,
Teiltest mit ihnen das Los, das deine Lyra besang.

Wenn auch die Schmähsucht so gerne dich, Edler! verdammet und richtet,
Weil du die Wahrheit erkannt, offen und frei sie bekennst:
Dulde und blicke empor zum waltenden Vater der Liebe,
Der von den Sternen herab sendet dir Frieden und Ruh'.

Digitized by Google

Wann denn einst ferne von uns die welkende Hülle gesenket
Nahe am Fuß einer Eich' still in das finstere Grab:
Dann noch entsende die Harf' umbrauset von düsteren Zweigen,
Klagend die Töne zu uns, „daß fremde Erde dich deckt!" P.

In Nr. 22 des Jahrgangs 1837 der „Itzehver Nachrichten" ist folgende Mitteilung enthalten:

„Harro Harring machte von London aus dem anonymen Verfasser der Elegie in Nr. 8 d. Bl. die Anzeige, daß derselbe ihm hierdurch eine unendliche Freude gemacht. Er bekam die Elegie in Abschrift den 8. Mai, abends 6 Uhr, einige Stunden vor einem Duell, las dieselbe — drei Freunde waren bei ihm —, las den letzten Vers laut und sprach lächelnd: Seht, Freunde, das Fatum waltet, ich bekomme morgen eine Kugel. So geschehen; er steckte die Abschrift der Elegie in die Tasche, und mit jener Kugel im Leibe machte er diese Anzeige."

Wie aus obiger Notiz hervorgeht, wurde Harring in diesem Duell schwer verwundet. Von vielen Freunden gingen Beileidsbezeugungen ein. Nur aus der Heimat wurden ihm solche nicht. Wie wehe ihm das that, ersehen wir aus dem am 13. Juli 1837 geschriebenen Gedicht „Entsagung," in welchem es u. a. heißt:

„Zwei Monde sind in Schmerz und Gram verflossen,
Seit eine Kugel mir ans Herz geschossen;
Kein Gruß ward mir aus meinem Vaterland.
Aus fremden Ländern ist mir Trost geworden,
Nur von den Meinen nicht im teuren Norden,
Kein Jugendfreund hat jetzt sich mir genannt.
— — — — — — — — — — —
Zerrissen fühl' ich all' die heil'gen Bande,
Zertreten liegt die Bruderliebe da."

Harro kam aber nicht dazu, dieses Gedicht zu veröffentlichen; denn bald darauf gingen ihm vielfache Beweise alter Liebe und Treue aus der Heimat zu, namentlich auch von seinem Bruder. Wie gar anders klingt da sein am 1. August 1837 geschriebenes Gedicht „Versöhnung":

„So hab' ich endlich Gruß und Brief erhalten
Vom Sundesstrand und aus der Heimat Au'n.
Der Jugend einst so freundliche Gestalten
Umschweben mich mit stärkendem Vertrau'n.
Die Herzen, mir so nah in schönern Tagen,
Fühl' ich im Geist an meinem Herzen laut
In inn'ger Wehmut voll Empfindung schlagen,
Mit meinem Leid und meinem Gram vertraut."

Im selben Jahre finden wir ihn auf Helgoland, woselbst er in Zwistigkeiten mit dem Gouverneur geriet, infolgedessen er festgenommen und auf ein Kriegsschiff gebracht wurde. 1838 weilte er auf der Insel Jersey, im Winter darauf wieder auf Helgoland. Hier sollte er abermals gefangen abgeführt und nach London gebracht werden; er sprang aber vom Schiff ins Meer und wollte sich nur retten lassen, wenn man ihn nach Frankreich gehen ließe. Er lebte nun in Bordeaux, Brügge, London, ging 1842 nach Brasilien und im August 1843 von Rio de Janeiro aus nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er sich als Maler und Schriftsteller zu ernähren suchte. Gleich einem verwundeten Reh wurde er also, wie er auch selbst sagt, von Land zu Land, von Pol zu Pol gejagt, von Kerker zu Kerker, aus Verbannung in Verbannung, aus Verfolgung in Verfolgung, aus Verzweiflung in Verzweiflung.

In den vierziger Jahren war ein einiges, freies Skandinavien das Ziel

Digitized by Google

seines schwärmerischen Strebens. Er schrieb damals seine „Epistel an die Skandinavier," deren Motto lautete:

„Ein einiges, freies Vaterland
Vom Nordkap bis zum Eiderstrand."

König Christian VIII. aus Dänemark, Harrings Wohlthäter in früherer Zeit, war ihm der „Washington des Nordens" und schien ihm berufen, die nordischen Völker unter einem Scepter zu vereinigen. In der Epistel an Christian VIII. (London, 19. März 1842) sagt er:

„Ich sah ein großes, einig' Skandinavien
Vom Nordkap bis zur Eider, von Natur
Unleugbar als ein Ganzes reich begabt;
Und alle Völkerstämme Skandinaviens,
In deren Herz der Geist des Volkstums flammt,
Sah ich vereinigt in des Nordens Staat,
Und sahe Sie — Als König etwa? — Nein.
Weit höher standen Sie vor meinem Geist:
Ich sahe Sie als Washington des Nordens."

Pour faire un pot pourie.

Von **Chr. Kock** in Bohnert bei Rieseby.

In längst vergangenen Tagen stellten Vermögende und Reiche Potpourri-Vasen in ihre Zimmer, damit der durch die Öffnungen des Deckels entsteigende Wohlgeruch den Raum erfülle. Heute findet man fast nur noch unter den Fayence-Sammlungen kunstgewerblicher Museen Potpourri-Vasen. Das Thaulow-Museum in Kiel birgt eine beträchtliche Zahl derselben. Die besten darunter sind die aus der Eckernförder und Kieler Fayence-Fabrik hervorgegangenen Stücke. Manche dieser zeigen eine schöne Bemalung (Landschaften, Opernscene, Blumen, Doktor und Harlekin usw.)

Die Herstellung des Potpourris war eine recht komplizierte. In einem Rechnungs- und Protokollbuche des Gutes Saxtorf findet sich dafür aus dem Jahre 1765 folgende Anleitung:

„Pour faire un pot pourie.

Man muß den potpourie allezeit in irdenen Töpfen machen, und sich wohl in Acht nehmen, daß ein solcher Topf neu und noch niemals gebraucht ist. Nachdem selbiger wohl gereiniget ist, legt man auf dem Grund eine gute Hand voll Sand, und fängt alsdann bey den Violen an, nachdem das grüne abgepflücket, thut man es im Topf; wenn nun in demselben 1½ Eimer Wasser gehet, kann man 2 ℔ Violen darin thun, von allen Blumen muß aber das grüne abgepflücket werden, ausgenommen von der Orangen Blüte nicht, dieselbe läst man, wie sie ist, wird auch nicht gewogen, je mehr man hinein thut, je beßer es ist, es müßen selbige aber ja frisch seyn. Man thut 8 oder 5 Hände voll Winter-Meyeran hinein, auch 2 oder 3 Hand voll Sommer-Meieran, 4 oder 5 Hände voll Rosen, ½ ℔ Lavendel, ¾ ℔ Rocken-Blüte, ½ ℔ Myrthen, 3 oder 8 Hände voll Roßmarin, 2 Hände voll Thymian, und wenn man die Kräuter in ihrer Blüte haben kann, so sind sie am allerbesten, 1 ℔ einfache Nelken, wovon nichts als das rothe hinein gethan wird, das übrige verdirbt den pot pourie. So oft man Kräuter hinein thut, muß Saltz mit hinein, und dasselbe ja nicht gespart werden. Bis im August muß der Topf alle Tage umgerührt werden mit einen neuen höltzern Löffel, man muß ihm auch zuweilen in ein ander Geschirr ausschütten, damit man es bis auf den Grund umrühren kann. 2 Monath hernach, daß dieses geschehen, muß man 60 bis 80 Gewürtz Nelcken mit einen höltzern Hammer klein machen, und hinein thun, imgleichen 2 Stöcker Canel klein gemacht und hinein gethan, und denn thut man wieder Saltz hinein. Im August muß man den Topf einige Stunden in die Sonne setzen, aber allezeit wohl zugemacht bleiben, damit keine Luft hinein kömt; man muß ihn auch an einen trockenen Ort und auf Holtz setzen. Wenn

Digitized by Google

der September Monath kömmt, muß man den Topf nun alle 8 Tage umrühren, und so oft man etwas hinein thut, muß man ihn allezeit umrühren. Weil nun die Orangen-Blüte sehr dienlich, so werden ordinaire aus einen Topf, 2 Töpfe voll, es müßen irdene Töpfe seyn, und die Deckels darauf von Holtz.

NB. Vor allen Dingen muß man nicht zu wenig Saltz hinein thun."

Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.*)

Von **Ludwig Meyn.**

I.

In der Zeit des österreichisch-preußischen Kondominats über die Herzogtümer ist die Saline zu Travensalze dem Lose verfallen, das lange Zeit vorher hätte eintreten sollen: sie ist aufgehoben, abgebrochen, parzelliert. Durch die Verordnung über die Salzabgabe vom 9. August 1867 ist den Salzraffinerieen in den Herzogtümern ein unbedingtes Todesurteil gesprochen worden.

Die Bedeutung dieses Industriezweiges ist in unserem Lande niemals sehr groß gewesen; das Interesse des Publikums an demselben war aber von jeher ebenso lebhaft wie in den reicher mit Salz gesegneten Ländern. Die klare Erkenntnis der Unentbehrlichkeit des einzigen mineralischen Lebensmittels und seiner Beziehungen zu wichtigen Produkten des Landes, namentlich zu Butter, Speck, Fleisch und Fischen, hat ihm stets eine gewisse Aufmerksamkeit zugewendet; die sichtliche Teilnahme der Regierung für den Gegenstand, wenn auch nur aus dunklen und unklaren Vorstellungen von seiner Wichtigkeit entspringend und zum Verderben des Landes ausschlagend, hat auch das Auge des Patrioten oftmals dem heimischen Salze zugewendet.

Die Unentbehrlichkeit des Salzes für den menschlichen und tierischen Körper setzen wir hier als bekannt voraus. Die absolute Unentbehrlichkeit wird oft viel zu wenig gewürdigt; sie ist von der Art, daß jedes Volk körperlich und geistig herunterkommen muß, dem das Salz nicht genügend zu Gebote steht, oder dem der Erwerb desselben unnatürlich erschwert wird.

In den Herzogtümern kann indessen in den ältesten Zeiten der Bedarf niemals so groß gewesen sein, als in den mehr kontinentalen Ländern; denn weil hier die salzigen Winde über das Land fahren und alles Viehfutter salzhaltig machen, ist der Genuß von Fleisch und Milch, der unsere ältesten jagenden und nomadisierenden Vorväter ernährte, wohl imstande, ein ziemlich genügendes Quantum Salz dem Körper einzuverleiben.

Es kam aber hinzu, daß an beiden Seiten das Land von salziger Meerflut bespült war, und daß die fruchtbaren Landschaften des Ostens und Westens, welche allein eine nicht ackerbauende Bevölkerung ernähren konnten, dem Meere zunächst gelegen sind. So war es immer möglich, sich den Genuß des Meerwassers zum Ersatze des Salzbedarfs zu schaffen, und Salzmangel wird unsere sparsam über das Land verteilten Väter nicht gedrückt haben.

Überdies lehren uns die Küchenüberbleibsel der ältesten Ansiedler an den Küsten, daß dieselben einen großen, vielleicht den wesentlichsten Teil ihrer Nahrung

*) Unter diesem Titel sind vor 33 Jahren vom Wirtschaftsfreunde, Dr. Ludwig Meyn in Utersen (gestorben 1878) in den „Itzehoer Nachrichten" 9 Briefe veröffentlicht worden, deren Inhalt größtenteils noch heute von Interesse ist, was mich veranlaßt, dieselben mit einigen Kürzungen und Änderungen den Lesern der „Heimat" darzubieten.
Eckmann.

Digitized by Google

dem Meere entzogen, dessen Bewohner, namentlich was die Schaltiere angeht, auch dem rohesten, mit Hülfsmitteln der Jagd und des feineren Fischfangs noch nicht ausgerüsteten Wilden sich von selbst zur Nahrung darbieten. Muscheln und Schnecken jeder Art, namentlich Austern und Herzmuscheln in unzähligen Mengen, wurden von diesen ersten Ansiedlern verzehrt und trugen ebenso sehr durch ihren Salzgehalt wie durch nahrhaftes Fleisch zur Kräftigung des Geschlechts bei.

Da nun die nähere Untersuchung der Altertümer des Landes lehrt, daß die Fabrikation roher Thongefäße schon früh hier bekannt war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch das Kochen der Fleischspeisen mit Meerwasser betrieben wurde, und es mußte wunderlich zugehen, wenn nicht ein auf dem Feuer vergessener Topf schon früh die Kunst gelehrt haben sollte, aus dem Meerwasser das Salz in fester, transportabler und konzentrierter Gestalt auszuscheiden. Auf Brennmaterial kam es nicht an, und so wird sich jedermann zu seinem eigenen Bedarf an den Küsten ein Quantum Salz gehalten haben, daß ebenso hier, wie überall, einen effektiven Geld- oder vielmehr Tauschwert im Innern der Halbinsel haben mußte.

Wo der Strandsand an der Westküste nur gelentlich von den Hochfluten erreicht, aber von dem Schaum der Brandung überspritzt wird und in seinen Vertiefungen kleine Wassertümpel sammelt, da entsteht unter dem Druck der heißen Sommersonne sehr bald eine Salzkruste, die gesammelt werden kann. An allen Westküsten dieses Landes, wo die Gelegenheit irgend vorhanden war, hat man diese sandige Salzkruste zusammengescharrt und teils so benutzt, teils, mit Meerwasser gelöst, von neuem versotten, woraus treffliches Salz entstanden ist, das den Bedarf einer zerstreuten Bevölkerung leicht decken konnte.

Daß selbst an der Ostsee eine ähnliche Salzgewinnung noch in späten Zeiten möglich war, lehrt die Insel Läßö im Kattegat, wo der sandige Salzgrund eine weite, fast horizontale Fläche —, wenig über dem Niveau des Meeres, darstellt. Hier grub man Löcher in den Sand, in welche sich das Wasser zusammenzog, das auf seinem Wege durch den Sand alles bereits im Sande durch Verdampfen zurückgebliebene Salz wieder auflöste und so eine vollkommen konzentrierte Sole lieferte, die man in Eimern nach Hause trug, um sie daselbst in flachen hölzernen Bottichen durch die Sonne zum Krystallisieren zu bringen. Konnte dieses Verfahren für die Domherren zu Viborg im Mittelalter noch ein einträgliches Regale abgeben, so mußte in früheren Jahrhunderten auch an anderen Stellen der Ostsee, z. B. bei Bothsand vor dem Kieler Busen und auf den Nehrungen der verschiedenen Binnenseen von da bis Land Oldenburg, der Salzgewinn von großer Bedeutung für das Binnenland sein.

Eine zweite Salzgewinnung eigentümlicher Art fand ebenfalls an unseren Küsten statt und wurde in einem wahrscheinlich noch ausgedehnteren Maße betrieben, da das dadurch gewonnene Salz als Handelsware einen eigenen Namen hatte und weit und breit als „Friesisches Salz" verführt wurde. An den friesischen Küsten ist nämlich vielfach das Watt nur aus einer sehr dünnen Sand- und Schlicklage gebildet, unter welcher Torf befindlich ist. Untermeerischer Torf und untermeerische Wälder, längs unserer ganzen Küste mehr oder weniger weit hinaus sich erstreckend, ebenso wie an den gegenüberliegenden schottischen und englischen Küsten eine allgemeine Senkung des Landes im Laufe der jetzigen geologischen Periode bezeichnend, sind hier vom Meerwasser teils beständig, teils nur während der Flutzeiten überspült und liegen bei der Ebbe trocken. Während dieser Zeit trocknet die äußere Kruste auf, die Feuchtigkeit aus dem Innern steigt nach, und so konzentriert sich tagtäglich im Torfe der Salzgehalt, bis er eine gewisse mittlere Höhe erreicht hat, wo die Austrocknung und die neue Bespülung sich in Konzentration und Verdünnung das Gleichgewicht halten.

Digitized by Google

Diesen unterseeischen Torf, den die Friesen auch wohl Tuul nennen, stachen dieselben, trockneten ihn auf gewöhnliche Weise, verbrannten ihn dann in großen Gluthaufen am Strande, die nach Bedürfnis noch mit Seewasser besprengt wurden, laugten die Asche aus und versotten sie in kleinen Kesseln. Hier kommt der Salzgehalt des Torfes, der des auf die Glut gesprengten Meerwassers und schließlich der Gehalt des Wassers zusammen, welches zum Auflösen der Asche gebraucht wird, und eine so konzentrierte Lauge konnte schon eine reiche Ausbeute geben.

Der erfinderische Geist der rohesten Völker führt doch fast immer und überall auf die gleichen Ansänge der Industrie. Auch im Innern von Deutschland wurden die Salzquellen zuerst auf die Weise nutzbar gemacht, daß man neben ihnen riesenhafte Holzstöße anzündete, dieselben dann mit Salzwasser begoß und die rückbleibende Asche als Salz benutzte.

Wo an unseren Küsten der untermeerische Torf fehlte, da genügten auch schon salzreiche Tanghaufen teilweise, um das gleiche Verfahren zu begründen, und dazu waren die Ostseeküsten wiederum ebenso brauchbar als die Westseeküsten. Die Asche dieser mit Salzwasser gelöschten glühenden Tanghaufen floß zusammen wie eine trübe, grünlich-graue Glasschlacke und war bitter durch die vielen Nebenbestandteile, daher auch nicht wohl zur Aufbewahrung von Fleisch geeignet; dennoch bildete sie selbst in diesem rohen Zustande früher einen gesuchten Handelsartikel, und wurde z. B. noch Ende vorigen Jahrhunderts in Aalborg von den Bauern allwöchentlich zu Markt gebracht.

Höfliche Neujahrsrechnungen.

Von **J. Kinder** in Plön.

Es naht wieder die Zeit, in welcher wir häufiger als in den übrigen Monaten des Jahres das Vergnügen genießen, den freundlichen Postboten bei uns eintreten zu sehen. Er bringt dann die Briefe, welche uns an unsere Schulden erinnern, kurzweg Rechnungen, hier und da auch noch Neujahrswünsche genannt. Wünsche kommen nun freilich in diesen Schriftstücken nicht mehr zum Ausdruck, es sei denn, daß dem säumigen Schuldner gegenüber der Gläubiger den berechtigten Wunsch in deutlicher Form zu erkennen giebt, daß jener endlich doch zahlen möge.

Bei unseren höflichen Vorfahren waren aber in der That die Neujahrsrechnungen sehr oft mit freundlichen Wünschen zum Jahreswechsel versehen. Vor mir liegen vier auf einem halben Quartblatt sauber gedruckte Rechnungen des Hamburger Buchhändlers Daniel Bene, die an den Rektor der Plöner Lateinischen Schule Magister Johann Ehrenreich Koch gerichtet sind und alle in zierlich gebrochselten Alexandrinern die Neujahrswünsche des Rechnungsstellers aussprechen. Handschriftlich verzeichnet sind nur der Name des Schuldners, der Lieferungsgegenstand, das Schuldkapital und die Quittung.

1. Laus Deo. Herr Koch, Rektor zu Plön . . . . Debet
pr. 1 Jahr die Leipziger Lateinische Zeitung . . . . . ℳ 12. 8.

Bei so verwirrtem Lauff der Sorge-schwangern Zeiten
Muß Hertz und Seele doch dem Höchsten dankbar seyn,
Daß wir in guter Ruh' ein neues Jahr beschreiten,
Und über Hamburgs Wohl nus noch, wie ehmals, freu'n.
Gott wohne ferner dann mit lauter Gnade drinnen
Und laß insonderheyt auf Ihn, geehrter Herr,
Und auf Sein werthes Haus die Seegen strömend rinnen:

Das wünscht aus treuer Brust . Sein dienstbeflissener
Hamburg, d. 1. Januarii Daniel Bene.
Anno 1726.
Zu Dank bezahlt.

2. Laus Deo. Herr Rector Koch à Plon . . . . Debet
pr. 1 Jahr die Nova Lipsiensia . . . . . ℳ 7. 8.

Nun tritt die Hoffnung doch dem Grüntzmahl immer näher;
Die mit dem wahren Geist des Staats begabten Seher

Digitized by Google

Versprechen uns gewiß in diesem neuen Jahr
Den Frieden, der bisher so weit entfernet war.
Komm denn, du Himmelskind, bring' jedem, der diß lieset,
Das, was seyn Hertz von dir zum Willkomm sich erkieset,
Setz unsre Handelschafft und jegliches Comtor
Durch deine Seegens-Frucht in einen neuen Flor.

Das wünscht besonders Ihm Mein Hochgeehrter Herr
Hamburg, d. 1. Januarii Bey Überreichung des
Anno 1730. Sein dienstbeflissener
Zu Dank bezahlt. Daniel Bene.

3. Laus Deo. Herr Rector Koch zu Plön . . . . Debet
pr. 1 Jahr die Nova Lipsiensia . . . . . ℔ 7. 8.

Es wendet sich, Gott Lob! nun wiederum ein Jahr,
Das friedlich, fruchtbar, gut durch alle Welt fast war;
So laufft auch mein Courir auf dieses Jahr zu Ende:
Drum wünsch' ich, daß dein Wohl, Hochwerther Leser, nie
Sich ende, sondern Gott mit Gnaden spath und früh
Zu dir, und deine Gunst zu mir sich ferner wende.

Hamburg, d. 1. Januarii Verbleibend
Anno 1732. dessen dienstwilliger
Zu Dank bezahlt. Daniel Bene.

4. Laus Deo. Herr Mag. Koch, Rector in Plön . . Debet
pr. 1 Jahr die Nova Lipsiensia . . . . . ℔ 7. 8.
pr. voriger Jahresrechnung . . . . . 7. 8.

Nach Würden und Gebühr, mir Hochgeehrter Kunde,
Des Krieges Anfang tritt zum Schluß des Jahres ein.
Nur Noth droht leider: fast dem gantzen Erdenrunde.
Viel Neu — doch Gutes nicht wird nun zu lesen seyn;
Jedoch getrost! Gott ist noch Herr und Rath im Lande,
Der große Wunder-Mann führt alles wohl hinaus;
Es sey, mein Gönner, dann nach Dero Wunsch und Stande
Der Friede Gottes nur stets um Ihr Hertz und Haus!
Sie wollen aber mir auch stets geneigt verbleiben,
Mir, die ich mich nunmehr betrübt muß unterschreiben

Hamburg, den 1. Januarii E. E. dienstwillige Dienerin
Anno 1734. Seel. Daniel Bene
ao. 1734 d. 29. Juni zu Dank bezahlt. nachgelassene Wittwe.

Ob nicht die Form auch jetzt zum Gebrauch wieder zu empfehlen sein möchte?

Mitteilungen.

1. **Schwunghafter Kornhandel in Stapelholm zur Zeit des 30jährigen Krieges.** „Bürgermeister und Radt" der Stadt Schleswig beschwerten sich am 8. November 1624 bei Herzog Friedrich darüber, daß ihnen durch einige Stapelholmer, die alles Getreide aufkauften, das Korn und die Gärste verteuert werde. Es heißt in dem Schreiben: „Dann es verhält sich dergestaldt, daß Adolff Voigtt und Heinrich Rautenstein und andere alle Gärsten im Stapelholm aufkauffen, an frembde Ortere zu schiffen, soviel alß sie immer bekommen können, auch so gantz heuffig und sehr, daß bei Adolff Voigten alleiu der Garsten soviel zusammen getragen, daß seine Boden darunter niedergebrochen und ein ironisch oder kurzweiligh Geschrey ausgekommen: Der Gärste hätte einen Fall gekriegt, welches zwar bei ihme in facto, aber bey uns leider in figurlicher Meinunge das contrarium sich befindet." — Von Rautenstein wird berichtet, daß er mit seiner Frauen Schwester Manne Gerdt Köhne in Lübeck in Verbindung stehe, er habe den Preis des Korns von 6 auf 8 Mark verteuert, es der Stadt Schleswig zu Kauf angeboten mit dem Bemerken, er würde das Korn sonst nach Lübeck bringen. — Der Herzog bittet am 9. November seine Räthe, die „itzt nach Hadersleben zum Landtag deputiert sind" um Auskunft. Die Schleswiger petitioniren am 11. November zum zweiten Mal, der Herzog läßt sich erweichen und verbietet „bis auf ferneren Befehl" die Ausfuhr von Korn im Stapelholm. Drei Jahre später, am 28. September 1627, gebietet der Herzog, daß Adolff Voigt in Süderstapel an die Eingesessenen von Schleswig 1000 Tonnen Gersten „vor billiger Bezahlung" aus dem Lande liefern soll, und am 22. November 1627 befiehlt derselbe, daß auch an

Digitized by Google

die Stadt Eckernförde, die sich wahrscheinlich ebenfalls mit einer Bittschrift an den Herzog gewandt hat, von Adolff Voigtt Gerste geliefert werden soll.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

2. **Ein Komet und seine Wirkungen in Süderstapel.** Anno 1680 den 18 Dezembris, war der Sonnabend ante Dom. 4 Advent, ist in Südwesten ein Comet gesehen worden von ungläubiger, schrecklicher Größe, davor sich männiglich entsetzt und viel geschrieben worden. Als nahm ich Anlaß den Sonntag anzuführen, daß diese Ruthe nicht vergebens am Himmel sey aufgestellet, sondern besorge, weil die scharffe Kriegesruthe nicht hat helffen wollen, daß Gott mit einer schärfferen Ruthen kommen werde; man sollte gehoffet haben, daß die Gerechtigkeit besser gehandhabet werde, aber es ist ärger worden. Das empfund der Landrichter (Justizrath Lic. Hermann Wetken) so übell, daß er auff dem Gastmahl des Friedrich Voigts (früherer Landvogt) mirs öffentlich vorhielt: „Ihr habt mich auff der Cantzel gehabt, was warn Euer Wort anders als Auffruhr, Auffruhr," an seine Brust schlagend. „Straff mich Gott, ich wills nicht sitzen lassen, ihr sollt revociren, ihr habt mich oder den Amptmann oder meinen Herrn gemeint." — Cui ego: (welchem ich antwortete:) „Habe ich Euch gemeint, wie Ihr sagt, so erwarte ich, was Gott nach seinem Willen werde über mich verhängen," stund auff und ging davon. Sein Bruder aber sprach, gieb dem Pfaffen ein weißen Sack, laß ihn lauffen den Schurken. — Doch hat mich mein Gott in seinen Schutz gehalten. Gott schütze mich und alle seine Diener weiter. Amen! (Pastor Großmanns „Memorabilia Stapelholmensia." 1654—80. Aus dem Manuskript mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

3. **Der Name der Stadt Husum.** Der Name der Stadt Husum scheint seiner sprachlichen Bedeutung nach nicht so bekannt zu sein, wie man das wegen seiner einfachen Zusammensetzung erwarten sollte. Husum ist nämlich kein alter Dativ (Laß), wie etwa Heide aus „zu der Heide," wo sich die Achtundvierziger (Regenten von Ditmarschen) versammelten. Man muß ja doch glauben, daß der Name entstanden ist, als die Bevölkerung noch friesisch war. Die friesischen Substantiva haben, wenigstens jetzt (s. Chr. Johannsen, Die nordfriesische Sprache, S. 131 ff.), entweder nur mit dem Nominativ gleichlautende Dativa, oder sie hängen im Dat. Plur. n, ar, an an den Stamm. Husum dürfte vielmehr ähnlich gebildet gebildet sein wie alle die vielen nordfriesischen Ortsnamen auf —um, deren Johannsen 5 von Sylt, von Föhr 11 und sonst noch 108 aus dieser Gegend aufzählt. Diese Endung —um wird im Sylter Friesisch hem gesprochen. Es ist klar, daß dieses —um, welches hem oder ham, oder am (Aamram = Amrum) gesprochen wird, dem englischen heim (Nottingham, Birmingham usw.), angelsächsischen Ursprungs, dem bayrischen heim (Mannheim, Weinheim usw.) gleich ist. Es wäre also Husum = Hausheim. Die Länge des u in der ersten Silbe steht dem nicht entgegen, obgleich friesisch das Haus hys heißt; denn die Friesen sprechen auch heute Husum wie Hys-ham, wovon der obengenannte Johansen S. 271 ff. mehrere Male den Beweis giebt. Auch würde fälschlich hiergegen eingewendet, daß eine Verbindung von Haus mit Heim Unsinn wäre. Können doch verschiedene Gebäude zum Heim werden. So giebt es in Bayern 2 Hüttenheime und 1 Hausheim noch heute. — Noch ein Einwand könnte hergenommen werden von der Existenz eines Husum in Hannover, welches man wohl nicht verkehrt mit Hausen, in Herrenhausen z. B., zusammenbringt. Indes, warum sollten auch dort nicht friesische Ansiedlungen angenommen werden, da sie in alten Zeiten weiter landeinwärts sich vorgefunden haben als jetzt.

Husum. P. D. Ch. Hennings.

In dem Ortsnamenbuch von Förstemann steht: „Haus — hausen — friesisch huysen, abgekürzt sen, oft auch se." Thomas sagt im „Etymologischen Wörterbuch geographischer Namen" über Husum, wobei er sich auf Buttmann und Strackerjan beruft: „Husum entspricht dem hochdeutschen hausen, ein Wort, das allein und in Zusammensetzungen sehr oft bei der Bildung von Ortsnamen zur Anwendung gekommen ist. Der Name zeigt die alte Dativform auf um, welche auf die Frage wo? gebraucht wird; ahd., af., mhd. hus, nhd. Haus; husum wörtlich: zu den Häusern." In seinem Werk „Das Herzogtum Schleswig" bemerkt Sach über Husum: „Husenbro 1252 = Husahembro, d. h. die Brücke an der Häuserstätte, jetzt Stadt Husum." Jellinghaus schreibt in seiner Abhandlung über holsteinische Ortsnamen: „In Eiderstedt und Nordfriesland giebt es über 50 echte alte Dorfnamen auf —um. Sichere alte Formen auf hem existieren von ihnen nicht, und andererseits ist die frühere Erklärung, wonach sie alte plurale Dativformen (auf um) wären, nicht recht haltbar. Jedenfalls darf die Thatsache, daß gerade die nordfriesischen Dörfer auf —um gehen, nicht ohne weiteres für Herkunft der Nordfriesen aus dem heimreichen Westfriesland und Niederland in Anspruch genommen werden, mit Rücksicht auf ihr Vorkommen in Jütland. Auffällig ist es freilich, daß gerade an den beiden Punkten außerhalb des alten Deutschlands, wo die Ansiedelungen der Deutschen im 3.—6. Jahrhundert historisch bekannt sind, in Belgien und Holland, die Heime massenhaft auftreten. Es läßt

Digitized by Google

sich nicht leugnen, daß die nordfriesischen Namen genau so gebildet sind wie die mit heim und um in den südlicheren Gegenden."

Wir sehen also daraus, daß die Sprachforscher einander widersprechen. Eckmann.

4. Burger Eyd. Ick lave und schwöre tho Gott dem Allmächtigen, dat ick düssem Rahde und düsser Stadt will trnw und hold wesen, Eer Bestes söken unde Schaden affwenden, alse ick beste kan und mag, ock nenen Upsach wedder dussem Rahde und düsser Stadt maken, mit Worden edder Wercken, und esst ick wat erfahre, dat wedder düssem Rahde und düsser Stadt were, dat ik dat getrüwlik will vormelden. Ick will ock myn Jährlickes Schott, ingliken Törkenstüer, Tholage, Tollen, Accise, Matten und wat sünsten twischen Einem Ehrb. Rahde und der Erbgesetenen Börgerschop belevet und bewilliget werd, getrüwund unwiegerlick by myner Wetenschop entrichten und bethalen. Alse my Gott helpe und syn Hilliges Wort.

Johann Joseph Augustin hat als Groß Bürger obigen Eyd abgestattet.
Actum Hamburg 13ten December 1822.

G. Goafeal.

Mitgeteilt von Heinrich Ankert in Leitmeritz.

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. 30. Band. Kiel, 1900. 8°. Inhalt: Dr. Erichsen: Die Besitzungen des Klosters Neumünster von seiner Verlegung nach Bordesholm bis zu seiner Einziehung. — P. v. Hedemann: Hemmelmark, eine Gutswirtschaft des vorigen Jahrhunderts. — Dr. de Boor: Beiträge zur Geschichte der holsteinischen Familie von Saldern. — Dr. Aage Friis: Andreas Peter Bernstorff und die Herzogtümer Schleswig und Holstein (1773—1780). — Kleinere Mitteilungen: Jellinghaus: Eine Segeberger Urkunde vom Jahre 1342. — P. v. Hedemann: Zur Geschichte der Familie von Sehested und der Eidergüter. — Dr. Hofmeister: Der Sylter Chronist Hans Kielholt. — Dr. Steffenhagen: Eine neue Glossenhandschrift des Sachsenspiegels. — Daran schließt sich eine Übersicht über die in Schleswig-Holstein erschienene und diese Provinz betreffende Litteratur 1897—1900. Das Verzeichnis enthält nicht nur geschichtliche Werke, sondern berücksichtigt auch andere Gebiete. Gerade von den Lesern der „Heimat" wird diese Arbeit des Professors Dr. v. Fischer-Benzon mit Dank entgegengenommen werden, da dieselben sich an der Hand dieser übersichtlichen Darstellung leicht über die heimatliche neuere Litteratur orientieren können. — Mit einigen Nachrichten über die Gesellschaft schließt der Band. Willers Jessen.

Nordens Oldtid af W Dreyer. Sonderbeilage der Zeitschrift „Frem." Kopenhagen, 1900. Folio. 128 Seiten. Preis 2 Kronen. — Hat Dr. Sophus Müller in seinem Werke: „Nordische Altertumskunde," welches in deutscher Übersetzung in Straßburg (K. J. Trübners Verlag) 1897 erschienen ist, eine große wissenschaftliche Arbeit geliefert, so wird hier der Versuch gemacht, die Vorgeschichte so darzustellen, daß das Volk, der Bürger und der Landmann Interesse für dieselbe gewinnt. In anschaulicher, lebendiger Weise erzählt der Verfasser; die zahlreichen schönen, aus Sophus Müllers Werk entnommenen Illustrationen erleichtern das Verständnis, und ganz besonderes Interesse erregen die von Karl Jensen gezeichneten Scenen aus dem Volksleben. Als Beilage der sehr gelesenen Zeitschrift „Frem" hat dieses populäre Werk auch in Nordschleswig eine große Verbreitung gefunden. Willers Jessen.

Anfrage.

1. Wo kommt Amanita (Agaricus) muscardus (L.) Fries, der gemeine Fliegenschwamm, und seine Varietäten: a. var. formosa Pers. (Warzen und Stiel gelblich), b. var. rubens Scopoli (Warzen und Stiel rötlich), c. var. puella Pers. (ohne Warzen) in der Provinz Schleswig-Holstein vor? (Angabe von Kreis, Stadt, Dorf, Ortschaft.) — 2. Welche Bestände liebt er? (Kiefern, Rottannen oder andere Holzarten: Birken usw.) (Angabe von Wald, Hölzung, Revier und wo dieselben? Bodenart.) — 3. Führt der gemeine Fliegenschwamm resp. seine Varietäten in der Provinz außer der Bezeichnung „Poggenstöhl" noch eine andere und wo? Um recht ausführliche Mitteilung betreffs obiger Fragen ersucht

Niendorf b. Breitenfelde, Kr. Hrzt. Lauenburg. W. J. Goverts.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Nachruf.

Unser bisheriger Expedient, Herr Küster **Rohwer**, ist am 16. Dezember v. J. nach längerer Krankheit gestorben. Seit dem Erscheinen der „Heimat" hat derselbe in rastlosem Eifer und mit peinlichster Sorgfalt die recht schwierige und umfangreiche Arbeit des Versands der Monatshefte besorgt. Der geschäftsführende Ausschuß wird ihm ein ehrenvolles Andenken sichern.

Tauschverkehr.

Die Schulmineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein (Lehrer Barfod in Kiel) liefert an Schulen und Private Mineralien-Sammlungen im Preise von 20—50 ℳ. und darüber und tauscht gegen solche auch schleswig-holsteinische Mineralien in größeren Mengen ein.

Anmerkung: Für Tauschzwecke steht die „Heimat" unseren Mitgliedern nach Maßgabe des für dieselben vorhandenen Raumes unentgeltlich zur Verfügung.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Neue Mitglieder.

Für 1900:

275. Corssen, Kaufmann, Altona. 276. Esmarch, Justizrat, Eutin. 277. Jürgensen, Amtsgerichtsrat, Husum. 278. Frl Volquartz, Lensahn.

Für 1901:

1. Ancker, Husner, Wattenbek b. Bordesholm. 2. Brüning, Husner, Ochsenweide b. Bordesholm. 3. Clausen, Dr. med., Bordesholm. 4. Deinert, Amtsvorsteher, Eiderstede b. Bordesholm. 5. Freese, Zimmermeister, Eiderstede b. Bordesholm. 6 Hauschildt, Husner, Wattenbek b. Bordesholm. 7. Baron von Heintze, Landrat, Bordesholm. 8. Nölke, Buchdruckereibesitzer, Bordesholm. 9. Radunz, Techniker, Kiel.

Zur Nachricht.

1. Die Mitgliederzahl beziffert sich auf mehr als **2500.**
2. Die Jahrgänge 1891, 1892 und 1895 sind vergriffen. Wer an der Beschaffung besonderes Interesse hat, dem empfehlen wir, eine Offerte (Preis der gespaltenen Petitzeile 15 Pf.) im Anzeigenteil der „Heimat" aufzugeben.
3. **Die Jahrgänge 1893, 1894, 1896 und 1897 werden den Mitgliedern für 1,20 ℳ. pr. Band portofrei nachgeliefert;** die Jahrgänge 1898, 1899 und 1900 können nach wie vor zum Preise von 2 ℳ. pr. Band portofrei bezogen werden.
4. Die Anschaffung der **geschmackvollen Original-Einbanddecke** (grüner Kaliko mit den drei Wappen unsers Vereinsgebietes und auf dem Rücken mit Titel in Golddruck) zum Preise von 60 Pf. sei den Mitgliedern besonders empfohlen. Der Unterzeichnete nimmt Bestellungen entgegen und versendet die Decken portofrei mit dem Monatsheft.
5. Um Irrtümer zu vermeiden, bitten wir, daß Geldbeträge nur an unsern Kassenführer, Herrn Lehrer F. Lorentzen, Jungfernstieg 8, gesandt werden.
6. Der Unterzeichnete bittet die verehrlichen Mitglieder, bei Adressenveränderungen usw. stets die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen, wodurch ihm mühevolles Suchen und vielerlei Irrtümer erspart bleiben.
7. Die Abmeldefrist für 1900 ist mit Schluß dieses Jahres verstrichen (§ 8 unserer Satzungen). Später einlaufende Abmeldungen können nicht berücksichtigt werden.

Kiel, am 13. Dezember 1900.

Der Schriftführer und Expedient:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Anzeigen.

E. Marquardsen, Kiel, Holtenauerstrasse 9,
(Inhaber J. Hagge),
Buchhandlung und Antiquariat.
Sorgfältig gewähltes Lager aus allen Gebieten der Wissenschaft. Pünktliche Lieferung aller Literaturwerke des In- und Auslandes.

J. von Fehren, Ecke Ringstrasse und Königsweg
empfiehlt sein grosses Lager
naturreiner Portweine
der Californischen Wine-Import-Company
in jeder Preislage.

Digitized by Google

Wilhelm von Fehren

Tel. 3330. **KIEL, Holtenauerstrasse 40.** Tel. 3330.

Complete Küchen-Einrichtungen.

Ia Emaille-Kochgeschirr. ❋ Solinger Stahlwaaren.

Hochzeits-Geschenke in Alfenide und Nickel.

• • • • **Linoleum.** • • • •

Verlag von **Gustav Schmidt** in **Berlin W. 35.**

Eine Fundgrube für Lehrer und Schulen bildet:

Natur und Haus. Illustrierte Zeitschrift für alle Naturfreunde.

Unter Mitwirkung bewährter Forscher und Liebhaber herausgegeben von **M. Hesdörffer.**

Die Zeitschrift behandelt **Zoologie, Botanik** und **Mineralogie** in gemeinverständlicher Form und besonders die **Liebhabereien,** wie **Aquarien- und Terrarienpflege, Vogelpflege, Blumenpflege** u. a. m. Reich illustriert. Jährlich mehrere farbige Tafeln.

Vierteljährlich **2 Mark.** Probehefte umsonst.

Band 2—5. Jeder Band mit mehreren Hundert Abbildungen **geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.**

Band 6—8. Jeder Band **geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.**

„Natur und Haus" ist das gegebene Blatt für jeden **Vereins-Lesezirkel** sowie für **Schulbibliotheken.**

Präparandenanstalt zu Kiel.

Aufnahmeprüfung am 13. April. Anmeldungen unter Beifügung des Taufscheins, der Impfscheine, eines Gesundheitsscheins und des Schulzeugnisses an

Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Ihr reichhaltiges Lager von **Glasaquarien** □ in allen Größen, Apparaten für Reinigung, Durchlichtung und Heizung der Aquarien empfiehlt die Glashandlung **D. Simons,** Kiel, Holstenstraße 13.

Auf Wunsch steht Preisliste zur Verfügung.

Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Technikum Eutin.

Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und Bahnmeisterschule mit Praktikum.

Abiturienten anderer Bauschulen finden weitere Ausbildung. Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Programm kostenlos durch Dir. **Klücher.**

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu erziehende Knaben. **Dir. Schulze.**

Präparandenanstalt zu Ütersen.

Aufnahmeprüfung am 13. April 1901. Anmeldungen sind zu richten an

C. C. Christiansen.

I. Preis und goldene Medaille Dortmund 1899.

Illustr. Wochenschrift für Tier- und Pflanzen-Freunde.

Probehefte gratis und frei von Verleger Altona-Hamburg, Arnoldstr. 6.

Mitglieder der **„Ulva,"** des Vereins für Aquarien- und Terrarienkunde zu Kiel, erhalten diese Wochenschrift **gratis** und **franko** zugestellt. Jährlicher Beitrag 7.20 M. Nähere Auskunft erteilt Lehrer **Barfod,** 1. Vorsitzender der „Ulva."

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 2. Februar 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Jungfernstieg 8, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Von vorliegender Nummer sind uns 100 Exemplare zwecks Werbung neuer Mitglieder kostenfrei zur Verfügung gestellt worden. Um Aufgabe geeigneter Adressen bittet der Schriftführer Barfod.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Callsen, Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren. — 2. Nerong u. Andresen, Harro Paul Harring. II. — 3. Meyn, Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern. II u. III. — 4. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Mitteilung.

Einzahlung der Beiträge für 1901.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Beiträge folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man 5 Pf. Bestellgeld beifügen.

2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder wohnen, ist eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge erwünscht.

3. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge zu besorgen: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struve), Gaarden (Lehrer Frank), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Bote des Schulwiss. Bildungsvereins Möckel), Heide (Rektor Sierck), Helgoland (Rektor Kuhlmann), Husum (Gymnasiallehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Lehrer Barfod), Lensahn (Organist Holm), Lübeck (Hauptl. Pechmann), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Lehrer Rothmann), Neumühlen (Hauptl. Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Oldesloe (Kantor Blunck), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Lehrer Greve), Schönkirchen (Amtsvorst. Wiese), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Uetersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).

4. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern des Mitgliederverzeichnisses wird dringend gebeten.

5. Gegen Mehrzahlung von 60 Pf. wird den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1900 mit dem nächsten Hefte der „Heimat" portofrei zugesandt.

6. Es ist erwünscht, die Beiträge möglichst bald einzusenden (vgl. § 9 der Satzungen).

Kiel, im Januar 1901.
Jungfernstieg 8.

F. Lorenzen,
Kassenführer.

Digitized by Google

Mitteilung.

Berichtigungen und Ergänzungen zu den Mitteilungen über Auditeur Lüders. Über den genannten schleswig-holsteinischen Offizier sind in Veranlassung meiner Mitteilung in Jahrgang 10 Nr. 12 der „Heimat" kürzere und ausführlichere biographische Notizen bei der Schriftleitung eingegangen, welche mir gütigst übermittelt worden sind. Allen Herren für ihre freundlichen Zusendungen mein innigster Dank!

Wenn Herr Werner Frölich in Flensburg bemerkt, daß Auditeur Lüders nicht zu den vormärzlichen Offizieren gehört habe, so ist er im Recht, denn unser Lüders ist in dieser Beziehung mit dem Premierleutnant Lüders verwechselt worden, welcher 1845 beim 16. Infanterie-Bataillon (später 3. Bat.) gestanden und auch als Platzkommandant in Rendsburg fungiert hat. Wenn aber in der Zuschrift des Herrn Frölich ferner berichtet wird, daß L. in Heidelberg gestorben, so ist das ein Irrtum, wie dies aus den ausführlichen Mitteilungen des Herrn Dr. Hansen-Oldesloe und des Herrn E. Schnack in Quern, entnommen dem „Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller" von Dr. Alberti (Kiel 1867), sich ergiebt. Dieser Bericht lautet: „Lüders, Theodor Hermann Johannes, geb. in Schleswig den 27. September 1823, Sohn des Regierungsrats Johann Joachim Christian Lüders, besuchte die 1838 die Schleswiger Domschule (Lehrer Rektor Schmnacher und Dr. Lübker), wurde nach der Mutter Tode in Pension gegeben zum Pastor Möller in Altona und besuchte dort die Schule, sowie später die Husumer Schule; lebte den Winter 1842/43 zu Hause und ging dann, um die Rechte zu studieren, nach Kiel bis Michaelis 1843, Heidelberg bis dahin 1844, war von Ostern 1846 bis Michaelis zu Hause und darauf noch ein Jahr in Kiel, examiniert 1847; war darauf 2 Monate Amtssekretär in Lauenburg, dann in Plön bis Ostern 1848, war von da an in Rendsburg im Kriegsdepartement und um Michaelis desselben Jahres Auditeur, später Oberauditeur bis zur Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee; lebte darauf zuerst in Braunschweig, wo er Mitarbeiter an der „Reichszeitung" war, dann als Schriftsteller in Heidelberg; ging 1852, als Bergbauverwalter vom Grafen Reichenbach angestellt, nach Steinbach am Neckar im Großherzogtum Hessen bis Februar 1853, war dann wieder ein Jahr in Heidelberg und ging darauf nach Amerika, wo er zuerst Kaufmann, dann Mitarbeiter einer deutschen Zeitung war und den 2. Januar 1858 in Hebeggen starb." — Herr E. Schnack berichtet noch, daß L. ein Urenkel des im Jahre 1786 verstorbenen Hofpredigers und Propsten Philipp Ernst Lüders in Glückstadt war, der sich durch seine vielen landwirtschaftlichen Schriften große Verdienste um die Landwirtschaft erwarb.

Herr Dr. Hansen bemerkt über Lüder's schriftstellerische Arbeiten: „Seine Schriften über den Krieg von 1848 ff. zeichnen sich aus durch eine fesselnde Darstellung; so ist die Schilderung der Schlacht bei Eckernförde ein kleines Kunstwerk, das verdiente, schon des Stils wegen in Lesebücher aufgenommen zu werden. Dagegen kann man nicht behaupten, daß er sine ira et studio, „ohne Feindschaft und Vorliebe" geschrieben hat; wenn auch die schweren Vorwürfe, die ihm von dem Prinzen Friedrich von Noer in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte Schleswig-Holsteins gemacht werden, über das Ziel hinausschießen, so darf man doch sich Lüder's zum Teil höchst scharfe Urteile über die handelnden Persönlichkeiten jener Zeit nicht kritiklos aneignen. Ein fesselnder Lesestoff für jeden Freund unserer Geschichte bleiben seine Schriften immerhin und ist es zu bedauern, wenn sie im Buchhandel vergriffen sind."

Zu diesem Urteile des Herrn Dr. Hansen über unsern Lüders als Schriftsteller möchte ich mir erlauben zu bemerken, daß unser Kampfgenosse freilich in seinem Werke „Willisen und seine Zeit" häufig recht scharfe Urteile fällt über mehrere Persönlichkeiten jener schicksalsschweren Zeit, daß er aber selbst in der Vorrede von sich sagt, er habe sich bemüht, wahr und getreu zu schildern, ohne Rücksicht auf persönliche Freundschaft oder Feindschaft, wie er es der großen Sache, der er gedient, schuldig sei, er aber nicht immer die Schärfe im Urteil habe vermeiden können, denn die Thatsachen selber hätten schon den härtesten Tadel enthalten. Seine einstigen noch jetzt lebenden Mitkämpfer, die damals unser großes Deutschland in seiner schmachvollsten Erniedrigung gesehen haben, werden ihm öfters beistimmen müssen, wenn sie sich die durch offenbare Schuld der leitenden Persönlichkeiten herbeigeführten traurigen Mißerfolge während des Feldzuges im Jahre 1850 vergegenwärtigen. Was sein Urteil über Willisen betrifft, so spricht Lüders es als seine feste Überzeugung aus, daß jener es vom 8. April bis zum 7. Dezember 1850 treu und ehrlich mit Schleswig-Holstein gemeint habe und stets dessen Bestes habe fördern wollen, sei also ein Ehrenmann gewesen, aber leider — kein Mann, womit gewiß ein zutreffendes Urteil über den Führer der schleswig-holsteinischen Armee gefällt worden ist. Die alten Kampfgenossen müssen bedauern, daß es Lüders als einem echten Sohn Schleswig-Holsteins nicht vergönnt war, die Befreiung seines teuren Heimatlandes zu erleben.

Hahnenkamp b. Horst in Holstein. B. Butenschön, Lehrer emer.
Kampfgenosse von 1848/51.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 2. Februar 1901.

Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

Es ist schlecht, Bauer zu sein, hört man heute klagen, vor 60 Jahren war's aber schlechter, und damals war noch nicht die schlechteste Zeit. Mir sind besonders die Jahre 1836—1842 in Erinnerung. Manches Pfund Butter habe ich als Knabe in die Stadt getragen und manches Stieg Eier, habe aber — selbst in Hotels — nie mehr als 4 Schilling (30 Pf.) für die eine wie für die andere Ware bekommen können. Eine Tonne Kartoffeln kostete 16—20 Schilling, die beste Sorte wohl 24 Sch. (1,20 M, 1,50 M, 1,80 M). Ein Fuder Torf, stundenweit gefahren und auf den Boden gebracht, kostete 20—22 Sch. (1,50 M bis 1,65 M). Von einem nüchternen Kalbe wurde im Grunde nur das Fell bezahlt, das Fleisch wurde für höchstens 3 Sch. (22½ Pf.) à Vorder- und 4 Sch. (30 Pf.) à Hinterviertel verkauft. Wurde dies Fleisch im Hause verzehrt, dann schämten wir Kinder uns, solches auf unserm Brot bei der Schule zu zeigen. Käse kostete 1½ bis 2 Sch. (11¼ bis 15 Pf.) das Pfund; Schafe und Lämmer wurden (wie Kälber) an den Schlachter verkauft, aber Schweine meines Wissens nie. Speck verkaufen war eine Schande und galt für ein Zeichen schlechter Wirtschaft. Fleisch, Speck und Würste hingen an der Decke der großen Tenne im Rauch, meistens überjährig, und es galt für ein Zeichen guter Wirtschaft, wenn ein paar Jahrgänge des Schlachtens sich hier präsentierten. — Wie die Kornpreise standen, kann ich nicht erinnern; sie waren jedenfalls niedrig. *)

Freilich waren die Ausgaben der Einnahme entsprechend. Ein Knecht bekam im Durchschnitt etwa 10 Rthlr. (36 M), ein Dienstmädchen 5 Rthlr. (18 M) Lohn nebst einigen Naturalien, bestehend in Flachs, Wolle, Leinen,

*) Oft habe ich erzählen hören, Bauern aus der Mitte Angelns seien — in den zwanziger Jahren? — mit Hafer nach Schleswig gefahren, der dort 1 Rbthlr. (2,25 M) kostete; sie hörten aber, daß er in Rendsburg ein Drittel (2,37½ M) koste, und fuhren nun, um den einen Schilling zu erhalten, mit ihrer kleinen Last durch die sandigen Wege die 3½ Meilen weiter! So schlecht war es vor 60 Jahren nicht mehr.

Digitized by Google

einem Anzuge, auch wohl einem Schaf, in Futter und Gras usw. Und doch war solcher Lohn verhältnismäßig hoch, denn der Knecht konnte für sein Geld ein brauchbares Arbeitspferd und die Magd für ihren Teil eine gute Kuh kaufen. — Die Staats- und Gemeindesteuern waren, wenn auch mannigfaltig, doch gering. Desto mehr lästige Verpflichtungen lagen den Bauern ob. So wurden mitunter ganze Dörfer nachts aus dem Bette gejagt, um irgend einem im Dreck oder Schnee festgefahrenen Fuhrmann auf der eine Stunde entfernten Landstraße mit Vorspann und Gerät herauszuhelfen. Ein anderes Mal mußte mit irgend einem Beamten oder gar einem zu transportierenden Vagabonden eine meilenweite Fuhre gemacht werden, oder es kam im Sommer die Ordre, das Gras auf den Wiesen beim Schlosse Gottorf zu mähen, das Heu zu bereiten usw., oder es sollte der lange Mühlenstrom bei der Schloßmühle, in welcher sie wegen des Mühlenzwanges nicht einmal mahlen lassen durften, gereinigt werden. Im Herbste mußte jedes Haus einen Mann zur Treibjagd stellen, und im Sommer oft noch das Wild vom Felde jagen, im Winter auch wohl die Hölzung nachts vor Dieben bewahren usw. Daneben wurden wir fast täglich von Bettlern in ganzen Scharen und von allerlei fahrendem Volk belästigt, mit denen wir uns durch Gaben von Brot, Grütze, Fleisch, Kartoffeln usw. abfinden mußten.

Unter all solchen Umständen war bei einer Bauernwirtschaft nicht viel zu werden, und erst recht nicht, wenn einer gar einige Hundert Thaler Schuld mit 5 % zu verzinsen hatte. — Geld war denn auch überall ein rarer Artikel. Wer einmal 100 Thaler auf seine Hypothek leihen mußte, konnte Dörfer absuchen, ehe er sie fand, und wenn er sie gefunden, bekam er sie schwerlich, denn seit dem Staatsbankerott (1813) war die Angst ums Verlieren so groß, daß jeder lieber seine sauer ersparten Thaler versteckt hielt. — Geld mußte daher gewöhnlich in der Stadt geliehen werden.

Das tägliche Leben verlief unter solchen Verhältnissen denn auch sehr einfach. Oberster Grundsatz war, jede unnötige Ausgabe zu vermeiden, den Schilling zu sparen, selbst thun und selbst machen, was irgend möglich war.

Als Beispiel solchen Lebens führe ich die Leser in ein Dorf südlich von Schleswig, in der Nähe der Danewirke, wo ich die genannten, noch in der Erinnerung so schönen Jahre, zugebracht habe. Ich nenne es ein sächsisches Dorf, weil damals das alte Sachsenhaus mit seiner großen Diele und ohne Schornstein fast ausschließlich herrschte, die Bewohner unzweifelhaft sächsischen Stammes waren.

Es war ein recht großes Dorf. Mindestens 20 „halbe Hufen" (2 Pferde, 8 bis 10 Kühe, Jungvieh, Schafe wurden gehalten), etwa 10 „Katen" (die auch noch 2 Pferde hielten — wegen der langen Feldwege) und einige „Insten" (die nur Kühe hielten) lagen längs der gepflasterten

Digitized by Google

Dorfstraße, teilweise eng und unregelmäßig gebaut, mit kleinen, offenen Vorplätzen, auf welchen meistens der Düngerhaufen prangte, mit kleinen, wenig gepflegten Gärten, und überhaupt mit wenig Schmuck und Behagen ausgestattet.

Die Umgebung des Dorfes bot dagegen manche schöne Partie und herrliche Fernsichten, die aber wohl kaum gehörig gewürdigt wurden.

Mietsleute gab es wenig, Arme fast gar nicht. — Alle Bewohner lebten ohne irgend welchen bemerkbaren Standesunterschied neben- und miteinander, duzten sich sämtlich, nur die Alten wurden mit „Ji" angeredet, wie denn auch die Kinder ihre Eltern so anredeten. — Die Kirche war in der Stadt — eine Stunde entfernt — und wurde wenig besucht. Den Pastor erinnere ich im Dorfe nur von der jährlichen Schulprüfung, wo der alte Herr, auf einem Lehnstuhle sitzend, sich von jedem Schüler etwas vorlesen ließ, das immer seinen Beifall fand. — Die Dorfbewohner waren ein braves nnd biederes Volk, stets zu gegenseitiger Hülfe bereit und unerschütterlich an Sitte und Zucht haltend.

Kehren wir nach dieser Orientierung in eins der Häuser ein. — Wir gelangen durch die große Diele in die der Straße abgewandte Wohnung. Diese besteht aus Stube und Pesel, auch wohl noch einer kleinen Kammer zum Beiseitesetzen von Gerümpel und dergleichen. Die Möbel sind: eine hölzerne Bank hinter dem Tische, hölzerne Stühle und Lehnstühle, wohl mit bunten Kissen belegt, oder mit einem Sitz von geflochtenen Strohseilen. — Der Ofen ist ein Beileger, an den Seiten mit eingegossenen biblischen Bildern geschmückt und auf hohem Fußgestell stehend. Die Beleuchtung liefert die Thranlampe, an verstellbarem Gestänge hängend, mit Binsen- oder Baumwollendocht, an Festtagen brennt auch wohl ein Talglicht mit der Lichtschere daneben. Die Betten sind in Wandbettstellen, mit Schotten oder Thüren davor, angebracht. Gardinen, Vorhänge, Tischdecken und dergleichen sind kaum bekannt, dagegen stehen bunte Teller und Schüssel in einigen Häusern auf einem Regal oben an der Wand herum. Bilder von einiger Bedeutung sieht man selten an den Wänden.

Die Kost ist ebenfalls einfach, aber solide. Die Produkte der Wirtschaft sind in genügendem Maße vorhanden. Milch und Butter, Speck und Fleisch (geräuchert), Mehl, Grütze, Kartoffeln, Erbsen und Kohl usw. bilden die Stoffe, aus denen ohne große Kunst die täglichen Mahlzeiten bereitet werden. Gemüse außer den gewöhnlichsten Suppenkräutern wird wenig oder nicht gebaut, doch darf der Schnittlauch für die Pfannkuchen nicht fehlen. — Gewürze vom Kaufmann müssen möglichst gespart werden. — Das tägliche Getränk bildeten Milch und Buttermilch, Bier wurde nicht gebraut; Kaffee wurde aber verhältnismäßig viel und stark getrunken (selten von Kindern), und „Kaffee und Zucker" waren denn auch die Artikel, für welche im Laufe des Jahres das meiste Geld an den Kaufmann ausgegeben wurde. — Frisches Fleisch (etwa 15 bis 20 Pf. das

Digitized by Google

Pfund) wurde selten gekauft. — Wenn die Roggenernte begann, wurde meistens ein Lamm geschlachtet und bei besonderen Gelegenheiten wohl ein Huhn in den Topf gesteckt. Der Küchenzettel schrieb fast unweigerlich vor: am Sonntag Suppe, am Sonnabend Pfannkuchen, an den übrigen Tagen wurde gewechselt. — Backwerk war nicht im Hause, höchstens einige Zwiebäcke. Zum Jahrmarkt und zur Gilde kauften wir Kinder uns für 1 Sechsling (3¾ Pf.) eine Maulschelle oder einen anderen Kuchen, das war aber ein Ereignis. Kam Vater von der Stadt, dann wurde, wenn die paar gekauften Waren von Mutter herausgenommen waren, der mit Heu gefüllte Korb durchsucht, und fanden wir dann einen oder zwei Zwiebäcke, dann gab's große Freude! Ein Konditor war nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Die Kleidung bestand aus eigengemachten Stoffen, die tägliche der Männer größtenteils aus Leinen, das im Sommer weiß, im Winter blau gefärbt, getragen wurde. Höchstens das Halstuch wurde gekauft, selten aber eins aus Seide. Taschentücher sah man an gewöhnlichen Tagen nicht. Holzschuhe und Holzpantoffeln bildeten für Männer und Frauen das Fußzeug, Stiefel und Schuhe wurden nur an Sonn- und Festtagen, auf Besuch im nächsten Dorfe oder in der Stadt, angezogen. Die Kopfbedeckung bestand in einer leichten Mütze, bei den Frauen in einem hinten aufgekrempten Strohhut. — Kurze, schwere Röcke, Mieder und eine eckige, glatt anliegende steife Mütze war die tägliche Tracht der Frauen.

Der Festanzug der Männer bestand aus dickem, gestampftem Wollstoff, und die Volkstracht — soweit sie noch vorhanden war — verlangte: rote Drellweste, kurze Jacke und darüber den langen dunkeln Rock, auf dem Kopfe eine runde Schirmmütze.

Die Frauen trugen als Festtracht kurze, längsgestreifte, schwere Röcke, und zwar die Mädchen in hellen, die Frauen in dunkeln Farben, ein dunkles Mieder und im Gürtel silberne Platten mit Knöpfen und edlen Steinen. Die eckige, unterm Kinn gebundene Mütze deckte die stark zurückgekämmten, mitunter gar geschnittenen Haare, und war bei den Mädchen buntfarbig, mit Golddraht durchnäht und eingefaßt, bei den Frauen, vom Tage der Hochzeit an, schwarz. — Bei Ausfahrten und Kirchgängen kam der große, dunkle, wagerecht den Kopf bedeckende, das Gesicht tief beschattende Hut von Wachstaft zum Vorschein. Kleider von gekauften Stoffen zu tragen wurde als eine Schande und als Zeichen verlotterter Hauswirtschaft (schlechter Hausindustrie) angesehen.

Die regelmäßige Beschäftigung der Hausbewohner richtete sich nach der Jahreszeit. Sie bestand im Sommer größtenteils in Feldarbeit, wobei alt und jung, groß und klein, Mann und Weib, jeder nach seinen Kräften, in Anspruch genommen wurde. Im Winter hatten die Männer das Dreschen zu besorgen, auf das Vieh zu passen, und was sonst in und bei dem Hause erforderlich war, auszurichten.

Digitized by Google

Die Frauen hatten dann Flachs zu hecheln, Wolle zu kratzen, zu spinnen, stricken, nähen, haspeln, Schnüre zum Besatz der Kleider zu „flüngen", breitere Bänder zu gleichem Zweck zu weben (mittelst eines kleinen Weberahmens) usw. Die Kinder, welche im Sommer nicht viel in die Schule kamen, besuchten sie jetzt regelmäßig.

Mit Eintritt der Dunkelheit sammelten sich alle in der Stube, Herr und Frau, Knecht und Magd und Kinder. Bei der Lampe saßen die Frauen mit ihrer Arbeit und die Kinder, um ihre tägliche Lektion zu lernen (schriftliche Arbeiten für die Schule kannte man nicht). Die Männer saßen etwas zurück, drehten vielleicht Strohseile zur Benutzung beim Decken im Sommer, oder sie schnitzten Löffel und andere Sachen, machten den Kindern Spielzeug, strickten Fischer- und Wollnetze usw., oder sie saßen hinten im Halbdunkel am Ofen, rauchten, erzählten Geschichten, hatten auch wohl vom Nachbarn Besuch oder gingen einmal auf Besuch aus, im Falle gänzlicher Beschäftigungslosigkeit machten sie sitzend auch mal ein Schläfchen, aus dem die Kinder sie gerne aufscheuchten. Gelesen wurde sehr selten. Zeitungen hielten nur der Lehrer und der Schmied, vielleicht auch der Bauervogt. Irgend ein lesbares Buch (außer den Schulbüchern, wovon es auch wenige gab) fand sich wohl nur bei den beiden Erstgenannten, doch erinnere ich, von Gellerts Fabeln gehört zu haben. — Wenn das Abendessen verzehrt, das Vieh „abgefuttert", dann ging's früh zu Bett, um früh wieder am Platze zu sein.

Wir Kinder hatten im Winter unsere eigenen Vergnügungen. Außer der Schulzeit wurden Schlingen von Pferdehaaren gemacht, auf dem Hofplatze Vögel gefangen, besonders Buchfinken, diese schnell ausgelöst, ins Haus getragen, wo sie in einer Kammer, hie und da auch wohl in der Wohnstube frei umherlaufend, den Winter über durchgefüttert wurden. Es war ein besonderes Vergnügen, dann und wann die Runde im Dorfe zu machen, die Vögel der Kameraden zu besehen und zu ermitteln, wer die meisten und schönsten hatte. Ein Festtag aber war es im Frühjahr, wenn die Gefangenen in Freiheit gesetzt wurden! Dann wurden die benachbarten Freunde zusammengerufen, und nun ging's von Haus zu Haus, das lustige Entfliegen unserer bunten Lieblinge mit anzusehen, und stolz war der Knabe, welcher seine im besten Stande abliefern konnte.

Ein anderes Vergnügen war das Bilderbesehen. Zum Jahrmarkt, und sicher in dem um die Fastenzeit abgehaltenen Dommarkt, wurde ein Bilderbogen (Neu-Ruppin bei Gustav Kühn) mit vieler Mühe ausgesucht und gekauft. Darauf mußte in der Regel eine Geschichte (von Robinson, Rotkäppchen u. a.) in kleinen Bildchen und mit vieler Schrift enthalten sein. Diese wurden von Jahr zu Jahr aufbewahrt, und nun ging's im Winter von Haus zu Haus, diese Sammlungen zu besehen, die Geschichten zu lesen, wieder zu erzählen usw.

Die schönsten Stunden aber waren die, in welchen uns von den

Digitized by Google

Erwachsenen, von Vater, Mutter oder Großmutter, auch von Knecht oder Magd, Geschichten, Märchen und Sagen erzählt wurden. Wir gingen zu dem Ende auch im ganzen Dorfe Haus ein und aus, und wußten bald, wo und von wem die schönsten Geschichten zu hören waren, übten uns zwischenein auch, einander das Gehörte wieder zu erzählen. Alte, nach und nach fast ins Sagenhafte umgestaltete Geschichten aus früheren Kriegen, über die nahe Danewirke usw. — wußte besonders eine alte Nachbarin sehr viele, und wir hörten ihr gerne zu. Sie erzählte in anschaulicher Weise, was sie von Mutter und Großmutter gehört hatte, und zeigte — wie durchweg die meisten Bewohner — ein starkes und lebhaftes Gedächtnis.

Zur Abwechselung wurden im Ofenwinkel auch Rätsel aufgegeben und gelöst, dies und jenes Gesellschaftsspiel ausgeführt, und — wenn wir ans Licht kommen konnten, auch mal ein Kartenspiel (Schwarzer Peter oder Brus) gemacht.

Lag im Winter Eis auf den überfluteten Dorfwiesen, dann ging's Sonntags dorthin, aber meistens nur zum Glitschen („Schurren"), Schlittschuhe sah man selten, die kosteten ja Geld. Eine einfache Art Eiskarussell, bestehend aus einem Schlitten, der mittelst eines Taues an einem Pfahl befestigt war, und dann herumgetrieben wurde („Hurren") wurde als etwas Neues eingeführt.

Im Sommer waren unsere Vergnügungen ganz anderer Art. Dann zogen wir truppweise in den nahen Wald, wo, je nach der Jahreszeit, Vogelnester gesucht (aber verbannt war, wer ein Nest anrührte!), Blumen oder Beeren gepflückt, auf lichten Plätzen Lager gehalten, die Vögel und anderes Getier belauert, Geschichten erzählt wurden usw. — Ein Dienstjunge aus der Stadt lehrte uns als etwas ganz Neues das Baden, und dieses wurde denn auch bald in einer neuen, flachen und klaren Mergelgrube am Walde eifrig betrieben. Einen so schönen und freundlichen Wald und ein solches Interesse an demselben habe ich in meinen späteren Aufenthaltsorten nie wieder finden können, und anfangs recht schmerzlich entbehrt. So schöne und reichliche Maiblumen („Lirren"), Waldhyazinthen („Nachtviolen" — Platanthera), solche Fülle von Erdbeeren, so viele Vogelnester, so viele Fuchslöcher und interessante Plätze wie „Köllerhöft" (ein alter Opfer- oder Köhlerplatz?) gab es anderswo nicht wieder. — Leider wurde der in meinen Augen so schöne Wald in den Kriegen 1848—50 und 1864 zur Herstellung von Verschanzungen, Blockhäusern usw. an der Danewirke, noch mitgenommen, ist aber, wie ich vor Jahren mich überzeugt habe, wieder gut herangewachsen.

Feierlich kam es uns vor, dann und wann einmal nach der entgegengesetzten Seite des Dorfes am Sonntagmorgen bei hellem Sonnenschein hinauszuziehen, in den engen, von hohen Hecken eingeschlossenen „Reddern" wie auch in den Hecken um die Koppeln die Vogelnester zu besuchen, und

Digitized by Google

dann auf eine Erhöhung hinaufzusteigen, und hier über die nahen zahlreichen Schluchten und kesselförmigen Wiesen und die etwas weiter entfernten Wälder hinweg auf die Schlei und die Stadt Schleswig mit dem so schön belegenen großen Schlosse Gottorf zu sehen! Hier zu lagern, und um Mittag die Wache mit der „türkischen Musik" zum Schlosse hinaufziehen zu hören, bildete einen wahren Hochgenuß! — Mitunter gab es aber auch einen Strauß auszufechten mit den Stadtknaben, die hier hinauszogen, uns die Beeren und Nüsse wegholten und — wie wir meinten — die Vogelnester zerstörten.

Doch, wenden wir uns wieder zum Dorfe zurück. Hier ist im Laufe des Vormittags alles sonntäglich eingerichtet: Straße und Hof gefegt, der Düngerhaufen regelrecht aufgesetzt und geebnet, Diele und Stuben gereinigt, das Geschirr auf der „Blink" blank gescheuert, und die Leute im Sonntagsanzuge. Herr und Knecht stehen rauchend in der großen Pforte und schauen über die gebrochene Mittelthür auf die Straße hinaus. Nach Mittag werden gegenseitige Familienbesuche gemacht, und bei gutem Wetter belustigt sich das Jungvolk auch wohl auf irgend einem Platze im Dorfe an einem harmlosen Volksspiele.

Bei aller Einfachheit waren die Dorfbewohner ein fröhliches Völkchen, das sich auch gerne einmal einen Extragenuß bereitete. So wurde u. a. im Winter wohl einmal von den jungen Leuten ein Tanzvergnügen veranstaltet. Die Vorbereitungen dazu waren bald gemacht. Da es kein Wirtshaus gab, ging man zu irgend einem Bauern und bat um die Erlaubnis, auf seiner Diele tanzen zu dürfen, was bereitwilligst gestattet wurde. Nun wurde ein kleiner Tisch mit einem Talglicht darauf hinausgestellt, und ein paar Mann sangen, flöteten und klopften an die Bettschotten des Knechtes (im „Sittelsch"), das war die Beleuchtung und die Musik. Hatte einmal einer eine Handharmonika, dann war alles vollkommen. Hans und Gret tanzten nun in Holzschuhen, Holzpantoffeln oder Schuhen und Stiefeln ein paar Stunden auf der Lehmdiele herum, waren dabei ebenso vergnügt, wie unsere jungen Leute jetzt auf dem feinsten Ball, und das ganze Vergnügen kostete nichts.

An den Jahrmärkten, auf den Gilden und auf Hochzeiten wurde in vollem Maße der Tanzlust genügt, und dann ging alles wieder seinen ruhigen Gang.

Im Sommer, wenn die Saat bestellt und der Torf fertig, dann gab's frohe Volksfeste. Das Jungvolk, Knechte und Bauernsöhne, hielt seine Gilde, bestehend in feierlichem Umzug, Ringreiten und Tanz. Alle zwei oder drei Jahre feierten die verheirateten Männer ihre „große Gilde". Das war das Hauptfest und erforderte manche Vorbereitung. Alle Häuser wurden vorher geputzt. Die Frauen fugten mit Lehm die etwa verfallenen Tafelwände, weißten mit Kalk inwendig und auswendig und schwärzten das Stenderwerk mittelst kohlehaltiger Erde aus der Hölzung (von

Digitized by Google

„Köllerhöft"). Der Sonntagsstaat wurde selbstverständlich für groß und klein in stand gesetzt oder erneuert. Am Festtage zogen nun die Gildebrüder festlich geschmückt, in zwei Abteilungen, voran die Alten und hinterher die Jungen, Zylinder mit rotem wehenden Bande auf dem Kopf, im langen Rock, die Büchse auf der Schulter, unter Vortritt von Musik durchs Dorf. In der Mitte beider Abteilungen wurden auf hoher Stange in einem Kranze die drei Gewinne getragen: ein silberner Eßlöffel, eine zinnerne Bierkanne und ein zinnerner Kroos (eine halbe Kanne). — Ein von hohen Knicks eingeschlossenes, sackförmiges „Redder" war das Ziel des Zuges und der Schauplatz des Wettkampfes. Am Ende des Redders stand die Scheibe und am Eingange die provisorische grüne Laube („de Löw"), von welcher aus auf Anlage geschossen wurde.

Nach Beendigung des Schießens und Verteilung der Gewinne brachte der Festzug die Helden des Tages jubelnd an ihre Häuser, und von da ging's dann ins Gildehaus zur lustigen Feier.

Wurde einmal eine Hochzeit gehalten, dann wurde das Fest durch Schießen bei der Ankunft des „Brautzeugs" (Aussteuer) am Tage vorher eröffnet, worauf am folgenden die eigentliche Feier folgte.

Alle diese Feste wurden im wesentlichen in gleicher Weise gefeiert. — Vor der Thür des Festhauses hing auf langer Stange ein buntbebänderter großer Kranz; Musikanten nahmen die Gäste mit einem Tusch in Empfang. Das Thor der großen Diele stand offen, die Stallungen an den Seiten waren mit Leinen verhängt, mitten über der Diele hing von der Decke herab an langer Stange ein festes horizontales Holzkreuz, das sechs oder acht Lichte trug. Das war der Tanzsaal. In einem Winkel der Diele (im „Sittelsch") lagen eine oder zwei Tonnen Dünnbier und daneben verschiedenes Geschirr, aus welchem beliebig getrunken werden konnte. Die Honoratioren (meistens die Alten, welche nicht tanzten) saßen in der Stube oder im Pesel und tranken einen Schnaps zum Bier. Das Jungvolk tanzte und machte abwechselnd Besuch im Dorfe, denn die ganze Nachbarschaft feierte. Die Häuser standen hier die ganze Nacht offen, und der Kaffeekessel dampfte unaufhörlich. — Truppweise besuchten die Festgäste ein Haus nach dem andern; je mehr kamen, desto größere Ehre war's für die Hausfrau. Unmassen starken Kaffees wurden getrunken, und ein wirklicher Kaffeerausch war oft das Ende des Festes, das — wenig oder nichts gekostet hatte.

Mit diesen vorgeführten Bildern jenes Dorflebens mag es genug sein. — Jetzt sieht es dort anders aus. Das Sachsenhaus ist verschwunden, vom Hofplatz ist der Düngerhaufen entfernt, die Gärten sind mehr gepflegt, die Volkstracht ist abgelegt und, — in der Schatulle ist Geld. Denselben Besitz, der 1836 (allerdings mit „Abnahme") 1400 Rthlr. (5040 M.) kostete, 1842 für 1700 Rthlr. (6120 M.) verkauft wurde, schätzte vor 20 Jahren (ohne Abnahme) der Besitzer auf mindestens 12000 Rthlr.

Digitized by Google

(43 200 M.). Die Preise für die Produkte sind seitdem in einer langen Reihe von Jahren gestiegen und damit auch der Wohlstand. Es sind seit Jahren zwei Wirtshäuser im Dorfe, doch scheinen die nicht stark besucht zu werden. — Die Leute wohnen und leben besser, als ehedem, ob sie sich glücklicher fühlen, mögen sie selber wissen. Ich aber kehre dann und wann gern einmal wieder bei ihnen ein, finde aber leider wenige Altersgenossen mehr vor.

Harro Paul Harring.*)

Von **O. C. Nerong**-Dollerup und **P. J. C. Andresen**-Rabenholz.

II.

Es kam das Jahr 1848. In Schleswig-Holstein begann man mit dem alten Erbfeinde zu ringen um des Landes Freiheit, Ehre und Recht. Da eilte auch Harring schnell herbei. Bald war er in Hamburg, von wo aus er sein Heimatland Schleswig-Holstein aufsuchte. In Bredstedt hielt er eine begeisterte Rede an seine speziellen nordfriesischen Landsleute. Nachdem er sie gehalten, verteilte er die im Druck vorliegende Rede, welche das Motto führte:

„Es schmiedet kein Hammer das Eisen so fest,
Daß die Kette sich nicht zersprengen läßt.
Der Hammer schmiedet, — die Kette zerreißt,
Und die höchste Kraft ist des Menschen Geist."

In seiner Selbstbiographie Rhonghar Jarr zeigt sich Harring nur als der Vorkämpfer einer freien Konstitution, und über die Revolution spricht er sich dort sehr abfällig aus. So sagt er z. B. in dem 4. Band dieses Werkes: „Ich kam frühe mit meinem Wollen und Willen aufs reine. Auf das Volk wirken,

*) Obiges Bild Harrings stammt aus dem Jahre 1840, in welcher Zeit er in Brasilien weilte. Der auf demselben mit abgebildete Hund, ein schwarzer, seidenhaariger Newfoundländer, hieß Fingel. Er war seit September 1837 Harrings Gefährte und Liebling. Da der Hund nun 1840 in Brasilien erkrankte, sandte Harring ihn zu Verwandten bei Tönning, woselbst er 1841 starb. Als sein Herr den Tod seines Lieblings erfuhr, dichtete er darauf eine Elegie, in welcher er u. a. folgende Verse sagte:

„Mir ward auf Erden nur ein einzig Wesen
je zugesellt als trauliches Geleit,
in Treu', die nicht der Tod vermag zu lösen:
Ein Tier in menschlicher Vollkommenheit —
ein Freund, der oft mir mehr als Freund gewesen,
wenn seines Blickes ausdrucksvolle Strahlen
mein Inneres trafen in der Erdennacht Qualen."

Digitized by Google

daß es sich selbst erkenne in seiner Würde, auf die Jugend wirken, daß in ihr ein kräftig Volk erblühe, den Höheren frei entgegentreten und ihnen die Wahrheit sagen, damit sie wissen, daß die Wahrheit kein Lehn ist, recht thun, die Wahrheit reden und niemand scheuen, das sei der Weg, auf welchem jeder Einzelne wirken möge zum Heil des Ganzen." Wie ganz anders klingt aber diese seine Rede in Bredstedt! Da spricht er sich entschieden aus gegen das konstitutionelle Königtum, das er ein Mittelding nennt, Kirche und Staat zu vereinigen. Hier ist er ein echter Republikaner, nicht aber ein Dänenfresser, wozu man ihn fälschlich in seinem, 1848—1850 und auch später viel gesungenen Liede „Der Hufschmied" gemacht hat. Dieses lautet nach Harring, wie folgt:

1. Wenn ich an der Esse steh'
Und das Eisen glühen seh',
Möcht' ich immer Waffen machen;
Denn was nützen and're Sachen,
Da wir ohne Vaterland
Untergeh'n in Schimpf und Schand'.
Wer sich zum deutschen Volk bekennt,
Für Vaterland und Freiheit brennt
Und irgend Waffen führen kann,
Der schaff' sich eilig Waffen an!

2. Bin ich gleich ein Hufschmied nur,
Eisen lieb' ich von Natur.
Doch als Waffe macht's mir Freude;
Meine liebste Augenweide
Wär' ein Schwert in meiner Hand,
Blutig für mein Vaterland.
Wer sich zum deutschen Volk bekennt ꝛc.

3. Wenn im Dorf schon alles ruht,
Schür' ich eifrig noch die Glut,
Schmiede bei verschloss'nen Thüren
Waffen, die das Volk wird führen
Für das heil'ge deutsche Recht
Gegen Fürst und Fürstenknecht. *)
Wer sich zum deutschen Volk bekennt ꝛc.

4. Wer des Tags mich schaffen sieht,
Merkt wohl, daß mein Feuer glüht;
Aber, daß ich so beim Hammer
Seufz' um meines Volkes Jammer —
Das merkt keiner wohl so leicht,
Und doch ist mein Aug' oft feucht.
Wer sich zum deutschen Volk bekennt ꝛc.

*) Statt dessen sang man hier in Schleswig-Holstein:
„Gegen Dän' und Dänenknecht."

Von Bredstedt aus besuchte Harring seinen Bruder in Sehestedt und zog von da nach Rendsburg, wo er bei Louis Fricker eine Zeitung „Das Volk" herausgab. Hier redigierte er auch die Gesamtausgabe seiner 62 Schriften, von denen aber nur ein Heft erschien. Seines Bleibens war auch in Rendsburg nicht lange. 1849 ging er nach Christiania, wo er aber ausgewiesen wurde. Darauf war Kopenhagen sein Reiseziel; aber auch dieses verschloß ihm seine Thore. Da ging er nach London, wo er Mitglied eines „europäischen demokratischen Zentral-Komitees" wurde, aber in so gedrückten Verhältnissen lebte, daß er öffentlich um Rettung vor dem Hungertode bat. Als er sich in dem Jahre 1854 wieder in Hamburg zeigte, wurde er verhaftet, kam aber mit Unterstützung des amerikanischen Konsuls wieder frei und wanderte nach Brasilien aus, woselbst er bis 1856 in Rio de Janeiro wohnte, dann aber nach London wieder zurückkehrte. Er lebte nun teils in London, teils auf der Insel Jersey in den kümmerlichsten Verhältnissen, so daß er sich veranlaßt sah, im Jahre 1860 die dänische Regierung zu bitten, ihm ein Plätzchen auf vaterländischem Boden zu gewähren, nur einen Raum, der groß genug sei zum Sterben, und sei es auch nur ein Staatsgefängnis. Diese Bitte wurde ihm gewährt; aber er machte keinen Gebrauch davon. Bereits im Jahre 1842 hatte er von London aus an seinen ehemaligen Gönner Christian VIII. eine ähnliche Bitte gesandt, aber keine Antwort erhalten. Er schrieb damals: „Ich bitte nicht um Gnad' noch Amnestie, ich such' Asyl im Vaterland, und falls ich in der That gefährlich wär' den fremden Mächten, wünsch' ich in einer dän'schen Festung als Gefangener auf Lebenszeit zu weilen, unter der Bedingung, daß ich menschlich dort behandelt, und daß ich niemals ausgeliefert werde an fremde Mächte."

Von Jugend auf war Harring sehr religiös. Seine fromme Mutter war

Digitized by Google

ihm in dieser Beziehung ein edles Vorbild. Wie innig ist nicht das nachfolgende Gebet, das er schon als vierzehnjähriger Knabe schrieb:

O laß mich denn, o Herr, auf immer wallen
Die schmale, sich're Bahn!
Verleih' mir einst dein göttlich Wohlgefallen,
Nimm stets dich meiner an!
Wenn ich mich kindlich betend zu dir wende,
Erhöre dann mein Fleh'n!
Laß mich an meines Lebens Ende
Zu deinen Himmel geh'n!

Auch in seinem späteren Leben nahm er oftmals seine Zuflucht zum Gebet. So erzählt er in seinem Rhonghar Jarr, daß er öfters auf dem Rückwege vom Hause seiner Mutter nach Husum laut betete, und daß dann heiße Thränen hinabrollten auf das welke Heidekraut. Während seines Aufenthalts in Kiel besuchte er regelmäßig die Gottesdienste des weitbekannten Pastors Claus Harms. Er sagt selbst, daß er diesem viel verdankt; er nennt ihn den größten Kanzelredner, welcher nach seiner Meinung das apostolische Wesen in der rechten Art und Würde trug, und er bedauerte es später oftmals, daß er nicht seine persönliche Bekanntschaft gemacht habe. In allen seinen Schriften, wenigstens in den vielen, die mir zu Gesicht kamen, spricht sich eine tiefe Religiosität aus. Als er am 20. April 1820 in Wien ankam, bildeten die Strahlen des Morgenrots ein großes helles Kreuz. Da fragte er: „Was wolltest du, o heilig Kreuzeszeichen, mir bedeutungsvoll mit deinem Lichte sagen?" Er selbst giebt die Antwort:

„Dir wird in Kummer manche Stunde weichen,
Manch' trüber Morgen wird fortan dir tagen;
Doch sollst du nie an höh'rer Macht verzagen,
Sie wird dir Stärke, Trost und Hoffnung reichen."

Wie ergebungsvoll und demütig klingt nicht seine Bitte in dem Gebet eines Jünglings am Geburtstage:

„Nun denn, so leg' ich in deine Hand,
Vater, der Zukunft umnachtete Tage.
Was ich zu fleh'n an Innigkeit wage,
Was ich so warm in der Seele empfand:
Streben zum Höchsten in thätiger Kraft,
Festes Beharren im tobenden Streite,
Hoffnung und Glauben als treues Geleite,
Liebe, die Erde zum Himmel schafft."

Seine Religiosität gab ihm die Kraft, zu sprechen:

„So bin ich bereit, aus Kampf und Nöten
Getrost vor meinen Richter hinzutreten."

Ob er in den späteren Jahren diese große Frömmigkeit in ihrem vollen Umfange bewahrt hat, das vermögen wir nicht zu sagen, da es uns nicht vergönnt gewesen ist, Einsicht in seine nach 1850 geschriebenen Schriften zu nehmen. Daß er sie nicht ganz verlor, das steht wohl fest, schon aus dem Grunde, daß man das im späteren Mannesalter nicht ganz von sich abstreifen kann, was einem in der Jugendzeit gleichsam zur zweiten Natur wurde und was man in dem ersten Mannesalter so viel und gern übte.

Geradezu bewundernswert ist Harrings Arbeitstalent. Trotzdem er einen großen Teil seines Lebens buchstäblich mit Reisen zugebracht, hatte er doch, wie schon erwähnt, 1849 bereits 62 Schriften geschrieben. Wer würde es ihm bei einem so bewegten Leben nachmachen können? Durchgehends wurden aber seine Schriften nur wenig verbreitet; manche erschienen garnicht einmal im Druck, da

Digitized by Google

sie schon als Manuskript beschlagnahmt wurden. Wir können uns nicht ganz dem Urteil anschließen, das Hermann Krumm in dem Werk „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild" ausspricht, welches dahin lautet, daß Harrings poetisches Talent von vornherein wenig bedeutend war. Wie viele schöne Gedichte enthalten nicht seine „Blüten der Jugendfahrt," sowie seine „Dichtungen"! Wie leicht und schwungvoll ist nicht seine Epistel an Christian VIII. geschrieben. Wohl mag es hier und dort an der rechten künstlerischen Durcharbeitung mangeln; aber konnte das bei dem unstäten Leben, das er führte, konnte das bei den vielen, vielen Schriften, die er verfaßte, anders sein? Was seinen Schriften hierin vielleicht abgehen mag, das gewinnen sie aber wieder dadurch, daß sie fast alle aus unmittelbarer Anschauung hervorgingen, und dadurch, daß sie voll Frische geschrieben sind. Wenn Hermann Krumm weiter schreibt: „— doch sind die abenteuerlichen Irrfahrten des von Land zu Land gehetzten Agitators höchst bezeichnend, sowohl für die tiefgehende politische Verbitterung, die gärende und im Verborgenen schleichende Opposition gegen die reaktionären Regierungen Europas in den ersten vier Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, als auch für den freiheitsdurstigen, unruhigen Wandertrieb der Friesen," so stimmen wir dem gerne zu.

Von seinen Werken nennen wir hier nur einige der wichtigsten: Blüten der Jugendfahrt (1821), Dichtungen (1821), der Student von Salamanca (1825), Rhonghar Jarr (1828), Rosabianca, das hohe Lied des friesischen Sängers im Exil (1831), die Schwarzen von Gießen (1831), Memoiren über Polen (1831), der Pole (1831), die russische Chronik (1832), die Monarchie (1832), Männerstimmen zu Deutschlands Einheit (1832), das Volk (1832), Poesieen eines Skandinaviers (1842), Dolores (1858), die Dynastie (1859) usw.

Fern von der Heimat starb dieser Friese in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1870 auf der Insel Jersey, gänzlich mittellos, und zwar durch eigene Hand. Es stimmt diese Lesart allerdings nicht mit den gewöhnlichen Nachrichten überein; aber sie ist die richtige, da sie aus der Untersuchung des Gerichts (der Gouverneur der Insel Jersey übermittelte uns gütigst eine Abschrift dieser Untersuchungsakten) herausgestellt ist. Harro Harring, der schon lange Zeit an Geistesverwirrung, insbesondere an Verfolgungswahnsinn litt, stieß sich selbst eine dolchartige Waffe in das Herz. Es kann uns nicht wundern, daß sich Verfolgungswahnsinn bei ihm einstellte, hatte er ja doch in seinem bewegten Leben Verfolgung auf Verfolgung erlitten. Dazu kam denn auch noch die tägliche Sorge um das liebe Brot, daß er so ganz allein in der Welt stand und noch so vieles andere mehr. Es ist sehr zu bedauern, daß er dahin getrieben wurde, wie es ebenfalls tief zu bedauern ist, daß die reiche Schaffenskraft dieses freimütigen Mannes nicht in geordnetere Bahnen geleitet werden konnte. Wahrlich, die Worte, welche er einst in seinem Rhonghar Jarr schrieb, wie prophetisch sind sie für ihn gewesen! Es sind die folgenden Worte: „Sein Engel wird ihn einst geleiten an den Thron des Richters, wenn Rhonghars Sünden gewogen werden und wenn er gebeugt erscheinen wird im drückenden Bewußtsein seiner menschlichen Schwachheit — und der Engel wird jene Zähren, die er einst auf dem Wege nach Husum weinte, in die Wage werfen und wird bitten zu Gott für ihn, den Sünder, wie einst Rhonghar betete auf der öden Heide, wenn ihn der Glaube emporgeschwungen, wenn er lebte in dem Einen Gedanken an Gott und Ewigkeit und Unsterblichkeit."

Harring ist ein Mann, an dem wir vieles bewundern, vieles aber auch streng tadeln müssen. Wenn wir bedenken, daß Harro Harring ein Mann ist, den, wie er selbst sagt, das Leben mehr bildete als die Schule, so müssen wir eben seine dichterische Begabung geradezu rühmen. Daß sein poetisches Talent im späteren Leben eher gehemmt als gefördert wurde, das ist auf das Konto

Digitized by Google

seines unstäten Lebens und seines späteren revolutionären Wirkens zu setzen. Wir bewundern weiter seinen Fleiß und sein Schaffenstalent. Uns gefällt sehr die Liebe zum Vaterlande. Er sagt selbst:

„Mein Will' ist edel — und mein Herz ist rein' —
Hab' ich gefehlt; — kein Mensch ist ohne Schwächen,
Und meine Schwächen hab' ich wohl erkannt. —
Doch, Lieb' zum Vaterland ist kein Verbrechen,
Und diese Glut ist's, die mein Herz entbrannt;
Sie ist des Jünglings Stolz, der Born jedweder Tugend,
Des Mannes Heiligtum, des Greisen ew'ge Jugend."

Uneigennützig handelte Harring überall:

„Ich singe nicht um Lorbeerkranz,
Nicht um der Nachwelt Kronen,
Einst möcht' ich nur im Sternenkranz
Geweih'ter singend wohnen."

Ja, fürwahr: alles für andere, nichts für sich selbst. Und was brachte es ihm ein? Harring wußte es selbst:

„In fremder Erd' und fern der Heimat Norden
Fiud' ich mein Grab, von manchem Freund verkannt,
Vom Feiud verhöhnt, vom Vaterland vergessen."

So haben wir manche Züge an Harro Harring kennen gelernt, die uns ihn bewundern, ja verehren lehren.

Bei all' diesen und anderen Vorzügen hat der Mann aber leider auch, und das wollen wir keineswegs verschweigen, große, schwerwiegende Fehler. Allerdings müssen wir ihm bei der Abwägung dieser mildernde Umstände zugestehen. Harro Harring lebte in der Zeit der Erhebung Europas gegen den Absolutismus. Eine Erhebung geht ohne Kampf nicht ab. Er war ein Kämpfer von der Feder und vom Leder. Aber die Zeit war noch nicht erfüllt; der Absolutismus war noch nicht voll und ganz zu besiegen. All' die Erfolge, die so dürftig ausfielen, enttäuschten unsern Freiheitskämpfer; all' die Verfolgungen, die ihn trafen, erbitterten ihn. So ward er denn auf seiner Bahn immer weiter getrieben. Bald stand er auf abschüssiger Bahn: aus dem Freiheitskämpfer war ein Revolutionsmann geworden. Mag ihn die Liebe zum Vaterlande in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit zum freiheitsdurstigen, unruhigen Wanderer gemacht haben, die Erfahrungen, die er später machte, bildeten ihn zum Verschwörer und revolutionären Agitator. Wir bedauern das ebenso sehr, als wir es verurteilen. Wie segensreich hätte doch dieser begabte, uneigennützige, schaffensfreudige Mann wirken können und jedenfalls auch gewirkt, wenn er zu einer anderen Zeit geboren wäre!

So haben wir es denn versucht, an der Hand seiner Schriften ein kleines Lebensbild des friesischen Dichters Harro Paul Harring zu zeichnen. Mag er auch in manchem gefehlt haben, mag auch manches an ihm und von ihm uns durchaus nicht gefallen, so wollen wir es doch nicht unterlassen, seiner rücksichtsvoll einmal zu gedenken. Er ist es wert, daß sich die Schleswig-Holsteiner mehr als bisher seiner erinnern, und unter seinen Dichtungen sind manche so wertvoll, daß sie nicht vergessen werden dürfen.

Wir schließen diese Arbeit mit den beiden letzten Strophen seines Gedichtes „Todesfrieden":

„Wohl auch mir, wenn ich einst ausgerungen,
Meines Daseins Abend überlebt,
Wenn der letzte Trauerklang verklungen,
Keine Thräne mehr im Auge lebt!
Wenn ich ruh' in deinen kalten Armen,
Busenfreund der Dulder — o Tod,
Einst zum bessern Los zu erwarmen
In der Auferstehung Morgenrot."

Digitized by Google

Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.

Von Ludwig Meyn.

II.

Das Meer, als die bedeutsamste Quelle des Salzes für die Herzogtümer in alten Zeiten, können wir noch nicht verlassen, ohne die gegebene Skizze von unserer heimischen Salzbereitung etwas mehr zu vervollständigen. Es dürfte nicht ganz ohne Interesse sein, die Bereitung des friesischen Salzes nach den historischen Schriftstellern etwas erschöpfender darzustellen.

Nach Saxo Grammaticus wurde schon im 12. Jahrhundert das friesische Küchensalz namentlich auf den beiden Eilanden Galmsbüll und Dagebüll gefertigt. Beide sind seitdem als Inseln von der Landkarte verschwunden und durch die Kleiseer Eindeichung landfest geworden.

In Heimreichs Chronik und Dankwerths Landesbeschreibung, sowie auch in Pontoppidans Theatrum Danä ist ausführlich davon die Rede. Die Bereitung geschah auf folgende Art:

Zwei Männer fuhren bei Flutzeit in einer Schute nach der Stelle hin, wo sie das brauchbare Material vorhanden wußten, legten sich dort vor Anker und erwarteten die Ebbe. Sobald das Watt bloßgelaufen war, warfen sie mit Schaufeln den obersten Schlick beiseite und gruben mit einem Spaten den festen Klei ab. Nicht überall fand sich solche Kleierde über dem Salztorf, zuweilen mußte man Sand, zuweilen auch geringhaltigen Torf abräumen. Der letztere, obgleich durch Salz- und Gipsgehalt schon soweit verdorben, daß er schlecht brannte und übel roch, war doch von dem eigentlichen Salztorf wesentlich unterschieden und zur Salzgewinnung nicht brauchbar.

Bei der Tiefe des Lagers in dem von Wasser durchdrungenen Gebiete war es höchst mühselig, den Salztorf heraufzuwerfen, und wurde die ganze Ebbezeit gebraucht, um eine Schute notdürftig damit zu füllen. Nachdem die Schiffer dann bei auflaufendem Wasser durch eine Bake den Ort ihrer Arbeit bezeichnet hatten, gingen sie, sobald sie flott geworden, ans Land, luden den Inhalt ihrer Schute auf einen einspännigen Karren und fuhren denselben nach dem sogenannten „Salzkoog", einem kleinen, von Sommerdeichen eingefaßten Stück Landes.

In dem Salzkoog wurde der Torf ganz dünn ausgebreitet, mit bloßen Füßen glatt getreten und durch mehrfältiges Wenden getrocknet, was bei gutem Wind und Sonnenschein zuweilen in der kurzen Zeit von 24 Stunden gelang, aber selbstverständlich durch Regengüsse in empfindlicher Weise gestört und gehindert werden konnte. Die völlig getrocknete Torferde wurde alsdann in kleine Haufen zusammengekrückt und in Brand gesteckt, wie man ein Moorland abbrennt, wobei sie sich anfänglich in Schmauchfeuer, nachher in Glut verzehrte, bis nur die Asche übrig blieb. Rauch und Qualm dieser Operation, übelriechend durch den Gipsgehalt des Meerwassers, zogen meilenweit in das Land hinein. Da der Salztorf ein Viertel seines Gewichtes Asche gab, so war der Ertrag bedeutend.

Die entstandene Asche wurde, um sie gegen die Angriffe des Regens zu schützen, auf größere Haufen zusammengebracht, und da diese Art der Arbeit gleichmäßig und unausgesetzt vom Maimonat bis Jakobi hin vorgenommen wurde, so sammelte sich allmählich eine bedeutende Menge. In der späteren Jahreszeit wurde dann diese Asche auf dem einspännigen Karren zu den sogenannten Salzbuden oder Kothen gefahren, etwas mit Salzwasser angefeuchtet, um das Verstäuben zu verhindern und lieferte durch diese Manipulation eine ganz feste, zu-

Digitized by Google

sammenhängende Masse von schwarzer Farbe, die vor den Buden aufgestapelt werden konnte.

Im Winter endlich wurde das Salz auf folgende Weise versotten: In zwei großen Kufen wurde der Salzgehalt der Asche mit Seewasser ausgelaugt und aus der letzten Kufe durch eine hölzerne Röhre in eine eiserne Pfanne geleitet, welche so viel gesättigte Sole enthielt, daß man anderthalb Tonnen Salz daraus sieden konnte. Die eiserne Pfanne war mitten auf der Diele der Salzbude an einem eisernen Haken aufgehängt und reichte bis zur Hälfte ihrer Tiefe in eine Grube hinein, welche eine seitliche Öffnung hatte. In diese seitliche Öffnung warf man den Torf, dessen Flammen und Rauch dann an den Seiten der Pfanne herausspielten und, da diese Gebäude keinen Schornstein hatten, im Verein mit dem feuchten Brodem des Kessels das ganze Innere erfüllten.

Von 800 Pfund Asche konnte man 300 Pfund Salz sieden, welches ganz weiß und von gutem, zweckmäßigem Korn war. Es hatte alle Eigenschaften eines guten Küchensalzes, ja Fleisch und Fische wurden durch dasselbe besser konserviert, als durch englisches oder Lüneburger Salz. Es wurde deshalb überall gerne gekauft, allein die schweren, hier geschilderten Arbeiten und die grenzenlose Vergeudung an Brennmaterial, welches in jenen damit nicht versehenen Gegenden doppelt teuer werden mußte, ja welches allein schon mehr als ein Dritteil von dem Handelswert des gewonnenen Salzes betrug, bewirkten doch, daß die Salzsieder kaum das trockene Brot bei ihrer Arbeit haben konnten und daß die Salzkothen nach und nach eingehen mußten. — Das Lüneburger Salz war für die Butterfabrikation des Landes unentbehrlich; denn das friesische Salz war, wie alle Meersalze, durch den Gehalt an Magnesiasalzen für die Butterbereitung zu bitter. Überdies aber goffen die armen Salzsieder, denen natürlich die feineren Aufgaben ihrer Hantierung fremd blieben, die bittere Mutterlauge des Salzes immer wieder in das neue Werk hinein, weil sie hofften, dadurch etwas mehr Salz zu gewinnen, und verursachten dadurch die höhere Bitterkeit ihrer Ware, welche schließlich vor dem Lüneburger Salz die Segel streichen mußte, das der intelligente Landmann doch nicht mehr entbehren konnte.

III.

Fern von den Küsten des Meeres ist in den Zeiten mangelnder Kultur in der Regel auch Salzmangel vorhanden, der die Völker hindert, eine höhere Stufe zu erringen. Wo die Salzfelsen nicht aus der Erde ragen, kann erst ein sehr vorgeschrittenes Kulturvolk sie entdecken, und meistens ist daher das Binnenland in alten Zeiten auf übermäßig schwierige und langwierige Transporte angewiesen gewesen. Daher wurden die wenigen Stellen, an denen das Salz im Binnenlande als Quelle hervorsprudelt, seit undenklichen Zeiten hoch und heilig gehalten, und an ihnen hat sich eher, als an andern Schätzen der mineralischen Welt, die Industrie versucht, so daß sie meistens tausendjährige Anlagen an ihrem Rande gesehen haben.

An den Salzquellen galt es zuerst den Gewinn zu ordnen und zu regeln, die Ware allen zugänglich zu machen; hier entstanden feste Punkte der schirmenden Gewalten, Heimstätten für Recht und Ordnung; hier entstanden zuerst Vereinigungen, welche das Vorbild der modernen Aktiengesellschaften geworden sind; hier blühten bürgerlicher Wohlstand und bürgerliche Solidität. Die Geschichte der Kultur und des Handels, ja, die Geschichte der idealen Güter der Menschheit knüpft sich oft und beharrlich an die Stellen, wo das salzige Wasser aus der Erde sprudelt. Nur die Ritter mit räuberischer Hand und die Fürsten, die sich nicht über die Ritter erheben konnten, störten sie fast unablässig. Frieden und Eigentum an den Hallstätten, die Unentbehrlichkeit des Salzes gab ihnen, wenn

Digitized by Google

sie es verschließen konnten, einen kräftigen Zügel des Volkes in die Hand, und die Möglichkeit, in solchen Stätten das Monopol zu errichten, war ihnen um so lockender, da sie mit leichter Mühe durch ein Naturgesetz jeden, dem sie einen Tribut auflegen wollten, zwingen konnten, zur Erlegung desselben an der Quelle zu erscheinen. — Deutsche Fürsten haben jahrhundertelang den verderblichsten Zank um Salzquellen geführt, und die Völker derselben mußten sich gegenseitig abschlachten, um sich das unentbehrliche Geschenk des Himmels immer unzugänglicher zu machen und stets höheren Tribut für ihr notwendiges Bedürfnis zu zahlen. Als im Jahre 1123 in Dürrenberg bei Hallein das Salz entdeckt wurde, dessen Bergwerk jetzt von so vielen Reisenden besucht wird, begann an jener Stelle ein Streit zwischen den weltlichen und geistlichen Fürsten von Salzburg, Berchtesgaden und Bayern, der erst nach mehr als 400 Jahren endete, als auch das Berchtesgadener Salz entdeckt wurde. Vergleich nach Vergleich wurde geschlossen und gebrochen, eine Gewaltthat nach der andern verheerte diese dem Frieden geweihten Stätten. Mehr als einmal wurden alle nützlichen und wohlthätigen Anlagen frevelhaft zerstört. Ein Bischof von Salzburg war es, der die sämtlichen Bauten der Berchtesgadener Anlagen vernichtete und ihre Siedehäuser verbrannte; ein Bischof von Salzburg war es, der selbst die kaiserlichen Salinen in Oberösterreich bis auf den Grund hinab verbrannte und zerstörte.

Wenn das in einem Lande geschah, das von seinem Salzreichtum den Namen hat, so darf man erwarten, daß in einer großen, salzarmen Ebene die Fürsten nicht besser werden gehandelt haben. Der Salzquelle bei Oldesloe ist es denn auch eben nicht besser ergangen, und zwar im Jahre 1151.

Dankwerth berichtet darüber, wie folgt: „Es hat vor Zeiten, zur Zeit Graff Adolffen des II., allhie eine Sültze oder Sültzadern, und von derselben die Bürger gute Nahrung gehabt, also daß die Bürger zu Lüneburg an ihrer vornehmsten Nahrung, so, wie annoch auff den Saltzhandel bestundt, Abbruch empfunden, welches, als sie ihrem Landesfürsten Hertzog Heinrich dem Lewen klagten, hat er Graff Adolff den II. gütlich ersuchet, daß er ihm die Helffte des Einkommens von dieser seiner Sültze überließe. Wie aber Graff Adolff darein nicht willigen wolte, so hat er die Sültzbrunnen oder Sültzadern zu Oldeschlo verstopffen oder abgraben und also vernichten lassen. — Zu unseren Zeiten hat sich einer gefunden, der da vermeynet gehabt, die Sültze zu Oldeschlo wieder in Schwung zu bringen, aber vergeblich und umbsonst, wiewohl es nach der Zeit ein wenig damit wieder besser gegangen, gestalt noch heut zu Tage daselbsten Sültze und zwar in Menge gesotten wird."

Wenn in der That Lüneburg sich über Oldesloe zu beklagen hatte, dann muß Oldesloe eine sehr große Bedeutung gehabt haben; denn Lüneburg, obgleich durch den reichen Gehalt seiner Sole zu einer herrschenden Saline für Nordwestdeutschland bestimmt, konnte doch unmöglich auch das ganze Land nördlich der Elbe versorgen, zumal da die Städte Hamburg und Lübeck gewiß sehr früh den Handel mit Baisalz ins Leben gerufen haben werden. Eine unbedeutende Saline konnte bei Lüneburgs dominierender Lage und Beschaffenheit gar keinen Nachteil bringen, am wenigsten wirklichen Abbruch thun, und daher liegt immer noch, weil das historische Faktum, das man oft zu einer Sage hat stempeln wollen, nicht zu bezweifeln ist, Grund genug vor, anzunehmen, daß hier vor Zeiten in der That eine sehr reiche Salzquelle gesprudelt habe und von großartigen Werken umgeben gewesen sei.

Es liegen über die spätere Zeit der Saline und die zu ihrer Herstellung von Zeit zu Zeit gemachten Versuche fast gar keine brauchbaren Nachrichten vor; es hat auch den Geschichtsforschern nicht recht gelingen wollen, Notizen über den

Digitized by Google

Salzhandel des nordwestlichen Deutschlands aus der Zeit des 12. Jahrhunderts aufzufinden, welche uns über die eigentliche Bedeutung der Gewaltthat Heinrichs aufklären könnten.

Im 14. Jahrhundert ist von einer Saline die Rede, so daß sie jedenfalls nicht völlig eingegangen sein konnte. In Aktenstücken der Stadt Oldesloe von 1364 und 1375 werden einige Häuser supra salinam genannt, und daß dieses nicht bloß die Bezeichnung einer Lokalität, sondern wirklich eines Salzwerkes war, geht hervor aus der zwischen König Johann und Herzog Friedrich geschlossenen Erbteilung von 1490, wo sich die Worte finden: „item veerhundert Mark Hovestools, da de Sülte tho Oldeschlo vor verpandet is." — Völlig wiederhergestellt wurde die Saline erst unter Christian III., welcher eine Oktroi an Privatleute gab. Es wird darin vier Hamburger Bürgern verstattet, das verfallene Salzwerk wieder aufzunehmen. Sie sollen alles auf eigene Kosten errichten, und sie und ihre Erben sollen den Ertrag genießen 50 Jahre lang ohne alle Abgaben außer einer Last Salz, die alljährlich dem königlichen Hause zu verehren ist. Ist der alte Brunnen zu schlecht, so dürfen sie neue graben; finden sie Salzwasser in Oldesloe selbst, so sollen sie dort Platz zu drei Häusern haben. Nach 50 Jahren fällt das ganze Werk ohne Kosten an den König.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

14. Musche.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett drê Söns hatt.

Nu is de Burstę' vun Rechs wegen den ölß'n Sön bikam'n, de hett Hans hêten.

Hans is gwer man 'n heten dummeri weß, un darüm hett de Vadder em de Burstę' ne krigen lgten wullt. Un do secht he to sin Söns, se schüllt êrs all' drê 'n Jgr dên'n, un de denn dat meis' Geld verdênt hett, de schall de Burstę' hebb'n. Hans, denkt he, de is je so dumm, de verdênt dat meis' Geld je ne.

*) Dies mit mehrfachen Abänderungen aus Nr. 28 (1899) der ‚Deutschen Welt' (Wochenschrift der von Friedrich Lange herausgegebenen ‚Deutschen Zeitung') abgedruckte Märchen bildet ein Seitenstück zu dem im letzten Heft des vorigen Jahrgangs der ‚Heimat' mitgeteilten Märchen Nr. 13 ‚Haus un de lütt Katt': es sind zwei verschiedene Fassungen desselben Märchens. Von zwei andern Fassungen, einer aus Leusahn und einer aus Oldenburg im Herzogtum stammenden, ist in der Anmerkung zu Nr. 13 der Inhalt angegeben. Zu diesen vier Fassungen kommen nun noch zwei weitere, aus dem westlichen Schleswig-Holstein stammende, die sich in dem handschriftlichen Nachlaß Müllenhoffs finden, und die ich hier gleichfalls mitteile.

Die erste ‚Der dumme Hans und die Katze' ist mit mehreren andern Beiträgen:

‚Wo Gott kommt, da ist's mit dem Teufel aus',
‚Die unauslöschbaren Blutflecken in der Schenefelder Kirche',

veröffentlicht von Müllenhoff S. 170: ‚Der bestrafte Vorwitz',
‚Der Teufel und des armen Mannes Sohn',
‚Das Haus mit 99 Fenstern',
‚Der Teufel beim Kartenspiel',

benutzt von Müllenhoff in der Anmerkung S. 149,

‚Die Erdmännchen im Steller Berge',
‚Die Büsumer Hexe'

aus Ditmarschen eingesandt, dem Anschein nach von einem Lehrer. Ich habe sie für den Druck etwas zurechtgestutzt. Die zweite Fassung ‚Hans, der sich die Welt besieht' ist von derselben Hand geschrieben, von der das Märchen vom ‚fanlen Hans' (Müllenhoff Nr. 14. S. 431. ‚Heimat' 1900. Heft 11. S. 227 f.) stammt, und ist, wie dies, von Theod.

Digitized by Google

Nu gat se je los', de drê.

Hans, de kümmt in 'n grot Holt to gang', dar dröppt he so 'n ol [1]) lütt Hus, dar steit 'n Bänk vör de Dör. Un up de Bänk dar sitt 'n lütt Katt up.

‚Gun Dach, Hans', secht de lütt Katt.

‚Gun Dach, Musche,' [2]) secht Hans.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚wo wullt du denn na too?'

‚Ja,' sech' 'e, ‚ik wull mi 'n Dênß sööken, wo ik dat meis' Geld verdên' kann.'

‚O Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man bi mi. Denn schaß dat meis' Geld wul verdên'n. Du heß wider niks to doon,' sech' se, ‚as du muß mi drêmal dag's [3]) kämm'n un Kaffi koken.'

Na, Hans blifft je bi de lütt Katt.

As dat Jar üm is, do secht he: ‚Na, Musche, wo ward 't nu mit dat Geld?'

‚O,' sech' se, ‚dat Geld schaß wul krigen.' Un do gifft se em so vel Geld, dat hê all' de Taschen vull hett.

As hê to Hus ankümmt, do sünd sin beiden Brööder al dar.

‚Mêr Geld hebbt ji ne?' secht Hans. ‚So vel heff ik je in min Wessentasch. Un denn noch all', wat ik in min annern Taschen heff!'

Do hett Hans je dat meis' Geld hatt.

De Vadder will dat gwer noch ne gell'n laten. Un se schüllt noch mal weller 'n Jar dên'n, wokên as den bessen Rock to Hus bring't. Hans, denkt he, de is je so dumm, de kricht den bessen Rock je ne.

Nu gat se je wa' los'. Un Hans geit weller na de lütt Katt hen.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je weller.'

‚Ja, Musche,' sech' 'e, ‚dat schall noch ne gell'n. Wi schüllt noch mal weller 'n Jar dên'n, wokên as den bessen Rock to Hus bring'n deit.'

‚Ja, Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Denn schaß den bessen Rock wul krigen. Din Arbeit weß du je.'

Nu blifft Hans je weller bi de lütt Katt.

As dat Jar üm is, do secht he: ‚Na, Musche, wo ward 't nu mit den Rock?'

‚O,' sech' se, ‚den Rock schaß wul krigen.' Un do gifft se em twê so 'n ganz fein' Röck. Den ên'n treckt hê an, un den annern knütt [4]) he sik in 'n Dook.

As he to Hus ankümmt, do sünd sin beiden Brööder al wa' dar.

‚'n bętern Rock hebbt ji ne?' secht Hans. ‚Denn is min'n je vel bęter, un denn noch den annern, den' ik in 'n Dook heff!'

Do hett Hans uk je den bessen Rock hatt.

De Vadder will dat gwer noch ne gell'n laten. Un se schüllt noch mal weller 'n Jar dên'n, wokên as de hübschs Brut mit to Hus bring't. De ol dumm' Hans, denkt he, de kricht je kên Brut.

Nu gat se je wa' los', un Hans geit weller na de lütt Katt hen.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je noch mal weller.'

‚Ja, Musche,' sech' 'e, ‚dat schall noch ne gell'n. Wi schüllt noch mal weller 'n Jar dên'n, wokên as de hübschs Brut mit to Hus bring'n deit.'

‚O, Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Denn schaß de hübschs Brut wul krigen. Din Arbeit weß du je.'

Storm leicht überarbeitet. Ich gebe sie nach der Stormschen Darstellung. Von Müllenhoff sind diese beiden Märchen wohl deshalb nicht veröffentlicht worden, weil sie im großen und ganzen mit Grimm Nr. 106 stimmen. Da sie jedoch im einzelnen vielfache und starke Abweichungen zeigen, so scheinen sie, zumal nachdem in den beiden von mir mitgeteilten Fassungen das östliche Holstein zu Wort gekommen ist, als Fassungen des westlichen Schleswig-Holstein eine nachträgliche Veröffentlichung wohl zu verdienen.

Digitized by Google

Nu blifft Hans je weller bi de lütt Katt.

As dat Jar üm is, do secht he: ‚Na, Musche, wo ward 't nu mit de Brut?'

‚O,' sech' se, ‚de Brut schaß wul kriegen. Ik will di 'n ganz scharp Meß gęb'n, un wenn de Klock twölf sleit, denn muß du mi dar dat Fell **) mit upsniden.'

Nę, secht Hans, dat kann he ne. So vęl Goo's, [5]) as sę bi em dan hett — dat kann un kann he ne.

Ja, sech' se, doon mutt he dat. Wenn he dat ne deit, denn sünd se bei' verlar'n.

Do mutt he dat je. Un as de Klock twölf sleit, do kümmt hę bi un snitt de ol lütt Katt dat Fell **) up. Un so as he dat upsnędden hett, kümmt dar so 'n ganz wunnerhübsch Prinzessin rut — de is in 'n Katt verwünscht weß —, un dat ol lütt Hus ward to 'n grot'n, fein'n Sluß.

‚So, Hans,' secht de Prinzessin, ‚nu kumm man, nu wüwwi [6]) tosam'n hen-föörn. Ik bün nu din Brut.'

Nu föört se je los', de beiden.

As se ankam't, do sünd de beiden Brööder al dar mit de Brut.

‚'n hübscher Brut hebbt ji ne?' secht Hans. ‚Denn is min je vęl hübscher, un denn is se noch 'n Prinzessin too. Un jun [7]) Burstę',' sech' 'e, ‚dar künnt ji mit męken, wat ji wüllt; de will ik gar ne hebb'n. Ik heff nu 'n Sluß.'

Un dunn föört se wa' trüch na ęr'n Sluß hen un gęv't Hochtit.

Un dunn hebbt se glückli un vergnögt tosam'n lęv't. Un wenn se ne dot blęben sünd, denn künnt se noch lęb'n.

Nach Frau Schloer-Griebel.

Anmerkungen: [1]) Das Wort ol ist oft nur ein Ausdruck der Zärtlichkeit oder des Unwillens: de ol lütt Jung — statt de Lütt sagt man sogar gewöhnlich de ol Lütt (gesprochen: de Ullütt) —, de ol dwatsch Bengel. [2]) eigentlich ‚Mäuschen', bekanntes Kosewort für ‚Katze'. [3]) tags, des Tags. [4]) knotet. [5]) Gutes. [6]) statt wült wi. [7]) eure.

Der dumme Hans und die Katze.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Zwei waren klug, der dritte war ein dummer Hans. Damit nun nicht, wenn er heute oder morgen stürbe, unter seinen Söhnen Streit entstehe — denn alle drei wollten sie den Hof gern haben —, so sprach der Vater eines Tages zu ihnen: ‚Hört, geht jetzt hin und sucht euch einen Dienst. Und wer mir nach einem Jahr den größten Lohn nach Hause bringt, der soll die Stelle haben.'

Damit waren die Söhne zufrieden. Gleich am nächsten Tage brachen sie auf. Die beiden klugen Söhne waren wohl ausgestattet, Hans dagegen mußte in seinem Buchweizenkittel und auf seinen Holzschuhen fort.

Anfangs trottete Hans noch hinter seinen Brüdern her. Bei einem Kreuzweg jedoch ließen sie ihn stehen und schlugen einen Seitenweg ein.

Als sie eine kurze Strecke gegangen waren, sahen sie sich mal nach Hans um. Da stand er noch auf demselben Fleck und nahm gerade etwas vom Boden auf, was er aufmerksam betrachtete. Neugierig kehrten sie um. Da hatte er einen gewöhnlichen Stein in der Hand. Da schalten sie, daß er sie zum Narren gehabt habe; Hans aber lachte sie aus. Nun zogen sie wieder ihres Weges, und da ging auch Hans weiter, immer gerade aus.

Auf einer Anhöhe angekommen, verspürte er Hunger. Er nahm also seinen Ranzen vom Nacken und setzte sich nieder, um erst mal ein wenig ‚vorzulegen.' Da erblickte er einen Hasen. ‚Ei,' dachte er, ‚Hasenbraten soll gut schmecken.' Er ließ seinen Ranzen liegen und rannte hinter dem Hasen her. Der Hase lief in einen großen Wald, Hans immer hinterdrein. In der Mitte des Waldes stand ein großes, schönes Haus. In dies flüchtete sich der Hase. Hans gab aber die Verfolgung auch jetzt noch nicht auf. Er lief gleichfalls in das Haus hinein, und da der Hase hier in einem der vielen offenstehenden Zimmer verschwunden war, rannte Hans in das erste beste Zimmer hinein.

‚Guten Tag, Hans,' hörte er sagen. Er sah sich um; da war es eine Katze gewesen, die hinter dem Ofen saß. ‚Dank dir, meine Katze,' sagte er. Darauf sagte die Katze: ‚Hans, du kommst mir eben recht. Mir fehlt ein Knecht. Hättest du nicht Lust, bei mir zu dienen?' ‚Es ist ja einerlei,' sagte Hans, ‚wo ich mein Brot esse. Willst du mich be-

**) ‚dat Fell' ist von mir hinzugesetzt.

Digitized by Google

halten, so brauche ich mich ja nicht weiter nach Arbeit umzusehen.' ‚Nun, Hans,' sagte die Katze, ‚so gehe zunächst nur in jenes Zimmer da. Da ist der Tisch gedeckt. Auch steht ein Bett da. Iß und trink und lege dich dann schlafen, denn du wirst hungrig und müde sein. Über das andere wollen wir morgen früh mit einander sprechen.'

Hans ließ sich das nicht zweimal sagen. Aber wie erstaunte er, als er in das bezeichnete Zimmer trat. In einem solchen war er all' sein' Lebtag' noch nicht gewesen. Die Wände waren aufs schönste tapeziert, der Fußboden gemalt und die Decke blendend weiß. Die große Bettstelle war mit seidenen Gardinen behängt, und seiden waren die Überzüge des Bettes. Der Mahagonitisch war mit den schönsten Speisen und Getränken besetzt. Als Hans alles genugsam angestaunt hatte, setzte er sich gemächlich in den weichgepolsterten Lehnstuhl und that eine Mahlzeit, wie ich sie nicht für ihn hätte thun mögen. Besonders sprach er auch dem Wein zu. Davon fühlte er nach aufgehobener Tafel seinen Kopf so schwer, daß es ihm gut schien, sich in die Federn zu packen.

Erst am Mittag des andern Tages erwachte er wieder. Da lagen vor seinem Bett statt seiner alten Kleider die schönsten neuen. Er zog sich an und ging dann zu seiner Katze. ‚Guten Morgen, Hans,' rief sie ihm entgegen. ‚Na, hast du gut geschlafen?' ‚Danke, meine Katze,' sagte er. ‚Nun,' sagte sie, ‚geh' jetzt nur erst in das Zimmer da und verzehre dein Frühstück. Und dann komm' wieder herein, damit ich dir sage, was du bei mir zu thun hast.' Hans ging in das bezeichnete Zimmer, das noch viel prächtiger war als das vorige, und setzte sich an den gedeckten Tisch. Und nachdem er gehörig gefrühstückt hatte, ging er wieder zu seiner Katze.

‚Nun höre, Hans,' sagte sie, ‚deine Arbeit besteht darin, daß du jeden Tag die Stuhlpolster einer Stube ausklopfest. Gefällt es dir dann, noch etwas mehr zu thun, so kannst du vielleicht auch den Garten ein wenig in Ordnung halten. Der Tisch ist jederzeit für dich gedeckt, dein Bett weißt du auch, und um den Lohn, denke ich, werden wir wohl fertig.' ‚Das denk' ich auch,' sprach Hans und machte sich dann an seine leichte Arbeit.

So verfloß ihm unter Nichtsthun und gutem Leben das ganze Jahr. Da sagte die Katze eines Morgens: ‚Hans, dein Jahr ist um, du mußt dich wohl anschicken, nach Hause zu gehen.' ‚Jetzt schon?' sagt Hans, ‚mir ist doch, als wäre ich hier erst ein paar Tage gewesen. Muß ich wirklich schon fort?' ‚Ja,' sagte sie, ‚zögere nur nicht lange: du weißt, es gilt den Hof, und deine Brüder sind schon da. Zieh' jetzt nur dein altes Zeug wieder an, ich will dir unterdessen deinen Lohn bereit legen.' Als Hans wieder eintrat, reichte sie ihm einen kleinen Beutel mit Geld. ‚Da, Hans,' sagte sie, ‚hier hast du deinen Lohn.' Hans steckte den kleinen Beutel in die Tasche und nahm Abschied.

Als er zu Hause ankam, waren seine Brüder schon da. Sie hatten eben ihren Lohn auf den Tisch hingezählt, und wahrhaftig, es war ein schön' Stück Geld. Triumphierend sahen sie Hans an und spotteten, er solle nun doch auch mit seinem Lohn hervorkommen. Da zog Hans sein Beutelchen hervor. Hatten sie vorhin stolz auf ihn herabgesehen, so thaten sie's jetzt erst recht. Hans aber trat an den Tisch, öffnete seinen kleinen Beutel und fing an ihn auszuschütten: lauter blanke Goldstücke. Er schüttete und schüttete, und immer mehr Goldstücke fielen heraus. Zuletzt war schon der ganze Tisch damit bedeckt, und noch immer war der kleine Beutel nicht leer. Der Vater und die Brüder staunten und tranten ihren Augen nicht.

Wie nun aber Hans fragte: ‚Na, Vater, wer hat denn nun den größten Lohn gebracht?' da riefen seine Brüder, den Beutel habe er gestohlen, und sie wären nicht damit zufrieden, wenn der Vater ihm den Hof gebe.

Da sagte der Vater: ‚Nun, so geht noch einmal hin und sucht euch einen Dienst. Und wer mir nach einem Jahr die kostbarste Kette bringt, die zugleich am genausten um unser Haus paßt, der soll den Hof haben.' Die beiden Brüder stellten nun an dem Hause großartige Messungen an. Hans aber ging wieder zu seiner Katze.

‚Nun, Hans,' sagte sie, ‚war dein Lohn groß genug?' ‚Zu groß, zu groß, meine Katze,' sagte er, ‚aber Vater hat uns noch einmal wieder ausgeschickt. Und wer ihm nach einem Jahr die kostbarste Kette bringt, die zugleich am genausten um unser Haus paßt, der soll den Hof haben.' ‚Nun, das kriegen wir denn auch wohl,' sagte sie. ‚Du bleibst das Jahr wieder bei mir. Was du zu thun hast, weißt du ja.'

So blieb Hans wieder bei seiner Katze. Als das Jahr verflossen war, sprach sie: ‚Hans, dein Jahr ist um, du mußt jetzt wohl nach Hause.' ‚Gott, meine Katze,' sagte er, ‚ist's schon wieder so weit? Mich dünkt, ich bin hier erst ein paar Tage gewesen. Kann ich hier nicht bleiben?' ‚Nein, Hans,' sagte sie, ‚das geht nicht. Du weißt ja, es gilt den Hof.'

So zog Hans denn wieder seinen Buchweizenkittel und seine Tretschuhe an. Beim Abschied aber gab ihm die Katze eine kleine Schachtel und bedeutete ihm, sie nicht eher zu öffnen, als bis er zu Hause sei.

Als Hans zu Hause ankam, waren seine Brüder schon da. Sie hatten beide eine

Digitized by Google

feine Stahlkette mitgebracht und waren schon dabei zu messen. Aber die eine war ein wenig zu kurz und die andere ein wenig zu lang. Da öffnete Hans seine kleine Schachtel und zog erst eine silberne und dann eine goldene Kette daraus hervor, und beide paßten genau um das Haus.

Da hätte der Vater ihm gern den Hof zugesprochen. Aber die beiden Brüder tobten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu; Hans habe die Ketten gestohlen.

‚Nun,' sagte der Vater, ‚so geht zum dritten Mal wieder aus. Und wer mir nach einem Jahr die schönste und reichste Braut nach Hause bringt, der soll die Stelle haben.' Die beiden Brüder waren damit zufrieden und machten sich wieder auf den Weg. Und Hans ging wieder zu seiner Katze.

‚Nun, Hans,' sagte sie, ‚kommst du noch einmal wieder?' ‚Ja, meine Katze,' sagte Hans. ‚Wir sollen noch einmal ein Jahr dienen, und wer dann die schönste und reichste Braut mit nach Hause bringt, der soll die Stelle haben. Aber eine Braut kannst du mir ja doch nicht geben.' ‚Nun, Hans,' sagte sie, ‚auch dafür wird wol Rat. Bleib' nur wieder bei mir. Was du zu thun hast, weißt du ja.'

So blieb Hans wieder bei seiner Katze. Als das Jahr verflossen war, sagte die Katze: ‚Hans, dort hinten im Garten liegt ein großer Haufen Holz. Willst du das nicht in die Nähe unsers Hauses tragen und aufschichten?' ‚Gern, meine Katze,' sagte Hans und machte sich ans Werk. Als er das Holz aufgeschichtet hatte, sagte sie: ‚So, Hans, nun zünde den Holzstoß an, und wenn er ordentlich brennt, dann hole mich.' Als der Holzstoß in Flammen stand, holte Hans die Katze auf seinen Armen herbei. Da sagte sie: ‚Bis soweit hast du deine Sache gut gemacht, Hans. Jetzt aber mußt du noch eins thun. Wirf mich ins Feuer.' Hans erschrak. ‚Aber, meine Katze,' sagte er, ‚wie könnte ich das, so viel Gutes, wie du mir erwiesen hast?' ‚Ja, Hans,' sagte sie, ‚du mußt es doch thun; es geht nicht anders.' Da faßte er sich ein Herz und warf die Katze mitten in das Feuer. Dann aber wandte er sich ab und ging in eine nahe Laube. Das arme Tier verbrennen zu sehen, das konnte er nicht übers Herz bringen.

Einen Augenblick hatte er traurig da gestanden, da klopfte ihm jemand von hinten leicht auf die Schulter. Hans sah sich um — da stand eine wunderhübsche, feingekleidete Dame bei ihm. Hans erschrak. Die Dame aber sagte: ‚Nun, Hans, kennst du mich nicht mehr?' Die Stimme war Hans bekannt: es war die Stimme seiner Katze. ‚Wie,' sagte er, ‚du bist doch nicht etwa meine Katze?' ‚Ja,' sagte die Dame, ‚aber du mußt jetzt nicht mehr Katze zu mir sagen, sondern Prinzessin.' ‚Wie,' sagte Hans, ‚Prin— Prin—?' ‚zessin,' vollendete sie. ‚Und nun muß ich dir auch sagen, daß du nicht mich allein von meinem Zauber befreit hast, sondern zugleich ein ganzes Königreich.' Damit zeigte sie um sich, und wirklich, die ganze Gegend war verändert. Der Wald war in eine große Ebene verwandelt mit reichen Saatfeldern und blühenden Ortschaften. Und aus den Tieren des Waldes waren Menschen geworden, lauter hohe Personen, die jetzt heranmahten, um ihrer Gebieterin aufzuwarten. Nun nahm die Prinzessin Hans beim Arm und sprach zu ihren versammelten Großen: ‚Hört, meine lieben Unterthanen, dieser Mann hier hat uns alle von dem Zauber, der uns gefangen hielt, erlöst. Dafür sind wir ihm eine angemessene Belohnung schuldig. Nun weiß ich ihm aber seine That nicht besser zu belohnen als damit, daß ich ihm meine Hand reiche und ihn zum König über unser ganzes Volk mache.' Damit waren sowohl die Großen zufrieden als auch Hans.

‚Ja,' sagte die Prinzessin darauf zu ihm, ‚nun sollst du aber erst mit einer andern nach Hause fahren, und später komme ich dann selbst nach. So, denke ich, machen wir uns einen hübschen Spaß.' Hans ließ sie gewähren. Nun wurde ein altes Weib herbeigebracht, welches hinkte und buckelig war.*) Die wurde auf eine elende Karriole gesetzt; ein alter Gaul, dem man alle Rippen im Leibe zählen konnte, wurde vorgespannt, und dann mußte Hans einsteigen und neben der Alten Platz nehmen.

Als er mit seinem Fuhrwerk zu Hause ankam, waren seine Brüder schon da mit ihren Bräuten. Hans half seiner Alten vom Wagen und trat mit ihr ein. Da fingen die beiden Brüder laut an zu lachen. ‚Alle Wetter, Hans,' rief ihm der eine zu, ‚die kannst du ja für Geld sehen lassen.' ‚Ja, Hans,' rief der andere, ‚die paßt zu dir, das giebt ein hübsches Paar.'**)

Während sie so den armen Hans mit Spott und Hohn überschütteten, kam plötzlich eine feine Kutsche mit sechs schwarzen Hengsten daher, und ein zahlreiches Gefolge hinterdrein. Alle außer Hans und seiner Alten sprangen auf und liefen vor die Thür. Da stieg

*) In der Handschrift sind es die Bräute der beiden Brüder, die diese Gebrechen haben: ‚die eine hinkte, und die andere hatte einen Buckel;' ‚sie hatten aber Geld.' Von der Alten, mit der Hans hinfuhr, heißt es, daß sie ‚wenn auch nicht hübsch, so doch gerade war.'

**) Die Worte ‚Hans half . . . Paar' sind von mir hinzugesetzt.

Digitized by Google

die Prinzessin aus und sagte, sie wünsche hier zu übernachten. Die beiden Alten stammelten Entschuldigungen: ihr Haus sei ihr doch zu schlecht und die Bedienung zu mangelhaft. Aber die Prinzessin beruhigte sie, sie wolle vorlieb nehmen. Nun wurde sie in die beste Stube geführt, und alles zu ihrer Bewirtung vorbereitet. Vor allem schien es nötig, den ungeschlachten Hans fortzuschaffen. Hans wurde also in den leeren Schweinestall gesteckt. Darauf ging der alte Bauer wieder zu der Prinzessin, um sie zu unterhalten.' Diese fragte ihn nach seiner Familie und unter anderm auch, ob er nicht mehr als die zwei Söhne habe. Ja, sagte er, er habe freilich noch einen dritten, aber das wäre so 'n dummer Hans, den möchten sie garnicht sehen lassen. O, sagte sie, mit solchen dummen Leuten möge sie gerade gern zu thun haben. Sie sollten ihn nur mal hereinkommen lassen. Er könne ja die Teller hereinbringen. Der Alte machte allerhand Einwendungen, aber die Prinzessin ließ nicht nach, bis der Vater hinausging, Hans zu holen. Nun zog man Hans aus seinem Schweineloch hervor, steckte ihn in den Anzug eines seiner Brüder und bedeutete ihm, wie er sich zu benehmen habe. Hans versprach, sich vorschriftsmäßig zu verhalten, nahm die Teller und ging zu der Prinzessin hinein. Aber zum Unglück war die Thürschwelle etwas hoch, und Hans hatte die Gewohnheit, beim Gehen zu schlarren: so stieß er denn an und fiel mit den Schüsseln in die Stube hinein. Die Prinzessin lachte. Die Eltern waren wütend über ihren tölpelhaften Sohn. Hans aber ließ sich nicht irre machen; ruhig stand er auf, machte, wie man es ihn gelehrt hatte, vor der Prinzessin seine tiefe Verbeugung und sagte: ‚Guten Tag, meine Kon — Konzessin.' Das war den Eltern zu viel: scheltend stießen sie ihn zur Thür hinaus. Die Prinzessin aber verwandte sich wieder für ihn und wirkte aus, daß Hans auch die Hühnersuppe auftragen sollte. Nun banden die Eltern ihm auf die Seele, er solle sich doch wenigstens diesmal in acht nehmen. Über die Thürschwelle kam er denn auch mit seiner Suppenterrine glücklich hinüber. Mitten in der Stube aber platzte er wieder hin und fiel der Prinzessin mit dem Kopf in den Schoß, so daß er sie beinahe über und über mit seiner Suppe begossen hätte. Die Prinzessin lachte wieder laut auf, konnte aber trotz all ihrer Bitten die Eltern nicht dazu bewegen, ihn in der Stube zu lassen. Unter Scheltworten stießen sie ihn wieder hinaus und schlossen ihn in einer Hinterstube ein, wo er bleiben sollte, bis die Prinzessin fort wäre. Als Hans aber merkte, daß alles zur Ruhe sei, öffnete er mit seinem Taschenmesser die verschlossene Thür, machte sich einen Strohkerl und hängte den an den Balken. Er selbst schlich sich hinaus und begab sich zu der Prinzessin.

Am andern Morgen standen die beiden Brüder früh auf und wollten mal nachsehen, was Hans mache. Da sahen sie ihn am Balken baumeln. Bestürzt liefen sie hin, um es dem Vater zu melden. Wie sie nun aber an dem Fenster der Prinzessin vorbeikamen und einen Blick hineinwarfen, da sahen sie Hans bei der Prinzessin stehen.*) Nachdem sie, was sie gesehen, dem Vater berichtet hatten, ging dieser erst mit ihnen in die Hinterstube. Da war es ein Strohkerl, der am Balken hing. Darauf schlichen sie sich alle drei unter das Fenster der Prinzessin, und richtig, es war Hans, der da bei ihr stand.**) Nun gingen sie in die Wohnstube, um der Mutter das Unglaubliche zu erzählen. ‚Es ist ja nicht möglich,' sagte die Mutter, ‚ihr müßt euch versehen haben.' Gegen neun Uhr kam die Prinzessin ‚zum Trinken' herein. Da hatte sie einen Herrn am Arm, der königliche Kleidung trug. Das war Hans. Nun erzählte Hans den erstaunten Eltern, wie er zu der Prinzessin gekommen sei. Und nachdem er dann seinen Brüdern den Hof überlassen und ihnen noch viel Geld dazu gegeben hatte, nahm er Abschied und fuhr mit seiner Prinzessin wieder zurück in sein Königreich.

Aus Ditmarschen.

Hans, der sich die Welt besieht.

Es lebten einmal in einem Dorf ein Mann und eine Frau, die hatten drei Söhne. Den jüngsten aber nannten die andern beiden nicht anders als den dummen Hans. Wie die drei nun herangewachsen waren, wollten die beiden ältesten sich die Welt besehen. Dazu hatte der dumme Hans auch Lust und bat die Brüder, ihn mitzunehmen. ‚Was willst du dummer Hans dir die Welt besehen!' riefen sie, aber endlich nahmen sie ihn doch mit. Sie machten aber mit einander aus, wer nach Jahresfrist das beste Tischtuch zurückbringe, der solle der Erste im Hause sein.***)

Nach einigen Stunden kamen sie an einen Kreuzweg, da ging Hans links und die

*) In der Handschrift: ‚im Bette liegen.' **) In der Handschrift: ‚lag.' ***) Daß die Brüder sich die Welt besehen wollen, ist ein Zug, der offenbar durch die Ungeschicklichkeit des Erzählers verschuldet ist. Nicht, um sich die Welt zu besehen, ziehen die Brüder aus, sondern um sich das beste Tischtuch usw. zu erwerben. Von diesem Gesichtspunkt aus müßten die betreffenden Stellen geändert werden, und die Überschrift müßte heißen: ‚Hans und die Pudelmütze.'

Digitized by Google

Brüder rechts, und sie freuten sich sehr, den dummen Hans los zu sein. Hans aber ging getrost immer der Nase nach, bis er in einen Wald kam, wo eine Vertiefung in der Erde war. Hans blieb stehen und betrachtete sich das Ding von allen Seiten, und es wunderte ihn, ob es ein Fuchsloch wäre oder ein anderes Loch. Da kam ihm ein Einfall. Er legte sich längelang hin und kroch in das Loch hinein. Da wurde ihm doch wunderlich zu Mut bei seiner Maulwurfsreise, denn der Gang wollte gar kein Ende nehmen, bis er sich endlich in einer geräumigen Höhle befand, die er für einen Pferdestall hielt; denn vier prächtige Schimmel standen an den gefüllten Krippen. Wo Pferde sind, müssen auch Menschen sein, dachte Hans und ging getrost weiter. Er öffnete eine Thür am unteren Ende des Stalles, da kam er in ein großes, herrlich geschmücktes Gemach und dann wieder in ein zweites, in dem ein Eckschrank, ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett standen. Auf dem Stuhl aber lag eine alte graue Pudelmütze.

Wie Hans das Bett sah, stieg er alsbald hinein und schnarchte sich in den Schlaf. Beim Erwachen hungerte ihn sehr, aber wie er sich umsah, stand vor dem Bette der Tisch beladen mit den leckersten Speisen. Da fand Hans, daß seine unsichtbaren Wirte doch Lebensart hatten, ließ sich's wohl schmecken und schlief dann wieder ein. Und nach dem ersten Tage dachte Hans sogleich, daß er's hier wohl noch einen Tag aushalten könne. Aber aus den Tagen wurden Wochen und Monde und endlich ein ganzes Jahr, während dessen Hans seine Zeit redlich in Essen, Trinken und Schlafen teilte. Da, als das Jahr herum war, fing die alte Pudelmütze, die Hans noch garnicht beachtet hatte, auf einmal an zu sprechen und rief: ‚Hans, geh' nach Haus, das Jahr ist um, und deine Brüder warten auf dich.' Da wurde Hans wieder inne, warum er eigentlich von Haus gezogen, und er klagte sehr, daß er kein Tischtuch mit zurückzubringen habe. Aber die Pudelmütze hieß ihn gutes Muts sein und im Eckschrank nachsuchen; da fand er das schönste Tischtuch, das noch gesehen ist. Damit machte er sich auf den Weg nach Hause, wo die Brüder schon waren mit ihren Tischtüchern; aber Hansens Tischtuch war weit das schönste. Der Erste im Hause ward er aber doch nicht, sondern blieb der dumme Hans wie vorher.

Nach einiger Zeit beschlossen die beiden Ältesten wieder in die Welt zu gehen, und wer das meiste Geld verdienen könne binnen Jahresfrist, der sollte der Erste im Hause sein. Wie nun der dumme Hans wieder mit wollte, sagten die Brüder: ‚Was willst du dummer Hans dir die Welt besehen!' aber endlich mußten sie ihn doch mitnehmen. Am Kreuzweg aber gingen sie rechts und ging Hans links und wieder in seine Höhle, wo er alles antraf, wie er es verlassen. Hier verlebte er wieder ein ganzes Jahr und teilte seine Zeit in Essen, Trinken und Schlafen. Und als das Jahr herum war, ermahnte ihn die Pudelmütze, nach Hause zu gehen, wo die Brüder seiner warteten, und befahl ihm, unbesorgt zu sein um das Geld, das er mit zurückbringen solle; im Eckschrank sei so viel, als er nur brauche. Da nahm sich Hans den größten Geldbeutel und zog nach Hause. Da hatte er das meiste Geld verdient, und die Goldstücke gefielen den Brüdern.*) Aber am andern Tage war er doch nicht der Erste, sondern nur der dumme Hans, der nichts anderes versteht als Brotessen.

Und abermals nach einer Zeit beschlossen die beiden Ältesten wieder in die Welt zu gehen und sich eine Frau zu suchen, und wer die schönste heimführe binnen Jahresfrist, der solle das ganze Erbe haben. Wie nun der dumme Hans wieder mit wollte, sagten die Brüder: ‚Was willst du dummer Hans dir die Welt besehen!' aber endlich mußten sie ihn doch mitnehmen. Am Kreuzweg aber gingen sie rechts und ging Hans links und wieder in seine Höhle, wo er alles antraf, wie er es verlassen, und seine Zeit redlich in Essen, Trinken und Schlafen teilte. Als aber das Jahr herum war bis auf drei Tage, da sprach die Pudelmütze: ‚Hans, du hast noch drei Tage, dir die schönste Frau zu suchen; geh in den Stall und nimm das Beil, das da liegt, damit fälle den umliegenden Wald, aber in einem Tage.' Hans gab sich nicht die Mühe, das zu begreifen, aber er ging in den Stall, nahm das Beil und kroch hinaus in den Wald. Da suchte er sich die dünnste Eiche aus, um damit sein Werk zu beginnen. Kaum war sie gefallen, so fiel zugleich der ganze Wald. So! dachte Hans, rieb sich die Hände, kroch in seine Höhle und legte sich hin, von der Anstrengung auszuruhen. Am andern Tage sprach die Pudelmütze: ‚Geh hin, Hans, mache die Bäume klein und errichte daraus einen Scheiterhaufen, und wenn du ihn angezündet hast, so wirf mich selbst hinein. Und was auch für Ungeheuer aus dem brennenden Scheiterhaufen kriechen, die mußt du alle töten und verbrennen, aber alles in einem Tage.' Hans ging ans Werk, und wie er einen Baum zerhackt, da war der ganze Wald kleingemacht; und wie er ein Stück Holz zum Scheiterhaufen getragen, hatte sich der von selbst aufgebaut. Da steckte Hans ihn an. Aber wie er die Pudelmütze hineinwerfen wollte, dauerte sie ihn, weil sie ihm so gut gewesen, und er wollt' 's nicht thun; erst als

*) In Storms Vorlage steht: ‚Und die Goldstücke standen den Brüdern nicht an,' d. h. offenbar, sie ärgerten sich darüber.

Digitized by Google

sie ihm drohte, daß er sonst keine Frau bekommen würde, mußte er's wohl thun. Da krochen Schlangen und Drachen aus dem Feuer, die packte er und warf sie wieder hinein, und so dauerte es eine Zeit, bis alles verbrannt war. Darauf kroch er in seine Höhle zurück und schlief weinend ein, denn er hatte seinen Freund verbrannt und keine Frau wieder. Wie er am Morgen aber die Augen aufschlug, lag an seiner Seite die wunderschönste Prinzessin von der Welt. Da sprang er erschrocken aus dem Bette und rieb sich die Augen und sah, daß er eine Frau habe. Sie aber schlug die schönen blauen Augen auf und sah Hans gar zärtlich an; dann erzählte sie ihm, wie vor vielen hundert Jahren eine böse Zauberin sie in eine alte Pudelmütze verwünscht habe, und wie sie von ihm erlöst und seine Frau sei. Das gefiel ihm wohl, und sie kleideten sich in die prächtigen Gewänder, die für sie auf den goldenen Stühlen lagen, und die prächtig gekleideten Diener halfen ihnen. Dann führte die Prinzeß ihren Gemahl durch eine Reihe herrlicher Zimmer. Denn wo früher eine Höhle war, stand jetzt ein wunderschönes Schloß mit Park und Dienerschaft; das hatte Hans alles mit erlöst.*) Aus der Gegend von Husum.

Mitteilung.

Steine im Acker. Zu dem von Herrn Geheimrat Bokelmann gelieferten „Rückblick in frühere Zeiten" („Heimat" 1897, Nr. 8) erlaube ich mir, Folgendes aus eigener Beobachtung hinzuzufügen: Um größere Steinblöcke zum Zwecke leichteren Transportierens zu zerkleinern, legte man vor reichlich 50 Jahren mitunter Feuer auf und um dieselben, wodurch sie schließlich mürbe wurden und sich zerschlagen ließen. In den vierziger Jahren habe ich mehrmals die Urbarmachung einer Fläche ehemaligen Waldlandes beobachtet. Das Land steckte voll Baumstümpfe und war mit zahlreichen großen Steinblöcken belegt. Die Stümpfe wurden ausgerodet und die Steine — vergraben, aber — recht tief, damit sie nicht wieder herauf kommen. An dieses allmähliche Emporsteigen der Steine glauben die Landleute noch vielerorten fest. Nach meinen Beobachtungen kommen auch Steine, namentlich wenn sie auf etwas abschüssigen Plätzen liegen, wirklich nach und nach zu Tage, wozu in starkem Maße Frost und Regen beitragen. Der Frost treibt die an- und überliegende obere Erdschicht in die Höhe; sie wird durch Auftauen locker und vom Regen hinuntergespült, so daß der Stein entblößt wird. Die Erde sinkt also, der Stein aber bleibt liegen. — In meinen Kinderjahren kam ich im westlichen Angeln mehrmals über ein „Steinfeld." Es war eine recht ausgedehnte Fläche (wie groß, kann ich nicht angeben, einige Hektare werden es gewesen sein), die dermaßen mit großen und kleineren Felsblöcken bedeckt war, daß man buchstäblich keinen Schritt thun konnte, ohne auf Steine zu treten. Etwa 30 Jahre später kam ich des Weges und fand hier ein fruchtbares Kornfeld, von einem hohen und starken Steinwall eingehegt. Die größten Steine, hieß es, seien von Steinhauern gut bezahlt worden. — Die Steinwälle schwinden jetzt mehr und mehr, da die Steine im Werte steigen. Große Mengen von Steinen liegen an vielen Stellen im Boden, wie man hin und wieder, u. a. von der Eisenbahn aus sehen kann. Im Flensburger Stadtfelde (nach Süden) sind in neuerer Zeit zahlreiche Steinbrüche eröffnet worden, wo Kies, Chausseesteine, runde Pflaster- und Kopfsteine gewonnen werden. Auf gepflügtem Boden im Westen müssen noch alljährlich Mengen von Steinen abgesammelt werden, die auch nicht ohne Wert sind. — Auf einer vor einigen Jahren gemachten kleinen Reise durch einen Teil von Schweden (von Helsingborg bis Gothenburg und Trollhätta) hatte ich Gelegenheit, die Steinwirtschaft zu beobachten. Auf der ersten Strecke ging's durch fruchtbares Land, dann wurde es immer steiniger. Erst legte man die abgesammelten Steinblöcke in Reihen um den Acker, wo sie einen ziemlich rohen und krummen Wall bildeten, nach und nach wurden die Steinreihen und Steinhaufen zahlreicher, traten immer näher zusammen und ließen immer kleinere bebaute Flächen frei, bis schließlich auf ganzen Strecken der Boden aus granem Granit bestand und mit kurzer Heide notdürftig überzogen war, so daß nur die Niederungen bebaut werden konnten. Große Mengen aus dem anstehenden Fels gehauener, in Form und Farbe gleichmäßiger Kopfsteine werden jetzt aus Schweden zur Straßenpflasterung in unsere Städte eingeführt. Unsere Flensburger Steinhauer bearbeiten vorzugsweise dunkeln, feinkörnigen Granit aus Schweden zu Denkmälern usw. Der früher stark eingeführte helle und grobkörnige Bornholmer Granit wird hier seltener. Granit aus dem Harz (weiß und fein), Thüringen u. a. O. wird hier vereinzelt verwendet. Callsen-Flensburg.

*) Der Schluß ist vergessen und auch von Storm nicht hinzugefügt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Mitteilung.

Der Schneepilz (Lanosa nivalis) ist die Ursache des Auswinterns des Getreides und des Rasens. Sein zerstörender Einfluß besteht darin, daß er das Chlorophyll der Blätter in kurzer Zeit zerstört und so die ganze Pflanze zum Absterben bringt. Oft sehen die Blätter wie panachiert aus. Selten bleibt die Keimspitze unversehrt. Solange dies der Fall ist, schlägt der Halm von neuem aus; die Pflanze „bestockt" sich und füllt die Lücke mehr oder weniger aus. Das Auftreten dieses Schädlings bekundet sich in handbis halbmetergroßen schmutzig-blassen Flecken inmitten des grünen Rasens und Saatfeldes. Bei näherer Betrachtung erkennt man, daß die blassen Blätter durchsichtig erscheinen und durch feine Fäden wie durch ein Spinnennetz mit einander und mit Zweigen, Nadeln, trockenen Blättern verwebt und häufig mit Schlamm- und Sandpartikelchen mehr oder weniger bedeckt sind. Das Ganze macht den Eindruck, als wären trockene Grasblätter durch eine Flut schmutzigen Wassers angeschwemmt worden. In Wahrheit handelt es sich jedoch um Grospflänzchen, die mit ihren Wurzeln in der Erdscholle festsitzen und durch den Schneepilz mit einander verfilzt sind. Doch handelt es sich in diesem Falle bereits um das Endstadium der Entwickelung. Nur selten tritt das Anfangsstadium so offenkundig in die Erscheinung wie im Jahre 1895 in Berlin, wo E. Jacobasch seine ersten Beobachtungen über diesen Schneepilz anstellte. Die grünen, aufgerichteten Getreideblätter waren mit silberglänzenden, horizontal schwebenden Fäden bedeckt, als hätte, wie im Herbst, der Altweibersommer seine Ariadnefäden gesponnen. So lange der Schnee die Flur deckt, hält es schwer, die Fäden zu erkennen, weil sie im Strahl der Sonne mit Schnee und Schneewasser um die Wette glitzern und glänzen. Ist aber der Schnee zum größten Teil unter der Wirkung der Märzsonne zerflossen, dann heben sich die Fäden auch dem Unkundigen deutlich sichtbar von der schwarzen Scholle ab. In wenigen Tagen hat sich der Schneepilz entwickelt und sein Zerstörungswerk vollendet. Woher kommt der Schneepilz? Wo bleibt er? Diese Fragen läßt ihr eifriger Beobachter, Ed. Jacobasch, der im Juliheft der „Deutschen Botanischen Monatsschrift" weitere Beobachtungen über den Schneepilz veröffentlicht, offen. Was das Volk längst erkannt und zum Ausdruck gebracht hat: „Märzenschnee thut der Saat weh," das hat unser Gewährsmann wissenschaftlich bestätigen können durch die Wahrnehmung, daß der Schneepilz sich dann besonders entfaltet, wenn im Februar oder März noch größere Schneemassen herniedergehen, die den schon stärker wirkenden Sonnenstrahlen nicht zu lange standzuhalten vermögen.

Barsod.

Tauschverkehr.

Die Schulmineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein (Lehrer Barsod in Kiel) liefert an Schulen und Private Mineralien-Sammlungen im Preise von 20—50 M und darüber und tauscht gegen solche auch schleswig-holsteinische Mineralien in größeren Mengen ein.

Anmerkung: Für Tauschzwecke steht die „Heimat" unseren Mitgliedern nach Maßgabe des für dieselben vorhandenen Raumes unentgeltlich zur Verfügung.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Anzeigen.

E. Marquardsen, Kiel, Holtenauerstrasse 9,
(Inhaber J. Hagge),
Buchhandlung und Antiquariat.
Sorgfältig gewähltes Lager aus allen Gebieten der Wissenschaft. Pünktliche Lieferung aller Literaturwerke des In- und Auslandes.

A. F. Jensen, Buchdruckerei
Kiel, Vorstadt 9.
Rasche Lieferung sämtlicher Buchdruck-Arbeiten in sauberster Ausführung und zu soliden Preisen.

Digitized by Google

J. von Fehren, Ecke Ringstrasse und Königsweg
empfiehlt sein grosses Lager
naturreiner Portweine
der Californischen Wine-Import-Company
in jeder Preislage.

Wilhelm von Fehren
Tel. 3330. **KIEL, Holtenauerstrasse 40.** Tel. 3330.
Complete Küchen-Einrichtungen.
Ia Emaille-Kochgeschirr. ❋ Solinger Stahlwaaren.
Hochzeits-Geschenke in Alfenide und Nickel.
• • • • **Linoleum.** • • • •

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe
Unterkleidung Taschentücher.

Präparandenanstalt zu Kiel.
Aufnahmeprüfung am 13. April. Anmeldungen unter Beifügung des Taufscheins, der Impfscheine, eines Gesundheitsscheins und des Schulzeugnisses an
Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Präparandenanstalt zu Uetersen.
Aufnahmeprüfung am 13. April 1901. Anmeldungen sind zu richten an
C. C. Christiansen.

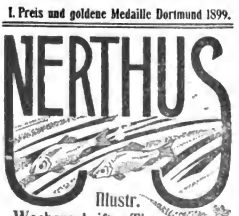
Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Ihr reichhaltiges Lager von **Glasaquarien** □ in allen Größen, Apparaten für Reinigung, Durchlichtung und Heizung der Aquarien empfiehlt die Glashandlung **D. Simons,** Kiel, Holstenstraße 13.
Auf Wunsch steht Preisliste zur Verfügung.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu erziehende Knaben. **Dir. Schulze.**

Präparanden-Anstalt zu Hadersleben.
Aufnahme neuer Schüler zu Ostern d. Js. Anmeldungen an den Unterzeichneten.
Namens des Lehrerkollegiums:
Kraft.

Technikum Eutin.
Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und Bahnmeisterschule mit Praktikum.
Abiturienten anderer Bauschulen finden weitere Ausbildung. Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Programm kostenlos durch Dir. **Klücher.**

I. Preis und goldene Medaille Dortmund 1899.


Mitglieder der **„Ulva,"** des Vereins für Aquarien- und Terrarienkunde zu Kiel, erhalten diese Wochenschrift gratis und franko zugestellt. Jährlicher Beitrag 7,20 M. Nähere Auskunft erteilt Lehrer **Barfod,** 1. Vorsitzender der „Ulva."

Schriftführer und Erpedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 3. März 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Jungfernstieg 8, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Voß, Amalie Schoppe, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn. I. — 2. Studt, Die „Alte Alster." — 3. Meyn, Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern. IV, V u. VI. — 4. Kock, Lieder preußischer Soldaten aus dem Jahre 1864. — 5. Mitteilungen. — 6. Jürgensen, Die Hallig. — 7. Bücherschau. — 8. Friesenbrauch. — 9. Was sich das Volk erzählt.

Einzahlung der Beiträge für 1901.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Beiträge folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man 5 Pf. Bestellgeld beifügen.

2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder wohnen, ist eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge erwünscht.

3. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge zu besorgen: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Flottbek (Lehrer Strnfe), Hamburg (Bote des Schulwiss. Bildungsvereins Möckel), Heide (Rektor Sierck), Husum (Gymnasiallehrer Voß), Lenfahn (Organist Holm), Lübeck (Hauptl. Pechmann), Neumünster (Lehrer Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Hauptl. Greve), Segeberg (Seminarlehrer Rottgardt), Uetersen (Lehrer Christiansen), Wesselburen (Rektor Peters).

4. In den übrigen in No. 2 der „Heimat" genannten Orten ist die Einsammlung der Beiträge bereits abgeschlossen. Den Herren, welche dieselbe freundlichst übernommen hatten, wird unter bestem Danke für ihre Mühwaltung die Einsendung der Beträge hierdurch bestätigt.

5. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern des Mitgliederverzeichnisses wird dringend gebeten.

6. Gegen Mehrzahlung von 60 Pf. wird den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1900 portofrei zugesandt.

7. Es ist erwünscht, die Beiträge möglichst bald einzusenden, spätestens bis zum 1. April d. J. (vgl. § 9 der Satzungen).

Kiel, den 18. Februar 1901.
Jungfernstieg 8.

F. Lorentzen,
Kassenführer.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

1. Beim Abschluß des Jahrganges der „Heimat" stellt sich stets heraus, daß vielen Mitgliedern im Laufe des Jahres einzelne Hefte verloren gegangen sind, die dann bei der Expedition reklamiert werden. Selbstredend kann nur dann den Wünschen der Reflektanten entsprochen werden, wenn überzählige Hefte vorhanden sind. Der Bestand derselben ist bedeutend gelichtet, selbst der des letzten Jahrganges, weshalb in Zukunft die noch vorhandenen Hefte nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages von 30 Pf. pro Heft (ausschließlich Nachnahmegebühr) erfolgen kann, damit die Vereinskasse nicht durch unnötige Ausgaben belastet wird. Selbstverständlich werden die durch die Post verlorengegangenen Hefte auf sofortige Reklamation umgehend gratis und franko zugestellt.

Von vielen Seiten wird geschrieben, daß das 6. Heft nicht angelangt sei. Genauere Nachforschungen haben ergeben, daß sich auf dem Umschlag des betreffenden Heftes ein Druckfehler eingeschlichen hat. Es muß 6. statt 5. Heft heißen.

2. Es dürfte sich sehr empfehlen, daß unsere Mitglieder schon jetzt die Original-Einbanddecke für 1901 bezögen; dieselbe könnte für das Jahr sehr zweckmäßig als Sammelmappe dienen.

3. Der Versand dieser und früherer Decken kann jedoch in Zukunft nur gegen vorherige Einsendung des Betrages an unsern Rechnungsführer oder Expedienten erfolgen; denn nur so sind wir imstande, unser Soll und Haben genau kontrolieren zu können. Die Zusendung erfolgt umgehend nach erfolgter Bestellung.

4. Der Betrag für die Decke kann zweckmäßig mit dem Jahresbeitrag zusammen eingesandt werden.

5. Als Ort unserer diesjährigen Generalversammlung ist Schleswig bestimmt worden, als Tag ein Sonntag im Juni. Anmeldungen von Vorträgen und Mitteilungen, sowie Bekanntgabe etwaiger Wünsche und Anträge für die Versammlung nimmt unser Vorsitzender, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, entgegen.

6. Der geschäftsführende Ausschuß hat in Erwägung gezogen, ob es nicht wünschenswert wäre, den jährlichen Beitrag auf 3 ℳ zu erhöhen, dafür aber jedem Mitgliede mit dem Januarheft die Einbanddecke kostenfrei zuzustellen. Ein diesbezüglicher Antrag wird voraussichtlich auf der Generalversammlung gestellt werden. Dem geschäftsführenden Ausschuß wäre es sehr erwünscht, Stimmen für oder wider aus dem Kreise der Mitglieder zu vernehmen. Die Mehreinnahme kommt selbstverständlich dem Inhalt des Monatsheftes zu gute.

7. Nach Maßgabe des vorhandenen Bestandes wird der Preis älterer Jahrgänge wie folgt festgesetzt: 1894 à 2 ℳ, 1896 à 1,20 ℳ, 1897 à 2 ℳ, 1899 à 2 ℳ, 1900 (vollständig nur in wenigen Exemplaren vorhanden) à 3 ℳ. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Kiel, Anfang Februar 1901.

Der Schriftführer:
Barfod.

Neue Mitglieder.

Fortsetzung. — L. = Lehrer.

10. Alberti, Pastor, Quickborn. 11. Butenschön, L., Grönland b. Horst. 12. Danger, Redakteur, Neuhof b. Reinfeld. 13. Dehnke, Rentier, Wik b. Kiel. 14. Dreesen, Zeichner, Berlin. 15. Dr. med. Düsch, prakt. Arzt, Flensburg. 16. Ebien, Postgehilfe, Bramstedt. 17. Geerck, L., Kiel. 18. Groth, Weinbergbes., Rüdesheim. 19. Frl. Harms, Brooklyn (U. St. A.). 20. Frl. Höhnt, Wandsbek. 21. Jäger, L., Ahrensbök. 22. Jarck, Rentier, Flensburg. 23. Klook, Revisor, Kiel. 24. Krah, Amtsrichter, Tönning. 25. Krey, L., Steinburg b. Krempe. 26. Martens, Postassistent, Hamburg. 27. Martensen, Pastor, Kahleby. 28 Mühlenhardt, Pastor, Neuenkirchen. 29 Nagel, Hofbes., Helse b. Marne. 30. Neuendorff, Kiel. 31 Nissen, Pastor, Overiee. 32. Otto, L., Sarzbüttel. 33 Passig, Kgl. Eisenb.-Sekr., Wittenberge. 34. Petersen, Landmann, Nordlinnum. 35. Petersen IV, L., Kiel. 36. Philippy, Hamburg. 37. Reise, Postassistent, Bramstedt. 38 Riis, Küster u. Hauptl., Hagenberg b. Norburg 39 Dr. Rohwedder, Physikus, Oldesloe. 40. Rossow, L., Flensburg. 41. Schnoor, Zimmermstr., Priel b. Friedrichsort. 42. Scholz, Schornsteinfegermstr., Norburg. 43—65. Seminaristen: Glüsing (Eckernförde); Esmann, Hansen, Petersen, Sievers, Struckmann (Hadersleben); Delfs, Groth, Hamann, Hertel (Lübeck); Schröder (Tondern); Gierhahn, Henk, König, Lüdecke, Meislahn, Meyn, Mohr, Möller, Schmidt, Thode, Wiechmann, Wieckert (Uetersen). 66. Sohrt, L., Flensburg 67. Dr. Siek, Quickborn. 68. Sörensen, L., Westerdeichstrich bei Büsum. 69. Stammer, Rechtsanwalt, Altona. 70. Tetens, Geh. Reg.-Rat, Schleswig. 71. Frau Volquartz, Gettorf. 72. Wilkens, Kaufmann, Bramstedt.

Kiel, am 4. Februar 1901.

Der Schriftführer:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Berichtigung.

Der Hofprediger und Propst Lüders hat nicht in Glückstadt, sondern in Glücksburg gelebt.

J. Eckmann.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 3. März 1901.

Amalie Schoppe, geb. Weise,

eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn.

Von J. Boß in Burg a. F.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Burg a. F.

I.

Westwärts von der Stadt New-York im Staate gleiches Namens erstreckt sich das durch seine Naturschönheiten und durch die heldenmütige Tapferkeit deutscher Pflanzer im amerikanischen Befreiungskriege — ich erinnere nur an den Heldentod Hercheimers — hochberühmt gewordene Thal des Mohawkflusses. Im Mohawkthal nun liegt das gegenwärtig etwa 20 000 Einw. zählende amerikanische Städtchen Shenectady, der Sitz einer amerikanischen Universität. Vor dem Bibliothekgebäude der Universität breitet sich der Friedhof derselben aus, ein herrliches Fleckchen Gotteserde, umsäumt von hohen Fichten. Mitten unter den zahlreichen, durch einfache Kreuze gezierten Gräbern der Musensöhne erhebt sich hier ein größeres Monument aus grauem Sandstein, ruhend auf weißem Marmorpostamente. Auf der Vorderseite dieses Denkmals bemerkt man die Worte:

»Amalia Schoppe, geb. Weise.
Born in Germany Oct. 9. 1791.
Died at Shenectady Sept. 29. 1858.«

Auf der Rückseite steht die Inschrift:

»Erected by her affectionate pupils,«

Digitized by Google

und darüber liest man einen Denkspruch unseres schleswig-holsteinischen Landsmannes Friedrich Hebbel, den derselbe im Jahre 1858, als Professor Peißner in Shenectady ihm nach Wien hin brieflich den Tod seiner ehemaligen Wohlthäterin Amalie Schoppe meldete, dieser letzteren als Grabschrift widmete. Dieser Spruch lautet:
„Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
Ruht sie vom Leben selbst endlich im Tode sich aus. (Fr. Hebbel.)"

Am 9. Oktober 1891, also vor nunmehr 9 Jahren, war eine zahlreiche Menschenmenge um jenes schlichte Dichtergrab auf dem Universitätsfriedhof in Shenectady versammelt. Man war im Begriff, hier an der stillen Grabesstätte der Dichterin ihren hundertjährigen Geburtstag festlich zu begehen. Unter den Anwesenden war das in Shenectady und Umgegend seßhafte deutsch-amerikanische Element besonders zahlreich vertreten; man bemerkte aber auch viele eingeborene Amerikaner.

Die Gedächtnisrede auf die Amalie Schoppe hielt der Redakteur vom „Deutschen Anzeiger" in Shenectady, Herr J. Thon. In schwungvollen Worten feierte er die Schoppe als Jugendschriftstellerin, Romanschriftstellerin und lyrische Dichterin, als Freundin Varnhagen v. Enses, Chamissos, Kerners, Uhlands, Schwabs usw., sowie endlich als Gönnerin des jugendlichen ditmarsischen Dichters Friedrich Hebbel.

Nach ihm ergriff das Wort zu einer Ansprache an die versammelte Menge der Präsident der Hochschule in Shenectady, Dr. Harrison Webster. In englischer Sprache rühmte er die Amalie Schoppe als die Helferin der Armen und Bedrückten in Deutschland und Amerika.

Als dann noch die Gesangvereine Shenectadys einige stimmungsvolle Lieder am Grabe der Entschlafenen zum Vortrag gebracht hatten, trat hervor ein Deutsch-Amerikaner Shenectadys, Herr Otto Offenhäuser, und pflanzte am Grabe der Dichterin eine Trauerweide mit folgenden, von ihm selbst verfaßten Worten:

„Sowie gepflanzt Du
In junge Herzen
Der Bildung Samen,
Der ewig wird keimen,
Pflanzen den Baum wir
An Deinem Grabe,
Künft'gen Geschlechtern
Kunde zu geben
Von dieser Feier.
Möge der Baum nun
Grünen und blühen,
Und wenn das Grab er
Der Sängerin schattet,
Befiederten Sängern
Zur Wohnstatt dienen!"

Das Dichterlos der Amalie Schoppe hat sich in mancher Weise ähnlich gestaltet, wie das Dichterlos ihres Schützlings Friedrich Hebbel, den sie einst, wie bekannt, seinen traurigen ditmarsischen Verhältnissen

Digitized by Google

entriß, um ihn seinem Jugendideal, ein deutscher Dichter zu werden, näher zu führen. Beide haben schwer unter den Schlägen des Schicksals und unter der ganzen Unrast dieser Zeitlichkeit ringen müssen, ehe und bevor es ihnen gelang, dasjenige Ziel zu erreichen, das sie sich in ihrer Jugend gesteckt hatten.

Andererseits ist dagegen das Dichterlos der beiden Persönlichkeiten ein ganz verschiedenes gewesen.

Wie Ihnen bekannt sein wird, hat Hebbel erst in den letzten Jahrzehnten diejenige Stellung in der deutschen Litteratur einnehmen dürfen, die ihm seiner ausgezeichneten Leistungen wegen zukommt. Immer voller schöpft jetzt das deutsche Volk aus dem Born seiner tiefgründigen Poesieen; immer klarer erkennt es das unter Schlacken verborgene lautere Gold seiner hehren Geistesprodukte; mit einem Wort: die Gegenwart fängt an, ihm das in vollem Maße zu gewähren, was ihm einst die Vergangenheit, die Mitwelt, ach! nur allzu schmerzhaft versagte.

Anders, ganz anders hat sich in diesem Punkte das Lebensschicksal der Amalie Schoppe gestaltet! Einst viel gelesen; einst als Jugendschriftstellerin in ganz Deutschland anerkannt; einst ob ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit als Jugendschriftstellerin, Romanschriftstellerin und lyrische Dichterin allerseits bewundert: ist sie jetzt fast ganz vergessen, ja, in der litterarischen Welt Deutschlands kaum noch dem Namen nach bekannt.

Und doch dürfen wir ihr dreist unter den in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervortretenden deutschen Jugendschriftstellerinnen einen ebenso ehrenvollen Platz einräumen, wie ihn gegenwärtig die um unsere Jugendlitteratur verdiente, vor wenigen Jahren verstorbene Thekla von Gumpert oder wie ihn die für unsere Jugend noch heute emsig schreibende und schaffende Johanna Spyri bekleidet. Wie diese hat die Schoppe es verstanden, mit Kindern kindlich zu denken und zu fühlen, mit Kindern in kindlicher Weise zu reden, ihre kleinen Leser und Leserinnen für alles Hohe und Edle zu begeistern und in den jugendlichen Herzen den Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken, zu vertiefen, zu läutern.

Der Bildungsgang der Amalie Schoppe bietet des Beachtenswerten viel, und nicht uninteressant ist es, den Spuren der werdenden Dichterin nachempfindend zu folgen.

Amalie Emarentia Sophia Catharina Schoppe, geb. Weise, wurde am 9. Oktober 1791 zu Burg auf der Insel Fehmarn geboren. Ihr Vater war der Kandidat der Medizin Friedrich W. Weise, Sohn eines Predigers in Stützerbach und Ilmenau in Thüringen. Nach Fehmarn war Weise gekommen, um in der Familie des in Burg a. F. wohnhaften Ober- und Landgerichtsadvokaten Hammer eine Stellung als Hauslehrer und Erzieher anzunehmen. Während seines Aufenthalts im Hammerschen Hause lernte er die älteste Tochter desselben, Engel Catharina Hammer, ein durch

Digitized by Google

Geist und Schönheit ausgezeichnetes junges Mädchen, kennen. Er vermählte sich später mit Engel Catharina Hammer und ließ sich dann in Burg a. F. als Arzt nieder. Das älteste Kind dieser ehelichen Verbindung wurde unsere Amalie.

Wie Amalie Schoppe in ihren „Lebenserinnerungen" erzählt, war ihr Vater ein in mancher Weise genial veranlagter Mensch. Er war nicht allein ein vielbegehrter Arzt; nein, er leistete auch als Künstler, als Dichter, Maler und Musiker Hervorragendes. Schon mit 19 Jahren durfte er zu Jena promovieren, und mit 21 Jahren konnte er bereits die Geliebte seines Herzens in sein Haus führen.

Am 12. Oktober 1791 wurde Amalie getauft. Ein schleswig-holsteinischer Dichter hat dieses Dichterkind über die Taufe gehalten. Es war der sehmarnsche Amtssekretär M. S. Dreyer, der später als Kirchspielvogt nach Brockdorf in der Wilstermarsch versetzt wurde, von wo aus er zahlreiche, tief empfundene lyrische Gedichte in der noch heute in Glückstadt erscheinenden „Fortuna" veröffentlichte. Dreyer war mit einer Fehmaranerin, einer Amalie von Clausberg, vermählt; ihr verdankte das älteste Kind des befreundeten Weiseschen Hauses den Vor- und Rufnamen „Amalie."

Bei der kleinen Amalie bewahrheitete sich die Behauptung, daß Genies in öfteren Fällen frühreif, denn spätreif sind, in besonderem Maße. Schnell entwickelte sich der Geist des Kindes. Schon mit einem Jahre sprach es, und mit dem vierten Jahre hatte es bereits, ohne Fibel und Lehrapparat, einzig und allein angewiesen auf den Unterricht ihrer Wärterin, der alten „Catharina," das Lesen erlernt.

Die jugendliche Phantasie des Kindes wurde mächtig angeregt und gefördert durch die ihm erzählten heimatlichen Sagen und Märchen, die damals noch, anknüpfend an bestimmte Örtlichkeiten, auf der Insel Fehmarn im Volksmunde lebendig waren, die aber seitdem, besonders nach dem Eingehen der Spinn- und Strickstuben, unwiederbringlich verloren gegangen sind.

Der Vater interessierte sich lebhaft für die körperliche Ausbildung seiner Tochter. Von ihm erlernte sie in frühester Jugend das Schwimmen, und in dieser Kunst erreichte sie eine solche Fertigkeit, daß sie einst in ihrem späteren Leben, als sie zufällig zugegen war, wie ein Greis über die Dossierung eines Deichs ins Wasser fiel, diesem ohne viel Besinnen nachspringen und ihn vom sichern Tode des Ertrinkens retten konnte.

Sieben Jahre war Amalie alt, als ihrem Vater eine ärztliche Praxis in Kellinghusen angetragen wurde. Er siedelte mit seiner Frau und seinen drei kleinen Töchtern dahin über. Aber nicht lange sollte er hier als Arzt wirken. Bald nach seiner Ankunft daselbst wurde er von einer schleichenden Krankheit — das Totenregister in Kellinghusen nennt die Auszehrung — befallen, die den kräftigen, lebensfrohen Mann dahinsiechen ließ.

Digitized by Google

Der Tod des Vaters rief mancherlei Veränderungen in den Verhältnissen der Familie hervor. Die junge Witwe Weise war nicht imstande, ihre drei kleinen Kinder zu ernähren; sie selbst nahm darum eine Stellung als Haushälterin in der Familie des Kaufmanns J. G. Burmester in Hamburg an, während ihre Kinder zu Verwandten ausgethan wurden.

Amalie kam ebenfalls nach Hamburg, in das Haus eines Oheims, eines Sonderlings, der dem Kinde eine harte und strenge Erziehung zuteil werden ließ. Zufällig war ihm eines Tages ein Rousseauscher „Emile" in die Hände gefallen, und die Lektüre dieses geistvollen Buches hatte ihn derart begeistert, daß er sich entschloß, das ihm anvertraute junge Mädchen nach den in diesem Buche enthaltenen Grundsätzen zu erziehen.

Die strenge Zucht stählte den Charakter des jungen Mädchens in besonderer Weise. Es bildete sich in seinem Wesen etwas Festes, Männliches aus, das sich selbst noch in späteren Lebensjahren in den Gesichtszügen der Dichterin wiederspiegelte.

Vier Jahre blieb Amalie in dem Hause des Oheims; dann entschloß sich ihre Mutter, durch die Not getrieben, ihrem Dienstherrn die Hand zum Ehebunde zu reichen, und zwar gegen den Willen ihrer Familie. Ihre Verwandten waren deshalb Gegner dieser ehelichen Verbindung, weil der Kaufmann Burmester etwa 20 Jahre älter war, als die von ihm zur Gattin begehrte Witwe Weise.

Amalie siedelte jetzt in das Haus ihres Stiefvaters über, der sich bald für seine begabte Stieftochter zu interessieren begann und ihr ausgezeichneten Unterricht in den verschiedensten Fächern, hauptsächlich aber in der englischen und französischen Sprache, erteilen ließ. Diese beiden neueren Sprachen beherrschte das talentvolle junge Mädchen bald bis zur Vollendung. Unter den englischen Dichtern zog besonders Shakespeare sie an, unter den französischen Dichtern bevorzugte sie Racine und Voltaire. Von den deutschen Dichtern liebte sie Schiller, neben ihm Novalis, von dem sie freilich behauptet, daß sie ihn nicht immer ganz verstanden habe. Den nachhaltigsten Einfluß auf das poetisch gestimmte Gemüt des jungen Mädchens übten aber Bürgers Gedichte aus, die ihm einst zufällig in die Hände fielen. Amalie erzählt selbst, daß sie beim Lesen dieser rührseligen Verse oft Thränen vergoß; Bürgers Gedichte waren es auch, die das Mädchen zu einem ersten dichterischen Versuch veranlaßten. Es war dies eine größere Dichtung erotischen Inhalts, „Abälard an Heloise" überschrieben, die uns leider nicht erhalten geblieben ist.

Amalie war soeben in ihr 15. Lebensjahr eingetreten, als die Verhältnisse ihres Stiefvaters einen Umsturz erlitten. Durch verunglückte Spekulationen verlor Burmester in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen.

Mit raschem Entschluß verließ Amalie das Haus ihres Stiefvaters, um gleich darauf eine Stellung als Erzieherin in einer hamburgischen

Digitized by Google

Familie anzunehmen. Trotz ihrer Jugend stand sie diesem Amte sehr wohl vor.

Durch ihre Herrschaft lernte sie eines Tages ein anderes, ebenfalls in Hamburg als Erzieherin wirkendes junges Mädchen kennen, welche Bekanntschaft für ihre fernere Laufbahn bedeutungsvoll werden sollte. Dieses junge Mädchen war Rosa Marie Varnhagen, die Schwester des als Dichter und Biograph bekannt gewordenen Varnhagen v. Ense. Beide Mädchen verband fortan ein Freundschaftsbund, der bis zu Rosa Maries Tode im Jahre 1840 anhielt.

Durch Rosa Marie wurde Amalie mit Varnhagen v. Ense bekannt, der das interessante junge Mädchen mehreren anderen, damals in Hamburg lebenden deutschen Dichtern, so Kerner, Chamisso, Neumann, Theremin, Dr. Assing u. a., zuführte. Es herrschte damals in Deutschland auf dem Gebiete der Litteratur eine äußerst rege Thätigkeit; es war die Zeit der Romantiker, Tieck und die beiden Schlegel waren die Hauptrepräsentanten dieser Richtung. Alle jene Dichter schlossen sich vorerst dieser Dichterschule an.

Von den genannten Dichtern stand der edle Justinus Kerner unserer Amalie am nächsten. In ihren „Lebenserinnerungen" schildert sie uns den Dichter der „Seherin von Prevorst" als einen langen, blassen, schmalen Jüngling, der immer ein großes Leid mit sich herumtrug. Er lebte damals in Hamburg bei seinem Bruder, der dort ein vielbegehrter Arzt war. Kerner nannte Amalie nur seine Schwester, sie ihn nur ihren Bruder; er war es auch, der die ersten Erzeugnisse ihrer Muse der Öffentlichkeit übergab. Diese Erstlingsgedichte erschienen im Tübinger „Morgenblatt," im „Deutschen Dichterwald," herausgegeben von Kerner, de la Motte-Fouqué, Uhland u. a., sowie im „Poetischen Almanach." Obgleich noch mangelhaft in der Form, verraten diese Dichtungen bereits das tief empfindende Dichtergemüt des jungen Mädchens.

Mehr Interesse als für Kerner hegte Amalie für den jugendlichen Franzosen Adalbert von Chamisso, der bis dahin preußischer Offizier in Hameln gewesen und nach Hamburg gekommen war, um hier in Gemeinschaft mit seinen Freunden einen Musenalmanach herauszugeben. Noch im Jahre 1838 schreibt sie über ihn: „Adalbert von Chamisso war eine schöne, echt ritterliche Erscheinung, die ebensowohl imponierte, als durch das sanfteste, edelste und liebevollste Gemüt zur Liebe zwang. Trotz seines bedeutenden Geistes hatte er einen wahrhaften Kindersinn, eine Seelengüte und Seelenunschuld, wie man sie wohl selten mehr findet; auch liebte man ihn schwärmerisch, was man jetzt wohl gestehen darf, da das Haar bereits an zu grauen fängt."

Digitized by Google

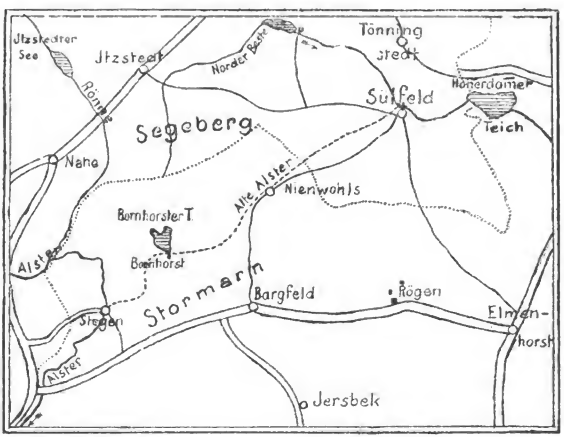
Die „Alte Alster."

(Ein vergessener Kanal.)

Von **Studt** in Jersbek.

Um früher von der Nordsee in die Ostsee zu gelangen, bedurfte es der Umfahrt des Kap Skagen in Nord-Jütland. Da aber, wo die Wasser der Nord- und Ostsee sich berühren, ist die See sehr stürmisch. Dazu kommt noch, daß an der Nordküste Jütlands häufig starke Stürme herrschen, die die vorbeisegelnden Schiffe auf die zahlreichen Sandbänke schleudern, auf denen sie dann stranden. Gegen 200 Schiffe gingen früher alljährlich an der Küste Jütlands zu Grunde, und man nannte die Stätte deshalb nur noch den „Friedhof der Schiffe." Um dieser Gefahr vorzubeugen, war man schon frühzeitig darauf bedacht, eine bessere Verbindung zwischen Ost- und Nordsee herzustellen.

Die Stadt Lübeck machte zuerst den Versuch. Sie verband nämlich in den Jahren 1391—98 die Stecknitz mit dem Möllner See und somit auch mit der



Delvenau. Auf diese Weise waren Trave und Elbe, Ostsee und Nordsee verbunden. Der Kanal, der „Delvenauer Graben" genannt, der eine Länge von 2 Meilen hatte, ist wohl einer der ersten, die in Europa gebaut wurden. Er erwies sich jedoch als unpraktisch, da ihn größere Schiffe nicht befahren konnten. Diesem Mangel abzuhelfen, stellte man eine neue Verbindung her, indem man die Beste, einen Nebenfluß der Trave, mit der Alster verband. Diesen Wasserweg nannte man die „Alte Alster" oder „Westergraben." Schon im Jahre 1448 schloß Hamburg zu einer Verbindung der Beste mit der Alster einen Vertrag mit dem Herzog Adolf VIII. von Schauenburg. Der Kanal kam jedoch erst 1525 mit Hülfe der Stadt Lübeck zustande. Er hatte aber dieselben Fehler und Mängel, die schon der „Delvenauer Graben" zeigte, und deshalb hörte auch schon 1550 der Verkehr auf ihm auf. Die Verbindung wurde dann teilweise wieder verschüttet, und im Jahre 1768 erlaubte der dänische König Christian VII. der Stadt

Digitized by Google

Hamburg, das Bett des Kanals aufzuräumen. Noch heute aber ist die Verstopfung des Laufes bei Strafe verboten.

Die „Alte Alster" ist eigentlich die künstliche Fortsetzung des Mühlenbaches, des Abflusses der Jersbeker Teiche, nach Nordosten in die Beste. Bei dem Hofe Stegen beginnt der Kanal. Er wendet sich zunächst nach Norden bis Bornhorst, einem Hofe, und nimmt hier das Wasser des Bornhorster Teiches auf. Dann hat die Verbindung nordöstliche Richtung bis zur Einmündung in die Beste bei dem Kirchdorfe Sülfeld. Vorher berührt der Kanal die Ortschaft Nienwohld. In der Nähe derselben ist die höchste Erhebung des Bettes der „Alten Alster." Hier scheidet sich das Wasser derselben, indem ein Teil nach Nordosten zur Beste (Trave — Ostsee) und der andere Teil nach Südwesten zur Alster (Elbe — Nordsee) abfließt.

Der Wanderer, der jene Gegend durchwandert, wird wohl kaum den Kanal finden. Seine Breite mag jetzt vielleicht 1 m betragen, und einen Kanal, ja, den stellt man sich wohl etwas breiter vor! Einst, vor mehr denn 300 Jahren, als er den Verkehr zwischen Hamburg und Lübeck vermittelte, als er bestimmt war, den Schiffen von der Nordsee zur Ostsee und umgekehrt einen kurzen und gefahrlosen Weg zu gewähren, hat er wohl eine größere Ausdehnung in der Breite und Tiefe gehabt.

Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.

Von **Ludwig Meyn.**

IV.

Der Inhalt des vierten Briefes besteht in der wortgetreuen Mitteilung eines Aktenstücks aus dem Salinenarchiv zu Oldesloe, worin ausführlich die Arbeiten aus den Jahren 1669 bis 1675 zur Wiederherstellung des Salzwerks beschrieben werden. Es wird darin zunächst berichtet, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der König Christian IV. die Sülze zu Oldesloe wieder verpachtet hat, und daß die Pächter den alten großen Brunnen gereinigt und in Betrieb gesetzt haben. Das Unternehmen ist aber dadurch gehemmt worden, daß die Lüneburger mit dem König einen Vergleich getroffen haben, wonach sie ihm jährlich hundert Tonnen Salz geben wollten, wenn den Pächtern auferlegt würde, nicht mehr als 60 Last Salz jährlich zu sieden.

Im Jahre 1669 erhielt der Amtsverwalter Hausmann vom König Friedrich III. das Privileginm zur Ausbeutung der Oldesloer Salzquellen. Der Bericht schildert eingehend die Mühseligkeiten, welche sich einstellten, als man den alten Brunnen in der Nähe des Kirchhofs auf der linken Seite der Beste reinigen und erweitern wollte. Selbst auf der andern Seite der Beste hat man damals versucht, Reste alter Brunnen aufzufinden — aber vergeblich.

V.

Man gewahrt fort und fort, daß die uralte Nachricht von dem Reichtum der Sülze und ihrer abgegrabenen Brunnen die Leute niemals hat ruhen lassen, so daß immer neue und neue Opfer dem großen Namen aus der Vorzeit gebracht wurden.

Um 1680 wurde die Saline durch eine Interessentschaft betrieben, bestehend aus dem Rat Brügmann, dem Kommissar Gehrkens und den Gebrüdern Huskfeld, wahrscheinlich die nachgebliebenen Mitaktionäre des Herrn Hausmann, da sie vor-

Digitized by Google

zugsweise die Aufräumung der alten Quellen erstrebten und nach einem Opfer von 30 000 Thalern durch den bei dem Brunnengraben aufquellenden Triebsand völlig lahmgelegt wurden.

Durch eine ausführliche Nachricht des Herrn Schrader, welcher auch eine Zeitlang gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Saline besessen und der einen Teil der geschichtlichen Daten, welche hier erwähnt werden, gesammelt hat, erfahren wir, daß König Friedrich IV., durch den traurigen Erfolg der Saline-Interessenten gemahnt, die Kammer zur näheren Untersuchung aufgefordert, und diese einen Kommissar Grauhard zur näheren Untersuchung gesandt habe.

Die Untersuchung ergab, daß die Saline-Interessenten nur noch eine Quelle unter dem Kirchhofe gebrauchen konnten und das Wasser in zwei Pfannen unter elenden, verfallenen Dächern versotten. Welcher von den Brunnen unter dem Kirchhofe in dem Winkel des Zusammenflusses der Beste und Trave damals thätig war, wird nicht gesagt. Sie tragen alle stolze Namen und sind schon dadurch Beweise des ungebrochenen Mutes, mit welchem die Saline stets von neuem angefaßt wurde. „Gute Augusta," „Heinrich der Löwe," „Gabe Gottes," „Reicher Segen." „Hülfe in der Not," das sind die Brunnen, welche dort bestanden haben, deren Alter aber wohl nur bei wenigen festzustellen ist. Der letztgenannte stammt aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; denn Christian IV. pflegte oft von ihm zu sagen: „Du bist mir ein teurer Brunnen geworden."

Jedenfalls nahm von der Kläglichkeit der Sole an dieser Stelle der Amtmann Heilbrunn von Rethwisch den Wink, die Arbeiten der Wiederentdeckung, welche ihm aufgetragen wurden, an einer ganz anderen Stelle zu beginnen. Statt in dem inneren Winkel zwischen beiden Flüssen, blieb er südöstlich vom Bestefluß, etwa 1000 Schritt vom Brunnenwinkel, in der Nähe der späteren Badeanstalt, und fand alsbald in geringer Tiefe eine Sole, die denen der besten bisherigen Brunnen gleichkam. In einem niedrigen Terrain von 10 bis 12 Fuß über dem Bestefluß wurde die Grabung dieses nachher „Königsbrunnen" benannten Werkes begonnen. Fünf Wochen arbeiteten täglich 40 Soldaten daran, den Brunnen in eine vierkantige Wand zu fassen, indem vierkantige Balkenrahmen übereinandergelegt und so versenkt wurden. Im Juli 1699 wurde die Arbeit schon gestört, da der königliche und herzogliche Hof in Zank gerieten und das Geld ausblieb. Im Jahre 1700, wo der Krieg die Arbeiten unterbrach, war man wegen des Triebsandes nur bis 12 Fuß unter den Spiegel der Beste gekommen, als die Truppen des Herzogs Wilhelm von Celle nicht bloß diesen neuen Brunnen und alles dabei befindliche Baugerät zerstörten, sondern auch die Reste der alten Brunnen bei dem Kirchhofe mit Steinen, Schutt und Leichen füllten, wobei sie die Kirche so unterwühlten, daß ihr Nachsturz drohte.

Abermals erboten sich jetzt Privatleute, das Unternehmen aus eigenen Mitteln zu beginnen. Der Verbitter des Klosters Itzehoe und Propst des Klosters Uetersen, Friedrich Reventlow zu Neuendorf, und der Justiz- und Regierungsrat Peter von Rehder machten ganz vorteilhafte Anträge auf eine Oktroi; allein der König war jetzt selbst eifrig geworden und beauftragte den Herrn von Rehder mit einem pflichtmäßigen Kostenanschlage, den Hofapotheker aus Kopenhagen mit einer chemischen Untersuchung der Quelle. Beide Berichte lauteten günstig, wie immer, und deshalb wurden die Arbeiten dem Amtmann Heilbrunn anno 1702 von neuem übertragen, wobei ihm der königliche Equipagenmeister, der durch seine Bauten auf dem Holm damals berühmte Kommandeur Jüdichäer, zur Hülfe gegeben wurde.

Bis derselbe 1703 in Oldesloe erschien, hatte Heilbrunn den Brunnen wieder 12 Fuß tief ausgeräumt, was bei der Gewalt des Triebsandes einen Kosten-

Digitized by Google

aufwand von 1000 Thalern erfordert hatte. Nun lieferte dieser oberflächliche Brunnen eine Sole, stärker, als die der alten Quellen, und mehr, als zwei Pumpen bewältigen konnten, mit einer Auftriebskraft, daß eine zehn Fuß lange, bis ans Ende in den Grund gestoßene Stange wieder emporgeschleudert wurde.

Jüdichäer fand den Platz des Königsbrunnens vorteilhaft, erkannte aber richtig, daß ein vierkantiger Balkenbrunnen in der Tiefe niemals den Druck des Triebsandes aushalten könne, und entschloß sich daher, durch einen runden, sorgfältig in Traß gemauerten Brunnen, den er Fortuna rotunda nannte, die tiefe Ursprungsstätte der Sole zu erreichen.

Der Grundrahmen war ein Kreis von Eichenholz, mit 11 Fuß lichter Weite, 4 Fuß Höhe und $1^1/_2$ Fuß Breite, vollkommen innerlich verbunden durch eiserne Schraubbolzen. Der ringförmige, scharfe, eiserne Schuh, welcher für die Versenkung nötig war, um Holz oder andere Widerstände zu beseitigen, war aber nicht zu beschaffen. Man konnte keinen Schmied finden, das große Werkstück zu fertigen. Endlich fand sich einer in Lübeck; aber lüneburgische Salzhändler bestachen denselben, daß er wieder zurücktrat. Endlich fertigte Jüdichäer mit Hülfe von vier Meistern der Rolfshagener Kupferhütte bei Oldesloe in einem unter freiem Himmel befindlichen Schmiedefeuer das große Werkstück von 1700 Pfund Gewicht selbst an und begann seine musterhafte Arbeit.

Schon im Laufe des Jahres 1703 ward der gemauerte Brunnen, inwendig mit dicken Buchenbohlen verkleidet, 72 Fuß hinuntergebracht, 61 Fuß unter den Spiegel der Beste. Der Arbeitsgrund war ohne Ausnahme wirklicher Trieb- oder Saugsand, eine gleichmäßige Ausfüllung des großen Flußthals, das ungünstigste Terrain für die Fassung einer gesonderten Quelle, da es notwendig in seiner ganzen Mächtigkeit und Ausdehnung von dem Flußwasser und dem Wasser der Salzquelle gleichzeitig durchdrungen sein muß, und nicht einmal Fingerzeige gewährt, wo die letztere bestimmter zu suchen sei.

Trotz dieser jedes Maß übersteigenden Ungunst enthielt das Wasser fortwährend $2^1/_2$ % Salz, und wenn es irgend einen Beweis für den außerordentlichen Salzreichtum unseres Landes geben kann, so ist es der, daß dieser Königsbrunnen, im Triebsande steckend, doch noch einen so bedeutenden Salzgehalt führen und bei einem großartigen Wasserreichtum bis auf unsere Tage konservieren konnte, 1000 Fuß von den Quellen entfernt, bei denen man die alte gute Quelle vermutet, und durch ein ganzes Flußbett von denselben getrennt.

Im Jahre 1704 war die Fortuna rotunda 122 Fuß im Mauerwerk und 109 Fuß unter den Bestespiegel versenkt, die Sole dabei noch stets von derselben Stärke. Inzwischen ward übrigens rings um diesen Brunnen auch der vierkantige Balkenbrunnen immer noch fortgesetzt, aus Furcht, daß man bei mißlingender Arbeit den Vorwurf werde hören müssen, man habe mit der Fortuna rotunda die bereits entdeckte Quelle verfehlt oder ausgeschlossen, — ein Vorwurf, der trotz seiner durch das Terrain dokumentierten Widersinnigkeit doch sowohl bei der Menge, als am grünen Tisch entstehen konnte. Der Balkenbrunnen senkte sich aber etwas schief und traf in 44 Fuß Tiefe gegen den gemauerten Brunnen, so daß die Arbeit an dem ersteren aufgegeben werden mußte. Nun verschüttete man den Zwischenraum zwischen beiden Brunnen, in welchem die Sole nur $1^3/_8$ % geführt hatte, und beendete das Werk in einer Tiefe von 127 Fuß, nachdem es 10 000 Thaler verschlungen hatte.

Als man darauf das Wasser aus dem Innern des Brunnens gepumpt hatte, drang der Saugsand demselben nach bis zu einer Höhe von 52 Fuß, so daß der offene Brunnen nur noch 70, später nur 20 Fuß tief blieb, und gleichzeitig wurde die Sole schwächer, höchstens zweiltötig, was sie bis zu Ende auch geblieben ist. Das ist das traurige Ende dieser schönen und technisch untadelhaften Unternehmung.

Digitized by Google

VI.

Im Jahre 1711 boten abermals die Lüneburger dem Könige für die Gestattung des Alleinhandels mit ihrem Salz jährlich 3000 Thaler und einen Vorschuß von 30 000 Thalern. Inzwischen waren wiederum von Privatleuten Anerbietungen für die Aufnahme der Saline ergangen. Der Statthalter Graf Ahlefeld, der Admiral Paulsen, der Freiherr von Schack, der Baron von Blome, ein Chemiker und Projektenmacher, Namens Reichhelm, hatten alle nacheinander vergeblich dieses beneficium flebile erbeten; der König griff nach dem baren Gelde und schloß am 12. August 1712 den angebotenen Kontrakt mit den Lüneburgern ab.

Welcher von beiden Teilen die Sache abbrach, ist nicht bekannt, — genug, schon im Jahre 1729 befand sich die Saline wieder in den Händen einer Interessentschaft: Hinrich Frahm, Bergenhusen und Justizrat Lövenskjold, welche es unternahmen, die Sole zu Oldesloe, wie früher um 1570, mit Baisalz anzureichern, aber auch dabei zu Grunde gingen, nachdem sie noch schließlich durch einen gewissen Marcord hatten bohren lassen. Den Gläubigern, welche das Werk übernahmen, ging es nicht besser; auch sie verloren ihr Vermögen, und nach ihnen ebenso einige, weniger bekannte Unternehmer.

Mit diesen schließt die erste Periode der Geschichte unserer Saline ab. Man hatte sich mit Schatzgräberkunst — ohne Einsicht von dem inneren Bau des Bodens bei uns, ohne Kenntnis von den Gesetzen der Quellen, lediglich gestützt auf die geschichtliche Überlieferung — habgierig dem Suchen der alten Quellen geopfert und ein Vermögen nach dem anderen dahingegeben. Niemand aber hatte daran gedacht, daß aus der geringeren Sole mit Hülfe der Intelligenz des Fabrikanten bei damaligen Salzpreisen dennoch ein Gewinn zu ziehen sein könne. Elende Siedehütten, schlechte Pfannen, eine unermeßliche Vergeudung des schönsten Buchenholzes waren der Schatzgräberei parallel gegangen.

Um 1750 beginnt eine ganz neue Epoche für die Saline. Um diese Zeit erhielt der mecklenburgische Hofrat und königliche Hofmeister Herr von Vieregge eine königliche Oktroi, die ihm erst nach Verlauf mehrerer Jahre eine Abgabe von 1000 Mark jährlich auferlegte. Er begann damit, die im mittleren Deutschland bereits üblichen Gradierwerke zu bauen, d. h. jene haushohen Dornwände, über welche die Sole viele Male herabträufeln muß, um durch die Luft das überschüssige Wasser zu verdampfen, das sonst den übertriebenen Brennmaterialaufwand erfordert. Der Herr von Vieregge erbaute Gradierhäuser in einer Länge von 465 Fuß, baute zur Bewegung der Pumpen ein in der Beste hängendes, großes, 32füßiges Wasserrad, kaufte den größten Teil des späteren Salinegrundes und die Besitzung der Mährischen Brüder, welche nachmals als Officiantenwohnung diente; allein da er den Ertrag doch nicht höher als 2000 Tonnen Salz bringen konnte, war sein gesamtes Kapital von 50 000 Thalern verbraucht, als er starb und die Saline dem Konkurs verfiel, im Jahre 1768. Trotz dieses Unglücks hatte sich doch Herr von Vieregge unvergängbare Verdienste um die Saline erworben, welche der spätere intelligente Besitzer der Anstalt, Graf von Dernath, durch ein Denkmal in den Gradierhäusern in würdigster Weise anerkannte.

In dem Viereggeschen Konkurs ward die Saline zur Versteigerung gebracht. Es fand sich niemand, der sie wieder übernehmen wollte. Da wurde sie nochmals zum Abbruch ausgeboten, weil alle Anlagen in der That schon während des Konkurses in einen fast unbrauchbaren Zustand geraten waren. Es fand sich wirklich ein Käufer auf den Abbruch; allein da der Amtmann von Traventhal bei dem Könige die Angelegenheit zur Sprache brachte, wurden die Konkursgläubiger schließlich durch höheren Einfluß bewogen, die Saline zum nochmaligen Versuch

Digitized by Google

der Aufrichtung dem damaligen Salzdirektor Schrader aus Braunschweig für die Summe von 3200 Thalern zuzuschlagen, obgleich zum Abbruch mehr dafür geboten war. Allein Schraders Geldmittel waren zu klein, als Fremder wurde er von allen Seiten übervorteilt, und nach wenigen Jahren würde das Werk doch zu Grunde gegangen sein, wenn nicht der von Eifer für das Vaterland beseelte Graf von Dernath ihm die Mittel dargeboten und so das Werk einer relativen Blüte entgegengeführt hätte. Schon im Jahre 1773 gestaltete sich dies Verhältnis dahin, daß Schrader gänzlich zurücktrat und der Graf das Eigentum und den Betrieb der Sülze allein übernahm.

Dieser Mann, dessen sehr ausgezeichnete Korrespondenz mit saliniſtischen Notabilitäten sich bis zuletzt im Archiv der Saline befand, bezeugt durch jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen einen ganz seltenen Eifer im eigenen und im vaterländischen Interesse. Gerade in seiner Zeit erwachte das tiefere Verständnis saliniſtischer Aufgaben auf den landesherrlichen Salinen, und allen Privatbesitzern armer Salzwerke, die auf Vollkommenheit der Einrichtungen hingewiesen waren, schritt der Graf von Dernath mit entschiedenster Aufnahme jeder vernünftigen Verbesserung voran. Seine ganze geistige Kraft und sein ganzes Vermögen wendete er der Oldesloer Saline zu, und dieses Werk, das bei Schraders Antritt nahezu eine Ruine war, erstand durch die vereinten Bemühungen beider Männer zu einer Musteranstalt, zu der die jungen Salzwerkskundigen hinpilgerten, um sich zu unterrichten. Gradierhäuser in einer Länge von 3800 Fuß, acht Siedepfannen und eine Mutterlangenpfanne verarbeiteten täglich 3000 Oxhoft Sole, wozu zwei Wasserräder von 34 Fuß, das eine in der Beste, das andere in der Trave laufend, und drei große holländische Windmühlen die Bewegungskräfte lieferten. Die Pumpen hoben aus fünf verschiedenen Brunnen und lieferten einige Jahre durch die erwähnten Anlagen 12 000 und 13 000 Tonnen Salz, waren sogar imstande, bei günstigem Absatz 17 000 Tonnen zu liefern, während das zuströmende Salzwasser noch nicht durch 100 000 Tonnen jährlich hätte erschöpft werden können.

Aber es entstand der Saline jetzt ein schlimmerer Feind, als die privilegierte und habsüchtige Lüneburger Saline mit ihren hohen Preisen jemals werden konnte. Durch die energischen Bemühungen Brownriggs war die englische Salzsiederei emporgekommen; das Parlament hatte diesem nützlichen Betriebe jede Förderung gewährt, hatte die Feuerungsabgabe erlassen und Ausfuhrprämien gewährt, und da die sonst leer nach der Ostsee gehenden Schiffe diesen Ballastartikel zu niedrigen Frachten beförderten, brach sich allmählich das englische Salz in dem ganzen Küstenlande Bahn und lähmte das Werk selbst unter den günstigsten Verhältnissen.

Im Jahre 1775 hatte der Graf um eine Oktroi nachgesucht, und am 22. August 1776 wurde sie ihm erteilt. Der Inhaber der Saline konnte Wasserwerke in den Flüssen bauen, soweit die Staatsverträge mit Lübeck es nicht hinderten, konnte jeden Platz, dessen er bedurfte, von der Regierung unentgeltlich fordern, von den Bürgern expropriieren. Die Saline hatte das Recht, zu malzen, zu brauen und zu brennen. Unentgeltlich durfte sie Steine, Lehm, Sand und Moos auf jedem Regierungsgrund graben, auf Privatgründen gegen Wertentschädigung. Ferner hatte die Saline Stempelfreiheit, ein politisches Schutzversprechen gegen Behinderung des Salzhandels durch Hamburg oder Lübeck, Versprechen der Freiheit des Salzes von allen Zöllen und Abgaben auch bei der Ausfuhr. Alle Materialien, welche die Saline bedurfte, konnten zollfrei und abgabefrei dem Werke zugeführt werden. Das Kapital, das in der Saline steckte, war frei von Vermögenssteuer. Die einzige Abgabe bestand in 200 Mark Rekognition für jede Pfanne, und auch für diese wurde Nachlaß zugesichert in Kriegszeiten und sonstigen Kalamitäten.

Einen köstlicheren Freiheitsbrief hat niemals ein Werk besessen; allein aller

Digitized by Google

Schutz von oben herab und 24 000 Thaler aus der königlichen Kreditkasse konnten den Mangel von unten herauf, die fehlenden Prozente der Sole nicht ersetzen. Graf Dernath verfiel dem Lose aller seiner Vorgänger, er setzte sein Vermögen zu; aus einem der reichsten Grundbesitzer des Landes ward er schließlich ein armer Mann, der in Dürftigkeit starb. Von ihm kaufte die Saline 1793 der Geheimrat Graf Münster-Meinhövel. Ihm wurde am 2. April 1794 dieselbe Oktroi bestätigt und gleichzeitig der Saline der schöne Name Travensalze gegeben. Graf Münster war das Gegenstück seines Vorgängers. Was Graf Dernath hineingesteckt, sog Graf Münster bis auf den letzten Tropfen wieder heraus, so daß in wenigen Jahren der vollständige Ruin des eben noch seiner Einrichtungen wegen weitberühmten Werkes hätte erfolgen müssen, wenn nicht die Regierung hinzugetreten wäre und die Saline im Jahre 1797 gekauft hätte, um sie für eigene Rechnung zu betreiben.

Lieder preußischer Soldaten aus dem Jahre 1864.[1]

Mitgeteilt von **Chr. Kock** in Bohnert.

Ein siegreich vorgehendes Heer geleitet auf Schritt und Tritt das Lied. Der Führer, welcher die Truppen durch Kampf und Beschwerden zum Erfolge leitet, die gefallenen Kameraden, der Kampf selber und der Kampfplatz, die gastlichen Quartiere, der mutlos flüchtende Feind geben den Stoff zum Sange. Sehr häufig bleibt derjenige, über dessen Lippen zuerst des Liedes Quell strömte, der Mit- und Nachwelt verborgen. Solches trifft auch bei den folgenden Soldatenliedern aus dem Jahre 1864 zu, von denen einige den Stempel des Volksliedes tragen. Nur bei dem einen erfahren wir den Ort und die Zeit der Entstehung: „Schmöl am Wenningbund, den 12. Mai 1864." Aufgeschrieben und zu einem Heft zusammengetragen wurden sie durch Gottfried Weyer, Reservist in der 4. Komp. des 4. Brandenburgischen Inf.-Reg. Nr. 24. Außer den nachstehenden Gedichten finden sich manche bekannte Lieder darin verzeichnet, z. B. „Der Sänger sah, als kühl der Abend taute," „Kommt ein Vöglein geflogen," „Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab," „Wohlauf, noch getrunken" u. a.

1. Wehrlied.[2]

Schön'res giebt es nicht auf Erden
Als ein tapf'res Kriegesheer.
Mancher muß jetzt Wehrmann werden,
Fällt es ihm auch noch so schwer.
Doch das thut uns alles nichts,
Kriegt der Däne seinen Wichs
Und der Schwede auch dabei;
Dann wird Schleswig-Holstein frei.
Preußen, Östreich, deutsches Land
Halten sicher festen Stand.
Drum, Reserve, frischen Mut!
Dann wird alles wieder gut.

An der Tete thun marschieren
Die vom Ziet'schen Regiment[3]
Und dabei noch viele Krieger,
Die der Däne noch nicht kennt.
Doch das thut uns alles nichts usw.

Wird uns Rußland nicht beistehen,
Ist uns dennoch gar nicht bang;
Muß doch alles gut ergehen,
Dauert's auch ein wenig lang.
Doch das thut uns alles nichts usw.

Was die andern Fürsten machen,
Ist uns wirklich ganz egal,
Und darüber werden lachen
Preußens Krieger allzumal.
Doch das thut uns alles nichts usw.

Kommen dann die tapfern Preußen
Mit Prinz Karl an der Spitz',
Ja, der Däne muß dann weichen
Trotz der schweren Mordgeschütz'.
Doch das thut uns alles nichts usw.

[1]) Quellen: 1. Aufzeichnungen des ehemaligen Reservisten Gottfried Weyer von der 4. Komp. des 4. Brandenburg. Inf.-Reg. Nr. 24, jetzt im Besitze von Herrn Hufner Chr. Mau in Bohnertfeld. 2. Aufzeichnung des Bäckermeisters Herrn J. Matthiesen in Bohnert. 3. Sterberegister der Kirche in Kosel. 4. Gutsarchiv zu Ornmm. 5. Briefliche Mitteilung vom Kommando des Inf.-Reg. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (4. Brandenb.) Nr. 24 in Neu-Ruppin. 6. Desgl. vom Kommando des Huf.-Reg. v. Zieten in Rathenow. [2]) Dieses gehört nicht zur Weyerschen Sammlung. [3]) Die Zieten-Husaren.

Digitized by Google

2. Kriegslied.

Gott sei mit euch, ihr tapfren Waffenbrüder!
Ein edler Held führt euch zum Kampf und Sieg.
Euch folgen ewig unsrer Liebe Lieder,
Sei's in die Heimat oder in den Krieg.
Der Führer glänzt wie Sterne;
Ihm folgen alle gerne,
Und tausendfach das Feldgeschrei erschallt:
Für euren General Prinz Friedrich Karl.

Wohin der Schlachtenruf euch auch mag senden,
Als Brandenburger werd't ihr zittern nie.
Der Tod allein nur euren Mut kann enden,
Als Wahl der Helden reinster Harmonie.
Fällt einer eurer Brüder
Zu Tod' getroffen nieder.
Dann stürmt das Regiment des Feindes Wall,
Und an der Spitze glänzt Prinz Friedrich Karl.

Mit welchem Mut sieht man euch dort vereinet;
Laut pocht das Herz nach Schlachten, Ruhm und Ehr';
Vorauf die Füsiliere Mann an Mann gereihet;
Im Sturmschritt folgt das Gros der Musketier'.
Es fällt ein Kugelregen,
Daß Erd' und Meer erbeben.
„Sieg oder Tod!" ertönt's im Echoschall,
„Für König Wilhelm und Prinz Friedrich Karl!"

Habt ihr einst siegend eure Bahn vollendet,
Zu der des Königs Wort euch rief zum Streit;
Wenn Friede über Deutschlands Auen lächelt,
Und Fürst und Volk in Wort und That vereint:
Dann singet frohe Lieder
Für Schleswig-Holstein, Brüder,
Und für des Vaterlands Ruhm und Ehr'.
Hoch lebe Preußens tapfres Kriegesheer!

Gott grüß' euch, Helden, die dem Tod entronnen
Im heil'gen Kampfe für das Vaterland!
Die Wunden, die ihr habt vom Feind bekommen,
Heilt in der Heimat euch der Liebe Hand.
In stillem Wehmutsschmerze
Preßt euch ans treue Herze
Der Eltern Arm sowie die holde Braut,
Und freudig glänzt das Auge, das euch schaut.

Heil allen, die den Tod im Kampfe fanden
Fürs Vaterland, für König und fürs Recht!
Euch winden Freunde und der Liebe Banden
Den Lorbeerkranz aus Erz so rein, so echt.
Ruh' sanft, du Sohn der Ehre,
In ferner Mutter Erde!
Mit Ruhm die Nachwelt eure Namen nennt;
Ihr kämpftet treu im 24. Regiment.

3. Prinz Friedrich Karl.[1])

Im Februar 1864.

Friedrich Karl, der edle Ritter,
Zieht dahin wie Sturmgewitter,
Blitzend' Schwert in tapf'rer Hand;
Will die Dänen Preußisch lehren.
Rein mit Eisenbesen kehren
Von den Fremden deutsches Land.

Bei Missunde vor den Schanzen
Läßt er frisch die Waffen tanzen,
Taufen Preußens junges Blut.

Hurra, wie die Kugeln sausen!
Hurra, wie gleich Sturmesbrausen
Vorwärts stürmt der Preußen Mut.

D'rauf läßt er die Brücke schlagen,
Daß man könnt' zum Henker jagen
All' die Dänen-Tyrannei.
Hurra, wie in hellen Haufen
Noch bei Nacht die Dänen laufen!
Deutsches Volk ist wieder frei.

[1]) Von diesem Liede liegt auch ein Druck vor von Louis Wendt in Arnswalde.

Digitized by Google

Unterdes geh'n die Kameraden
Östreichs frisch drauf, daß sich baden
Muß der Feind im eignen Blut.
Mag er sich auch grimmig wehren,
Muß er doch den Rücken kehren,
Vorwärts stürmet Östreichs Mut.
Wohin sich die Dänen wenden,
Sind auch stets an allen Enden
Überall die Preußen da,
Und wie pfeilschnell in den Lüften
Über Meere, über Triften
Zieht der stolze Königs-Aar!
Also dringt mit Windesschnelle
Ungestüm trotz Feind und Welle
Vorwärts Preußens Siegerschar.

Sie zu schrecken aus dem süßen,
Eitlen Traum sie zu begrüßen
Auf gut preußisch mit Hurra!
Und die Nebel sind zerronnen;
Wieder scheint das Licht der Sonnen
Auf ein freies Land herab.
Doch die Sternlein blicken nieder
Auf so mancher braven Brüder
Frisches, frühes Heldengrab.
Friedrich Karl, du edler Ritter,
Zieh' dahin wie Sturmgewitter,
Blitzend' Schwert in tapf'rer Hand!
Gott mit dir, du Zollern-Degen!
Will sich Preußens Feind wo regen,
Sei du Hort dem Vaterland.

4. Die ersten drei.

Es donnert gegen Missunde;
Da fiel der erste Schlag.
Drei Offiziere fielen
Am ersten Kampfestag,
Von jeder Waffe einer
Am zweiten Februar,
Und von den dreien keiner
War über dreißig Jahr.
Da war der Graf von Groeben
Vom Zier'schen Regiment,
Das jeder gute Preuße
Mit hohem Stolze nennt,
Der junge Graf von Groeben,
Uralt' Soldatenblut.
Die Groeben wissen's alle,
Wie wohl solch' Sterben thut.
Der zweite, Leutnant Kipping,
Der brave Artillerist.
Allhier für seinen König
So jung gestorben ist.

Der junge Leutnant Kipping,
Des märkischen Predigers Sohn,
Empfing den Lohn der Treue
Nun schon vor Gottes Thron.
Der letzte von den dreien
War Leutnant Hagemann.
Die Vierundzwanziger führte
Der junge Degen an.
Heil ihm, wer so kann sterben!
Doch trauern still um ihn
Viel' treue Soldatenherzen
Vom „Großherzog Schwerin."
Es donnert gegen Missunde;
Da fiel der erste Schlag.
Drei Offiziere fielen
Am ersten Kampfestag,
Von jeder Waffe einer
Am zweiten Februar,
Und von den dreien keiner
War über dreißig Jahr.

5. Lied beim Rückmarsch von Düppel.

Ade, du kleines Sundewitt,
So lieb mir und so wert,
Jetzt geht es heim mit lust'gem Schritt,
Und Ruhe hat das Schwert.
Ich scheide ungern jetzt von hier;
Wie grün sind deine Höh'n;
Ich sehe mich oft um nach dir,
Mein Sundewitt so schön.
Ade, du schöner Wenningbund,
So blau im Sonnenschein!
Du schriebst dich in so mancher Stund'
Mir unvergeßlich ein.
Ich schaue noch einmal zurück,
Wie deine Woge schäumt,
Doch nie erwartet mich das Glück,
Von dem ich oft geträumt.
Du Büffelkoppel, jetzt so grün,
Leb' wohl! nun geht's nach Hans.
Wir alle fochten oft so kühn
Bei dir im blut'gen Strauß.

Leb' wohl! Du hörst nun unser Lied,
Hörst uns're Lust nicht mehr.
Die Schar, die jetzt nach Süden zieht,
Kommt niemals wieder her.
Ade, ihr Helden, treu und brav,
Die ihr gefallen seid!
Ruht sanft, die euch die Kugel traf
So jung im blut'gen Streit!
Der Lenz, der reich an Saug und Duft
Die Herzen all' erquickt,
Er schmückt euch eure Heldengruft,
Auf die ganz Deutschland blickt.
Begrüßt man uns daheim so warm,
Dann kommt so manche Braut,
Die in dem frohen Menschenschwarm
Vergeblich um sich schaut.
Es fragt dann manche schmucke Maid
So bang: „Wo bleibt mein Held?"
Du armes Kind, er fiel im Streit;
Such' ihn in jener Welt!

Schmöl am Wenningbund, den 12. Mai 1864.

Anmerkungen zu dem Liede „Die ersten drei."

Dieses Lied scheint im 24. Inf.-Reg., dessen Chef bereits damals der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin war, entstanden zu sein; Soldaten dieses Regiments sangen es,

Digitized by Google

als sie in den Tagen nach dem Gefecht bei Missunde zu Maaslebener Mühle einquartiert waren (3. bis 5. Februar 1864).

Über die drei gefallenen Offiziere sei das Folgende mitgeteilt:

1. Karl Graf von der Groeben, Leutnant im Husaren-Regiment Nr. 3 „von Zieten" war ein Sohn des Grafen von der Groeben, Majoratsherrn auf dem Gute Ponarien bei Liebstadt, Kreis Mohrungen, und erst 21 Jahre alt. Er fungierte als Ordonnanzoffizier bei der Avantgarde; eine dänische Bombe, die unter seinem Pferde platzte, zerriß Reiter und Roß.

2. Friedrich Karl Ernst Kipping, geboren am 6. Juni 1842 als Sohn eines Predigers in der Stadt Bernau, Kreis Nieder-Barnim, stand als Sekonde-Leutnant bei der 3. Haubitzen-Batterie der brandenburgischen Artillerie-Brigade Nr. 3. Er erhielt einen Schuß in den Kopf und wurde tot in das Lazarett gebracht. Begraben liegt er auf dem Friedhofe zu Kosel nördlich von der Kirche.

3. Richard Julius Ludwig Hagemann, geboren am 1. September 1843 zu Magdeburg, erhielt als Sekonde-Leutnant am 18. Juni 1863 eine Versetzung in das 24. Infanterie Regiment. Über sein Ende und den Ort der Bestattung giebt nachstehender Ausszug aus der Regiments-Geschichte Aufschluß:

„Treffen bei Missunde am 2. Februar. Dem Vorgehen der 10. Kompagnie hatte sich auch der Schützenzug der 9. angeschlossen, und wurde dasselbe durch das Feuer der 9., sowie des 1. und des Schützenzuges der 11. Kompagnie unterstützt. Der Führer des letzteren, Sek.-Leut. Hagemann, welcher seinen Leuten mit dem schönsten Beispiel der Unerschrockenheit vorangegangen war und sich rücksichtslos dem feindlichen Feuer ausgesetzt hatte, starb hier den Heldentod; er fiel, durch eine Kugel in den Kopf getroffen, als der erste preußische Offizier, welcher in diesem Kriege mit seinem Blute die feindliche Erde düngte. Mit ihm fiel sein treuer Begleiter, der Sergeant Brauns der 11. Kompagnie, und ruhen beide Waffengefährten nebeneinander unter dem grünen Rasen des schönen Flensburger Friedhofes . . . ."

Für das kleine Dorf Missunde, welches in den letzten Jahren der Dänenherrschaft seine Blütezeit erlebte, wurde der 2. Februar 1864 zu einem Schreckenstage. Ein großer Teil der Ortschaft ging durch das Bombardement in Flammen auf, und heute verraten die in der Front der neuerrichteten Wohnhäuser angebrachten Kanonenkugeln, was damals sich ereignete. Die Schanzen bei dem Dorfe wurden bald nach dem Gefecht geschleift. Ein Denkmal auf dem Platze der wichtigsten Schanze erinnert den Besucher an die Kämpfe und nennt 20 gefallene Krieger vom 2. westfälischen Inf.-Reg. Nr. 15, die auf der von der Schanze zum Missunder Noor sich herabsenkenden Koppel Agnis begraben liegen. Von dem Umfang des über Missunde hereingebrochenen Elends und dem Schicksal der Schanzen nach dem Treffen reden die beiden aus dem Ornumer Gutsarchiv entnommenen, zum Schlusse angefügten Schriftstücke.

I. An das k. k. österreichische Detachements-Kommando in Missunde.

In Folge des unterm 2. Februar d. Js. vor Missunde stattgehabten Bombardements wurde ein beträchtlicher Teil dieses Dorfes in Asche gelegt und 14 Familien obdachlos. Diese Familien haben bisher anderweitig untergebracht werden müssen. Die Umstände wegen der ferneren Unterbringung derselben gebieten jedoch, daß sie wieder nach Missunde zurückkehren, um dort bei ihren Familien oder Nachbarn Aufnahme zu finden. Wegen der zeitweiligen Einquartierung der k. k. österreichischen Truppenabteilung im obgedachten Dorfe ist es indes nicht möglich, vorbenannte obdachlose Familien aufzunehmen und unterzubringen. Deshalb erlaubte sich ehrerbietigst der Unterzeichnete, ein k. k. österreichisches Detachements-Kommando zu ersuchen: die in Missunde stationierte k. k. österreichische Truppenabteilung entweder auf eine geringe Zahl zu reducieren oder womöglich gänzlich zurückzuziehen.

Ornum, den 3. Oktober 1864. Jansen.[1])

II. Circulair.

Zufolge eines am heutigen Tage hierselbst eingegangenen Schreibens des Kommissariats in Eckernförde sind laut Requisition des Königl. Preußischen Ingenieur-Obersten von Mertens unverzüglich mindestens 500 Arbeiter aus dem Schwansener adeligen Güter-Distrikt und dem Kirchspiel Kosel (Hüttener Anteil) zu stellen, welche bei der Abtragung der Schanzen zu Missunde verwendet werden sollen.

Auf den Schwansener adeligen Güter-Distrikt fallen hiervon 440 Mann, welche die Deputation nach der außerordentlichen Pflugzahl über den Distrikt verteilt hat, und fallen auf jedes Gut so viele Arbeiter, als unten beim resp. Gut bemerkt ist.

Indem die verehrl. Gutsobrigkeiten bei Mitteilung des Vorstehenden dienstlich ersucht

[1]) Damaliger Gutsinspektor zu Ornum.

Digitized by Google

werden, das darnach Erforderliche baldgefälligst wahrzunehmen, bemerkt die Deputation noch Folgendes:

1. Jeder Arbeiter hat einen Spaten, eine Hacke oder eine Axt mitzubringen und sich bei dem preußischen Ingenieur-Leutnant Seeling in Kosel oder Missunde zu melden.

2. Die Arbeiter werden in Missunde oder Kosel untergebracht, und sind selbige vorläufig auf 5 Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Nach 5 Tagen müssen entweder andere Arbeiter gestellt, oder die zuerst gestellten von neuem mit Lebensmitteln versorgt werden.

Schließlich wird bemerkt, daß auf den Fall, daß die ausgeschriebenen Arbeitsmannschaften nicht pünktlich gestellt werden, gegen die betreffenden Ortschaften die strengste militärische Exekution wird in Anwendung gebracht werden.

Die Deputation des Schwansener adeligen Güter-Distrikts.

Staun, den 1. März 1864. Feddersen.

Mitteilungen.

1. **Der Name der Stadt Husum.** (Nachtrag zu Nr. 1, S. 19.) „Die im Sylter Friesisch heim gesprochene Endung lautet auf Föhr wie ham oder am (nach Chr. Johannsen), wie z. B. das „äußerste" Dorf auf Föhr Oddersham gesprochen und Üttersum geschrieben wird. Daß die Friesen noch heute Husum wie Hysham aussprechen, dafür berufe ich mich auf das Zeugnis von Herrn Kapitän Quedens auf Amrum oder Aamram."

Husum. P. D. Ch. Hennings.

2. **Über die Bedeutung der Endung em in friesischen Ortsnamen (deutsch um)** ist in jüngster Zeit wieder viel geschrieben worden. Alle Autoren greifen auf die Analogie des angelsächsischen ham, des deutschen heim zurück. Es ist ja möglich, daß diese drei verschiedensprachigen Ausdrücke einen gemeinsamen Ursprung haben, die eigentliche Bedeutung wird aber so recht in dem friesischen em klar. Der Professor O. Bremer in Halle, germanischer Linguist, der es fertig brachte, in 4—6 Wochen die friesische Sprache gewandt und fertig zu sprechen, und dessen Berater und Mitarbeiter ich gelegentlich zu sein pflege, hat folgende einzig richtige Erklärung gegeben: Die friesische Ortsnamenendung em (deutsch um) ist ein uralter Lokativ, der sich nicht nur in den Namen bewohnter Plätze, sondern in allen Ausdrücken, die einen Ort bedeuten, vorfindet. Man vergleiche:

Friesisch:	Deutsch:	Friesisch:	Deutsch:
Hüsem	Husum, Stadt	Longwehrem	Langwehrum, Flurname.
Bualegsem	Boldixum, Dorf	awer Äkrem	auf der Geest
Borregsem	Burgsum, Dorf (in der Nähe eine alte Ringburg)	un Maskem	in der Marsch
		un Dörrenskem	in der Stube
Madlem	Midlum, Dorf	un Matalem	in der Vordiele
Terpem	Dörpum, Dorf	un Bussem	im Stalle
Borlem	Bordelum, Dorf	üb Bualkem	auf dem Boden
Biagem	Bargum, Dorf	un Kögem	in der Küche
Stringem	Strangum, Flurname	onner Ürkem	unter dem Dache (unten)
Tiawlem	Tewlum, „	bäft Lückem	hinter den (Bett-) Luken
Saltnem	Saltznum (?). „	un Hürkem	in Hockstellung.

Durch Vergleich dieser Ausdrücke wird es jedem sofort klar, daß em nicht geradezu „heim" heißt, daß es sich mit heim auch nicht immer übersetzen läßt, sondern daß es eine Originalität der Sprache ist und überhaupt den Ort (die Stellung) bedeutet, der durch einen charakteristischen Zusatz präzisiert wird. Die Bezeichnung der Lokalitäten des Hauses dürfte die älteste sein, es folgten die Flurnamen, welche ohne weiteres für die auf diese hingebauten Ansiedelungen fortgebraucht wurden.

Bredstedt. J. Schmidt-Petersen.

3. **Hamburger Bürgereid.** In Bezug auf den in Nr. 1, Jahrg. 1901 der „Heimat" abgedruckten Hamburger Bürgereid vom Jahre 1822 erlaube ich mir Folgendes zu bemerken: 1. In Zeile 6 von oben muß es „Upjaet" heißen statt „Upjach"; up-sat, mittelniederdeutsches Substantiv, soviel u. a. wie „Anschlag, List, Feindseligkeit, Aufruhr" (vgl. Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, S. 453). 2. Die Unterschrift muß richtig heißen: G. v. Graffen Dr. Eine Familie oder amtliche Persönlichkeit des Namens „Goaffeal" hat in Hamburg nicht existiert. Der genannte Dr. v. Graffen war damals laut Hamb. Staatskalender von 1822 ältester Secretarius des hamburgischen Rates. In dieser Amtseigenschaft hatte er die Bürgerbriefe (Bürger-Eide) durch seine Unterschrift zu beglaubigen. (Vgl. Dr. F. Georg Buek, Handbuch der Hamb. Verfassung und Verwaltung, S. 34.) Mir liegen zwei solcher Bürgerbriefe vor aus den Jahren 1815 und 1825, welche beide sehr deutlich die Unterschrift G. v. Graffen Dr. tragen. 3. Bezüglich der Bezeichnung

Digitized by Google

„Groß-Bürger" dürfte noch Folgendes von Interesse sein: Sowohl Fremde als auch Einheimische (Bürgerssöhne) konnten, wie auch jetzt, das hamburgische Bürgerrecht erwerben. Man unterschied früher das große und das kleine Bürgerrecht. Durch ersteres erlangten Fremde die Berechtigung, einen „beträchtlichen" Handel zu treiben und dazu offene Läden, Buden und Keller zu halten sowie die große Wagschale zu gebrauchen. Ebenso mußten sie das große Bürgerrecht erwerben, wenn sie das Meisterrecht in einer der hiesigen Zünfte oder Innungen erlangen wollten. Die Gebühr für das große Bürgerrecht betrug 150 Mark Spez. (Banko) oder etwa 225 ℳ — Wollte ein Fremder entweder nur ein kleines Geschäft oder keinen Handel betreiben, so brauchte er nur das kleine Bürgerrecht zu erwerben, wofür als Gebühr 40 Mark Kurant = 48 ℳ zu entrichten waren. Söhne hamburgischer Bürger erwarben stets das große Bürgerrecht und zahlten dafür 20 Mark Banko = 30 ℳ. (Vgl. F. Georg Buek Dr. a. a. O. Seite 34 u. 35.) Die Scheidung des Bürgerrechts in ein großes und ein kleines hat mit Einführung der Verfassung von 1860 aufgehört.

Hamburg. C. Rud. Schnitger.

4. **Krümmungsbewegungen hemmen die gedeihliche Entwickelung von Wurzeln,** wie Professor Dr. Noll in Bonn kürzlich experimentell nachgewiesen hat. Als Beweismaterial dienten die Pferdebohne (Vicia Faba), die Gartenbohne (Phaseolus multiflorus), die Erbse (Pisum sativum) und Lupine (Lupinus albus), deren stark entwickeltes Wurzelsystem zu diesen Versuchszwecken als besonders geeignet erscheinen mußte. Die Kulturen wurden teils in feuchtem Sande, teils in lockerer Komposterde durchgeführt. Zum Vergleich wählte Noll geradlinig gewachsene mit wiederholt geotropisch abgelenkten Wurzeln und geradlinig gewachsene mit mechanisch abgelenkten Wurzeln. Die mechanische Ablenkung wurde durch Topfscherben, die in bestimmter Orientierung ausgelegt worden waren, eingeleitet. Durch Messung und Wägung wurde das Ergebnis festgestellt; dabei war jedoch wegen der individuell oft verschiedenen Wurzelentwickelung erforderlich, das Mittel aus einem zahlreichen Beobachtungsmaterial in Betracht zu ziehen. Das Resultat war überraschend. Belehrte schon der bloße Augenschein über einen auffallenden Unterschied, so ergab die zahlenmäßige, durch Wägung und Messung gewonnene Feststellung, daß sich im Mittel die Größe eines geradlinig gewachsenen Wurzelsystems zu einem knumlinig entwickelten verhielt wie 5 : 4, bei Vicia und Phaseolus auch etwa wie 4 : 3. Daraus geht hervor, daß mechanische Hindernisse (Steine, Scherben) nicht sowohl durch ihren Widerstand, als vielmehr durch die Ablenkung vom geradlinigen Wachstum nachteilig wirken, weshalb ein steiniger Boden nicht nur durch seine Armut an Nährstoffen, sondern auch durch stete Ablenkung von der geradlinigen Bahn des Wurzelwachstums ungünstig auf das Gedeihen der Pflanze wirkt. Hieraus erklärt sich wenigstens zum Teil das bessere Gedeihen auf tiefgründigem, lockeren Boden und die Notwendigkeit der Sorgfalt in der Wahl des Saatbodens und beim Versetzen, zumal tropischer Pflanzen. Das Vorbohren eines Keimungsschachtes für die Pfahlwurzel mittels eines zugespitzten Pflockes ist allein schon der Massenentwickelung des Wurzelsystems förderlich. (Verhandlungen des naturhist. Vereins, Bonn 1899.) Barfod.

Die Hallig.

Geschwellt die Segel,
Von Wellen gewiegt,
Zur einsamen Hallig
Das Boot hinfliegt.
Ich sitze am Bord
Mit fröhlichem Mut,
Und tauche die Hände
Hinein in die Flut.
Ich spüre des Meeres belebende Kraft:
Es trägt, und es strebt, und es wirkt, und es schafft.
Zerrissen die Ufer
Die Hallig ragt.
Mit gierigem Zahne
Die See sie zernagt.
Und Scholle auf Scholle
Sinkt hier und sinkt dort;
Die Woge verschlingt sie
Und reißet sie fort.
Ich sehe des Meeres zerstörenden Geist:
Wie es alles umfaßt, wie es alles zerreißt.

Digitized by Google

Noch stehen die Werften,
Noch steht manches Haus
Trotz Wogengetose
Und Sturmesgebraus.
Noch branden die Wellen
Am zackigen Strand, —
Wie bald! und dann rollen
Sie über das Land.
Der Mensch gleicht dem Eiland, dem Meere die Zeit:
Belebung, — Vernichtung, — Vergessenheit.

Flensburg. Friedrich Jürgensen.

Bücherschau.

Über die Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser. So lautet das Thema eines Vortrags, den der Direktor Dr. Jellinghaus in Segeberg im Jahre 1899 zu Otterndorf gehalten hat und der im „Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung" veröffentlicht worden ist. Der Verfasser, welcher im Jahre 1896 seine eingehenden Untersuchungen über die westfälischen Ortsnamen herausgab und der im vorigen Jahre auch einen sehr wertvollen Beitrag zur Erforschung der holsteinischen Ortsnamen in der „Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte" lieferte, beantwortet in seinem Vortrage zunächst die Frage: Welche Stellung nehmen diese Namen innerhalb der norddeutschen Namenwelt ein? und giebt darauf die Erklärung einer Reihe einzelner Namen. — Wie stellen sich die Ortsnamen einer Landschaft zu den Volksstämmen, die seit der Dämmerung der Geschichte Be- und Anwohner derselben gewesen sind? Unsere Stammeskunde ist lückenhaft; es wird nur berichtet, daß zwischen Rhein und Ostsee wohnten die Friesen, die Hauker (Chauken), Sachsen, Langobarden, Engerer. Aber Bevölkerungsverschiebungen sind schon in älteren Zeiten nach Kriegen und großen Seuchen vorgekommen. Außer der prähistorischen Altertumskunde haben wir nur die Sprache als Mittel, die einzelnen Stämme zu unterscheiden. Sprache und Mundart sind indessen auch in beständigem Wandel begriffen, ja, können bei politischen und sozialen Umwälzungen mit anderen Sprachen und Dialekten vertauscht werden. Vom 11. Jahrhundert an dehnten die Sachsen sich sehr stark aus und verdrängten den alten Landesdialekt. Weder der jetzige plattdeutsche Dialekt noch das, was wir aus der mittelniederdeutschen Sprache des 14. bis 16. Jahrhunderts kennen, ist in vielen Gegenden Niedersachsens die alte Landessprache, aus welcher in alter Zeit die Ortsnamen entstanden sind. Auch die Annahme, daß in Holstein, Hadeln, Kehdingen das Niederdeutsche immer gesprochen sei, ist nicht sicher; denn man ist durch verschiedene Beobachtungen zu dem Schluß gedrängt, daß sowohl in Holstein als auch in einem großen Teile des eigentlichen Niedersachsens ein dem Friesischen ähnlicher Dialekt geherrscht haben muß. Ein Grund für diese Meinung ist der sogenannte Zetacismus, der darin besteht, daß, wie sonst nur im Friesischen und Englischen, altes germanisches k als tsch, g, bisweilen g als dj oder dsch erscheint. Aus Käfer ist geworden in ganz Niedersachsen tschewwer und daraus wieder sewwer. Der Holsteiner sagt statt git (Junges von Rind, Ziege und Schaf) djitt, dschitt. Der Name der Krückau zeigt die Wandlungen: Ciestere, Sfester, Kfestera, Seester. Kellinghusen hat als älteste Form Kerleggehus 1149, daraus wurde im 13. Jahrhundert Schelingehusen und Tzellingehusen. Ihehoe ist entstanden aus Ikehoe (Eichenhöhe oder Eichwald). Der Verfasser macht dann aufmerksam auf Laute in Ortsnamen, die nicht niederdeutsch sind, aber im Friesischen und Englischen vorkommen: d wie s gesprochen, o verwandelt sich in e und i: Buocstadon 973, Buckstadihuse 1134, jetzt Buxtehude = Platz bei dem Buchenholz. Otteshude heißt 1440 Ytzehude, jetzt Sude. So kommt Dr. Jellinghaus zu dem Ergebnis, daß wirkliche alte Volkssprache sich nur findet in Westfalen, auf den friesischen Inseln, in Nordfriesland und Jütland, daß aber im übrigen Gebiete Niedersachsens sich das Niedersächsische eingeschoben hat, welches aus der mittelniederdeutschen Sprache hervorgegangen ist. „Die Ortsnamen sind ein sicherer Zeuge der ursprünglichen Sprache der Bevölkerung zwischen Elbe und Weser, wenn auch ihre Sprech- und Schreibweise sich dem Niederdeutschen angepaßt hat."

Der Verfasser führt darauf viele Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser an, welche sich nicht im südlich davon gelegenen Gebiete wiederholen, die aber mit holsteinischen Namen übereinstimmen. Dahin gehören die Grundwörter borstel (stald einer bur oder Bauerschaft, namentlich für Vieh, mit dem sich eine Ansiedelung verband). büttel (der Einzelhof), fleet, hamm oder hemm, hoop, howed, hude Bergungsplatz namentlich am Wasser), riede (Rinnsal, kleiner Wasserzug), wurth und stede. Seltener kommen vor

Digitized by Google

aal (die rötlich braune Erde unter Moorboden, eisenhaltig), dose (hellfarbiger Moostorf), vie (Sumpf, Sumpfbruch oder Sumpfwald), grode oder grove (der Graswuchs), hull oder hüll und holl (Hügel), jarten (Abteilung eines Dorfschlages), klint (Steilhöhe, Steilufer), marne (ein höherer, meist sandiger Landstrich in den Marschen oder den Watten), mei (Quark, sumpfige Stelle), rege oder rewe (Reihe). Die Grundwörter kop und deel verdanken beide Landschaften der holländischen Einwanderung. Daß Holstein keine Ortsnamen auf heim hat, während sie jenseits der Elbe zahlreich vorkommen, wird dadurch erklärt, daß in Holstein keine Einzelhöfe bestanden haben; heim bezeichnet ursprünglich die Niederlassung einer Familie. Auch das Wort börde (Hebebezirk) kommt in Holstein nicht vor, weil solche Abgaben hier früher nicht geleistet worden sind. Selten findet sich bei uns wik (die abgesonderte Niederlassung oder die Zweigniederlassung).

Eckmann.

Friedrich Hebbel. Drei Studien von Johannes Krumm, Oberlehrer in Flensburg. Flensburg, Huwald. 127 S. Geh. 1,50 M., geb. 2,25 M. — Die drei Studien: Der Genius, Die künstlerische Persönlichkeit, Drama und Tragödie, bieten eine schöne Gabe für die Freunde der heimatlichen Dichtkunst und des langverkannten Dichters. Hebbel wird nicht populär werden; aber seine Kunst fängt an, die tiefe Wirkung, die ihr im Anfange versagt war, immer bedeutsamer zu entfalten. Seine einsame und strenge dichterische Größe hat für die Menge, die mit der Absicht flüchtigen, mühelosen Genusses an seine Werke hinantritt, etwas Abschreckendes. Demjenigen aber, der sich ernsthaft hineinleben will in die Gedankentiefe und die Gestaltenschönheit seiner Schöpfungen, bieten besonders die beiden letzten Studien — die erste zeigt, wie Hebbel trotz seines wirren, dornigen Lebensganges sich emporkämpfte — eine vortreffliche Führung. In unserer Zeit, die überall nach neuen Formen der Kunst ringt, ist es von besonderem Werte, wenn eine so durchgearbeitete, aufs Höchste zielende Kunstanschauung wie diejenige Hebbels wieder wirksam wird; denn die Menge der schlichten Menschen, die in ehrlicher Sehnsucht nach Kunsterquickung ausschauen, wird — ganz abgesehen von der Massenaufhäufung von allerlei mehr oder weniger harmlosen Platt- und Blödheiten — verwirrt durch die vielen stürmisch sich gebahrenden Männlein, die auf dem Parnaß mit all ihrem Gethue nur das Ihre, nicht die wahre Kunst und nicht das Volk suchen. Die zweite Studie giebt eine knappe, klare Darlegung der Hebbelschen Kunstanschauung, besonders zwei Grundsätze hervorhebend: Die Kunst stellt in der reinsten Form zugleich den tiefsten Gehalt des Lebens dar. Die Kunst hat eine sittliche Bedeutung. Auch die Aufgabe des Drama und das Problem der tragischen Schuld werden erörtert. In vortrefflichster Weise zeigt dann eine psychologisch feinsinnige und fein sichtende Analyse des Trauerspiels Agnes Bernauer den Weg, der hinabführt in die tiefe Fülle Hebbelscher Dramen. Besonderes Interesse bietet der Nachweis, wie eine tiefe, aber starre Religiosität und das sittliche Bewußtsein von der Fürstenpflicht den Tod der Agnes nach andererseits die Versöhnung herbeiführen. Möge das anregende Buch recht viele Leser finden, besonders in Schleswig-Holstein, des Dichters Heimat.

W. Peyer, Altona.

Friesenbrauch.

Ein grauer Wintertag neigt sich zum Ende,
Am Feuer sitze ich im dunklen Zimmer
Und starre müden Blickes in die Gluten,
Und meine Seele schaut ein Bild aus grauer Vorzeit:
Im meerumbrausten sand'gen Friesenlande
Geht trüb' ein dunkler Wintertag zu Ende,
Die Winde schweigen und am Meeresstrande
Glüht hell das Petrifeuer, schlanke Knaben
Und blonde Mädchen tanzen um die Flammen,
Und ihre jungen Stimmen rufen: „Wodan zehre!"
O ew'ger Geist, tilg' du des Winters Schwere,
Gieb Frühling meinem Herzen! Wodan zehre!

Was sich das Volk erzählt.

It krieg nix! (9. Jahrg. Heft 5 S. XVIII.) Ein Arbeiter fuhr nachts mit einer Karre nach einem Bauerhofe, um Weizen zu stehlen. Langsam und bedächtig karrt er längs den Weg, und da ruft ihm die Karre zu: „It — krieg nix! — it — krieg nix!" Endlich ist er auf dem Hofe; da aber wird ihm doch das Herz pochen, und schleunigst kehrt er um und fährt rasch zurück. Die Karre aber ruft ihm zu: „Heff 't ni seggt! Heff 't ni seggt!"

(Gegend von Lunden.) H. Carstens in Dahrenwurth b. Lunden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Bücherschau.

Luppe, H., Das Kieler Barbuch. Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. Heft 16. Kiel 1899.

Hanstedt, B., Chronik von Bordelum und den Fürstlich Reußischen Kögen. Bordelum 1899.

Volbehr, O., Die Christkirche in Reudsburg-Neuwerk. Festschrift zur Feier des 200jährigen Jubiläums der Kirche am 15. Juli 1900. Mit 3 Abbildungen. Kiel 1900.

Hennings, H., u. P. Hennings, Beiträge zur Geschichte der Familie Hennings (1500 bis 1900). Lübeck 1899.

Leider haben äußere Umstände es mir unmöglich gemacht, diese meistens schon seit länger als einem Jahr erschienenen Schriften früher anzuzeigen. Um so lieber thue ich es jetzt, da sie den erfreulichen Beweis liefern, daß trotz der immer zunehmenden Vermischung der Bevölkerung in unserer Heimat die Liebe zu seiner Geschichte nicht abnimmt, sondern offenbar wächst. Von dem Verein für Kieler Stadtgeschichte sind wir gewohnt, daß er gediegene Arbeiten liefert, und davon macht auch das vorliegende Heft keine Ausnahme. Es gleicht in der Anlage ganz den voraufgegangenen Veröffentlichungen von Renter (Rentebuch und Erbebuch). S. 1—49 orientiert uns der Herausgeber eingehend über die Handschrift des Barbuches und seinen Inhalt, das darin beobachtete Strafverfahren usw. S. 53—104 folgt der Text des Barbuches, welcher die Jahre 1465—1546 umfaßt und interessante Beiträge zur Kenntnis der damaligen Rechtspflege und der sittlichen Verhältnisse bringt. S. 107—127 enthalten ein dreifaches Register. Zu dem Wort- und Sachregister noch die Bemerkung, daß das Nr. 24 sich findende dyryken nur heißen kann „mit dem Dietrich öffnen."

Die zweite der oben erwähnten Schriften ist eine Frucht der Verfügung des Konsistoriums, nach welcher jeder Pastor eine Chronik seiner Gemeinde zu schreiben hat. Durch den Sammelfleiß des Verfassers ist ein umfangreiches Werk entstanden (240 S.), das für manche Abschnitte auch auf das Interesse eines weiteren Kreises rechnen darf. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß das gesammelte Material mehr verarbeitet worden wäre. Ob nicht auch der Abschnitt über den Totengräber Jens Hinrich Köthe samt dessen Bildnis hätte fehlen können?

Die kleine Arbeit Volbehrs, welche mit 3 guten Abbildungen der Christkirche und ihres Innern geschmückt ist, ist eine recht dankenswerte Gabe schon deshalb, weil sie, eine seltene Erscheinung, einen Kirchenältesten zum Verfasser hat. Auf 60 S. bringt er aber bei, was aus der verhältnismäßig jungen Geschichte der Christkirche bemerkenswert erscheint.

Eine unter uns noch etwas fremdartige Erscheinung ist die vierte Arbeit, die Familiengeschichte der Hennings. Die Personalgeschichte ist nach dieser Seite bei uns noch wenig gepflegt, viel mehr bei unsern dänischen Nachbarn, welche dafür von jeher besonderes Interesse bewiesen haben und seit 1880 in der Personalhistorisk Tidsskrift dafür ein eigenes Organ besitzen. An der vorliegenden Arbeit hat denn auch ein Mitglied des dänischen Zweigs der Familie Hennings mitgewirkt. Eine Fülle mühseligen Sammelns steckt in den auf 64 S. dargebotenen Mitteilungen, die natürlich zunächst Bedeutung für die Familie selbst haben. Weitergehendes Interesse beansprucht z. B. der S. 24 ff. erwähnte August von Hennings, Amtmann von Plön und Herausgeber des „Genius der Zeit" und „Annalen der leidenden Menschheit." Eine kolorierte Abbildung des Familienwappens und mehrere Porträts dienen dem Büchlein zur Zierde. Es kann übrigens zum Preise von 2,20 M. inkl. Porto von Herrn Lehrer H. Hennings in Lübeck (Fleischhauerstr. 33) bezogen werden.

F. Witt-Preetz.

E. Marquardsen, Kiel, Holtenauerstrasse 9,

(Inhaber J. Hagge),

Buchhandlung und Antiquariat.

Sorgfältig gewähltes Lager aus allen Gebieten der Wissenschaft. Pünktliche Lieferung aller Literaturwerke des In- und Auslandes.

Wichtig für jeden Schleswig-Holsteiner!

Alt-Kiel in Wort und Bild von **H. Eckardt.**

563 Seiten mit 400 Abbildungen und Karten.

Original-Prachtband, **neu,** statt M. 25,— nur M. 12,50. — Broschiert, neu, nur M. 10,—.

Waitz, Kurze Geschichte Schleswig-Holsteins.

Broschiert. Statt M. 3,— nur M. 1,50.

Obige Werke liefere ich evtl. auch gegen Teilzahlung. Preiserhöhung nach Verkauf der hierzu bestimmten Exemplare bleibt vorbehalten.

Katalog über im Preise herabgesetzte neue Bücher liefere gratis und franko.

Buchhandlung Robert Cordes Kiel, Dahlmannstr. 7.

Digitized by Google

J. von Fehren, Ecke Ringstrasse und Königsweg
empfiehlt sein grosses Lager
naturreiner Portweine
der Californischen Wine-Import-Company
in jeder Preislage.

Wilhelm von Fehren
Tel. 3330. **KIEL, Holtenauerstrasse 40.** Tel. 3330.
Complete Küchen-Einrichtungen.
Ia Emaille-Kochgeschirr. ✱ Solinger Stahlwaaren.
Hochzeits-Geschenke in Alfenide und Nickel.
• • • • **Linoleum.** • • • •

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe
Unterkleidung Taschentücher.

Präparanden-Anstalt zu Kiel.
Aufnahmeprüfung am 13. April. Anmeldungen unter Beifügung des Taufscheins, der Impfscheine, eines Gesundheitsscheins und des Schulzeugnisses an
Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Präparandenanstalt zu Ütersen.
Aufnahmeprüfung am 13. April 1901. Anmeldungen sind zu richten an
C. C. Christiansen.

Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Ihr reichhaltiges Lager von **Glasaquarien** □ in allen Größen, Apparaten für Reinigung, Durchlüftung und Heizung der Aquarien empfiehlt die Glashandlung **D. Simons,** Kiel, Holstenstraße 13.
Auf Wunsch steht Preisliste zur Verfügung.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu erziehende Knaben. **Dir. Schulze.**

Präparanden-Anstalt zu Hadersleben.
Aufnahme neuer Schüler zu Ostern d. Js. Anmeldungen an den Unterzeichneten.
Namens des Lehrerkollegiums:
Kraft.

Technikum Eutin.
Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und Bahnmeisterschule mit Praktikum.
Abiturienten anderer Bauschulen finden weitere Ausbildung. Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Programm kostenlos durch Dir. **Klücher.**

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen** i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Vorstadt 9. Kiel. Vorstadt 9.
Ausführung aller Aufträge
rasch, sauber und preiswert.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. · № 4. April 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Gerbelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Gerbelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Jungfernstieg 8, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Voß, Amalie Schoppe, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn. II. — 2. Gloy, Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen. — 3. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 4. Dreßler, Unsere insektenfressenden Pflanzen. — 5. Mitteilung. — 6. Bücherschau.

Einzahlung der Beiträge für 1901.

Nach § 9 der Satzungen hat die Einzahlung der Jahresbeiträge bis zum **1. April** zu erfolgen. Unter Hinweis auf die im vorigen Hefte veröffentlichten Angaben bitte ich zur Vermeidung der viele Mühe und unnötige Kosten verursachenden Nachnahmesendungen um **baldige Einsendung** der noch rückständigen Beiträge.

Den Herren, welche in Altona, Apenrade, Eckernförde, Ellerbek, Neumünster, Rendsburg, Schleswig und Uetersen die Einsammlung der Beiträge (s. Heft 2) veranlaßten, wird hierdurch unter bestem Danke für ihre Mühewaltung die Einzahlung der Beträge bestätigt.

Kiel, Jungfernstieg 8, den 21. März 1901. **F. Lorentzen,** Kassenführer.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel über ihre Thätigkeit sowie über Lage und Gang des Verkehrs im Jahre 1900. — Fragebogen zu den mecklenburgischen Kinderreimen von Richard Wossidlo, Oberlehrer in Waren (Mecklenburg). — Erzählungen des rheinischen Hausfreundes von J. P. Hebel. Im Auftrage des Altonaer Prüfungsausschusses für Jugendschriften herausgegeben von A. Bolquardsen. Preis geb. 0,75 M. Otto Hendels Verlag in Halle a. S. — Der Wald, Charakterbilder aus der heimischen Tier- und Pflanzenwelt von Ed. Feldtmann in Hamburg. Preis geb. 5,50 M. Verlag von Otto Maier in Ravensburg. — Flora der Provinz Schleswig-Holstein, der angrenzenden Gebiete der Hansestädte Hamburg und Lübeck und des Fürstentums Lübeck von Dr. P. Prahl. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage des 1. Teils der kritischen Flora von Schleswig-Holstein usw. Universitäts-Buchhandlung in Kiel. — Beziehungen der Familie v. Ahlefeld zur alten Holstenstadt Kiel. Verfaßt von J. H. Eckardt in Kiel.

Digitized by Google

Neue Mitglieder.

Fortsetzung. — L. = Lehrer.

73. Beckmann, Gastwirt, Achterwehr. 74. Clausen, Lehrer, Gilsdorf b. Pronstorf. 75. Drews, Lehrer, Kiel. 76. Frau Georgine Ellerbrock, Schleswig. 77. v. Fehren, Kaufmann, Kiel 78. Godbersen, Landmann, Oster-Schnatebüll pr. Leck. 79. Haack, Verwalter, Damp b. Vogelsang. 80 Hagenah, Lehrer, Itzehoe. 81. Haundorf, Lehrer, Brachenfeld b Neumünster. 82. Hansen, Baumeister, Breested. 83. Hansen, Rektor, Apenrade. 84. Hecht, Optiker, Kiel. 85. Huus, kgl Eisenb.-Bur.-Assist., Wittenberge. 86. Jaacks, Pastor, Neukirchen (Fürstent. Lübeck). 87. Jürgensen, Maurermeister, Hadersleben 88 Koch, Mittelschullehrer, Ackernförde. 89. Matthiesen, Kaufmann, Nortorf 90. Matsen, Hufner, Steinfeld (Angeln). 91. Paysen-Petersen, Büdelsdorf b. Rendsburg. 92 Verein „Quickborn," Rendsburg. 93. Roos, Rentier, Dietrichsdorf b. Kiel. 94. Dr. theol. Sax, Pastor, Friedrichstadt. 95. Schröder, Pastor, Neuendorf b. Elmshorn. 96—106. Seminaristen: Cordsen, Treptau (Hadersleben); Andresen, Bruhn, Döll, Schröder (Tondern); Benthien, Daumann, Dieckmann, Eisenfohn, Genning (Ueterjen). 107. Frl. Sommerwerck, Lehrerin, Kiel. 108. Thodsen, Deichgraf, Tondern. 109. Uuliedt, Landwirt, Delingdorf b. Bargteheide. 110. Vogt, L., Strenglin b. Pronstorf. 111. Wittig, Apotheker, Gramm. 112. Frl. Wullenweber, Lehrerin, Kiel.

Zur Nachricht.

1. Die Mitgliederzahl beziffert sich zur Zeit auf reichlich 2500.

2. Nachdem bereits von verschiedenen Seiten Meinungsäußerungen über das Für und Wider der Erhöhung des Beitrages von 2 M. auf 3 M. gefallen sind, richtet der geschäftsführende Ausschuß an alle verehrlichen Mitglieder, denen das Gedeihen unseres Vereins am Herzen liegt, die Bitte, auch ihrerseits Stellung zu der Frage zu nehmen, damit die Verhandlungen auf der nächsten Generalversammlung eines reichhaltigen Materials nicht entbehren.

3. Anmeldungen zu Vorträgen und Mitteilungen für unsere an einem der ersten Sonntage des Juni in Schleswig tagende Generalversammlung nimmt der Vorsitzende, Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4a, entgegen.

4. Der Preis für ältere Jahrgänge ist wie folgt festgesetzt: 1894 à 2 M., 1895 à 1,20 M., 1897 à 2 M., 1899 à 2 M., 1900 (Heft 2 ist jedoch leider vergriffen) à 2 M. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen. Wem an der Beschaffung derselben besonders gelegen ist, dem empfehle ich, eine diesbezügliche Offerte im Inseratenteil aufgeben zu wollen.

5. Der Versand der Hefte erfolgt stets in den ersten Tagen des Monats. Ich empfehle dringend, das nicht erhaltene Heft sofort oder wenigstens doch im Laufe des betreffenden Monats zu reklamieren, damit die Sendung mit der des folgenden Heftes vereinigt werden kann. Ältere Hefte werden in Zukunft nur gegen Voreinsendung des Betrages (30 Pf., jedes Doppelheft 60 Pf.) oder gegen Nachnahme versandt. Erfolgt trotz der Bestellung keine Sendung, so liegt das daran, daß das Heft vergriffen ist.

Kiel, am 15. März 1901.

Der Schriftführer:
Barfod, Geibelallee 2.

Bitte um Auskunft.

Wohl zumeist infolge von Ortsveränderung folgender Mitglieder unseres Vereins konnten denselben die letzten Hefte der „Heimat" nicht zugestellt werden:

1. Reinholdt, Lehrer, Schlichting b. Lunden.
2. Friedrich, Lehrer, Alt-Rahlstedt b. Wandsbek.
3. Lorenzen, Lehrer, Eiderstede b. Bordesholm.
4. Meß, Lehrer, Leusahn.
5. Langmaak, Lehrer, Inf.-Regt. Nr. 31, Altona.
6. Roggenkamp, Lehrer, Neusefeld b. Schwartau.
7. Sönnichsen, Lehrer, Niebüll.
8. Jürgensen, Lehrer, Husby.
9. Haßkarl, Lehrer, Hamburg, Laufgraben 35 I.
10. Gerken, Lehrer, Hamburg, Augerstraße 36.
11. Schulz, Lehrer, Todenbüttel.

Die verehrlichen Mitglieder, welche in der Lage sind, nähere Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt dieser Herren erteilen zu können, werden freundlichst gebeten, solche dem Unterzeichneten einzusenden; die rückständigen Hefte werden alsdann umgehend nachgesandt. Es liegt im eigenen Interesse unserer Mitglieder, wenn dieselben beim Wohnungswechsel dem Schriftführer unverzüglich Mitteilung davon machen; im andern Falle sind Stockungen unvermeidlich.

Kiel, im März 1901.

Der Schriftführer:
Barfod, Lehrer, Geibelallee 2.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 4. April 1901.

Amalie Schoppe, geb. Weise,

eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn.

Von J. Voß in Burg a. F.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Burg a. F.

II.

Im Jahre 1810 verließ Amalie Hamburg, um eine Stellung als Erzieherin in Itzehoe anzunehmen. Hier trat sie in Beziehungen zu dem Romanschriftsteller J. G. Müller, in der Litteratur bekannt unter dem Namen „Müller von Itzehoe." Müller hatte sich damals einen Namen gemacht durch die Herausgabe zweier Romane, betitelt „Siegfried von Lindenberg" und „Papiere aus der Mappe des braunen Mannes." Ergötzlich schildert Amalie uns den geistreichen Sonderling mit seinem mumienartig eingetrockneten Körper und seinem geistvollen Voltaire-kopf. Alle Welt bewunderte damals seine originelle Darstellungsweise, sowie seine tiefe Welt- und Menschenkenntnis. Die Originale zu seinen Romanen nahm er aus dem Kreise seiner Freunde, und da er letztere mit ihren Fehlern und Schwächen derart treffend zu zeichnen wußte, daß man sie auf den ersten Blick wiedererkennen konnte, so war seine Feder einst sehr gefürchtet.

Ein Jahr später verlobte sich Amalie mit dem Rechtsgelehrten Friedrich Heinrich Schoppe aus Ratzeburg, den sie bereits von Kellinghusen her kannte, und der als Greffier beim kaiserlich französischen Gerichtshofe in Hamburg angestellt war. Zur Heirat kam es aber wegen der traurigen politischen Verhältnisse in Hamburg vorerst noch nicht.

Im März des Jahres 1813 räumten die Franzosen Hamburg, und wenige Tage später hielt der kühne und verwegene Kosakenoberst Tettenborn seinen Einzug in die alte Hansastadt, jubelnd von den Hanseaten als Befreier begrüßt. Auf Tettenborns Veranlassung bildete sich in Hamburg zum Schutze der Stadt die sogenannte Hanseatische Legion, ein Freikorps, dem auch Schoppe beitrat.

Aber nur kurze Zeit währte die Freude der Hanseaten. Am 31. Mai erschien der französische Marschall Davoust mit 40000 Franzosen vor den

Digitized by Google

Thoren der Stadt, und Tettenborn mußte sich mit der Hanseatischen Legion vor der französischen Übermacht nach Mecklenburg zurückziehen. Über Hamburg kam jetzt eine Zeit der Schreckensherrschaft; denn Napoleon forderte racheschnaubend Konfiscierung des Vermögens der Mitglieder der Legion, Erschießung der Offiziere und Bestrafung der Angehörigen. Alles floh. Viele Bürger Hamburgs gingen in jenen Tagen nach den dänischen Inseln hinüber, um dort Schutz zu suchen vor den Nachstellungen der Franzosen.

Auch Amalie entwich aus Hamburg. Sie ging nach ihrer heimatlichen Insel Fehmarn und verlebte hier während der rauhen Kriegszeit vier Jahre (1813—17), emsig schaffend, emsig schreibend. Wohnung nahm sie in dem Häuschen, das noch heute dem Burger Kirchhof gegenüber liegt und gegenwärtig von einem Böttcher bewohnt wird. Sie gründete in Burg eine kleine Privatschule für Knaben und Mädchen aus den besseren Ständen. Regen Verkehr hatte sie mit mehreren Familien der Stadt; hauptsächlich aber verkehrte sie im Familienkreise des fehmarnschen Landschreibers J. F. Mau, der sich auch als vaterländischer Dichter einen Namen gemacht hat. Seine Dichtungen erschienen im Jahre 1818 unter dem Titel: „Gedichte von Johann Friedrich Mau zu Burg auf der Insel Fehmarn" bei J. F. Hammerich in Altona. Auch ein anderer fehmarnscher Dichter, der Untergerichtsadvokat Jeß Gregers, trat Amalie nahe; seine Manuskripte sind erst vor Jahresfrist dem Archiv des fehmarnschen Museums einverleibt worden.

Im Jahre 1814 kam Schoppe nach Fehmarn und heiratete hier seine verlobte Braut; nach Hamburg führte er sie aber vorerst nicht, da es ihm noch nicht gelungen war, dort eine gesicherte Lebensstellung zu erlangen. Nachdem er 1816 in Kiel promoviert hatte, ließ er sich ein Jahr später in Hamburg als Advokat nieder.

Amalie folgte ihm jetzt dahin.

Die Ehe zwischen den beiden grundverschiedenen Charakteren wurde eine tief unglückliche, und zwar nur durch das Verschulden Schoppes. Die Entfremdung führte ihn dem Laster in die Arme.

Mehrere kummervolle Jahre brachte Amalie in dem Hause ihres Gatten zu, dem sie drei Söhne (Karl Adalbert, Julius Karl und Alphons Eduard) schenkte. Durch die in diesem Zeitraum zur Veröffentlichung gelangten Gedichte der Schoppe zieht sich ein ergreifender Ton der Klage über ihr trauriges Erdenlos. Ich erinnere hier nur an einige Strophen eines Gedichtes, „Großes Leid" überschrieben, das im „Morgenblatt," Jahrg. 1819, Nr. 26 zum Abdruck gelangt ist. Diese Strophen lauten:

„Soll in bunten Zirkeln glänzen,
Tief im Herzen solche Pein?
Schmücken mich mit Blumenkränzen
Und im Innern traurig sein?

Soll verschließen alle Klagen,
Lächeln bei so großem Weh?
Auf den Lippen Freude tragen,
Wenn im Leide ich vergeh'?

Digitized by Google

Bettler sind ja solche Schmerzen,
Ach, wenn man sie klagen kann;
Doch bei solchem Weh zu scherzen,
Greift das Leben feindlich an."

Als Schoppe in den folgenden Jahren immer tiefer und tiefer sank, sah sich seine Gattin genötigt, ihn endlich ganz zu verlassen. Eines Tages siedelte sie mit ihren drei Söhnen nach Wandsbek über, fest entschlossen, künftighin ganz allein für ihren und ihrer Kinder Unterhalt zu sorgen. Schoppe ertrank einige Jahre später beim Baden in der Elbe.

Im Verein mit ihrer Stiefschwester Lucie Burmester (gest. 1875 in Burg a. F.) und mit der bekannten Romanschriftstellerin Fanny Tarnow gründete sie in Wandsbek ein Pensionat für höhere Töchter, dem sie aber nicht lange vorstand.

Schon im Jahre 1824 erschien ihr erster Roman, „Lebensbilder (Franziska und Sophie), Roman in Briefen" betitelt, der seiner Verfasserin neben einem ehrenvollen Schriftstellernamen auch nennenswerten materiellen Gewinn eintrug. Bald folgten aus ihrer fleißigen, unermüdlichen Feder zahlreiche andere Romane, so: „Die neue Armida," „Glück aus Leid," „Die Verwaisten," „Die Minen von Pasko" u. a.

Ottilie Assing, die Nichte Varnhagens, fällte 1858 über die Romane der Schoppe folgendes Urteil, das noch jetzt als durchaus zutreffend angesehen werden muß:

„Keins ihrer Werke kann für einen einigermaßen vollständigen Ausdruck ihres Wesens gelten oder nur eine richtige Vorstellung desselben erwecken. Ihre Romane tragen das Gepräge eines gewissen hergebrachten, feststehenden Typus und ermangeln jener Frische und Originalität, welche einen charakteristischen Zug ihres eigenen Selbst ausmachte. Ihr ganzes Wesen war gleichsam in großen, weiten Umrissen angelegt, und alles in ihr war unmittelbar, frisch und ursprünglich."

Erst später wandte sich die Schoppe auch dem historischen Roman zu. Ihre besten historischen Romane sind: „Schicksalswege," „Iwan oder die Revolution von 1762 in St. Petersburg," „König Erich und die Seinen" und „Die Schlacht bei Hemmingstedt."

Mit mehr Glück und Erfolg versuchte sich die Schoppe als Jugendschriftstellerin. Ihre erste Jugendschrift waren die einst viel gelesenen „Abendstunden der Familie Hold" (1823); später folgten andere Jugendschriften, so: „Die Winterabende von Sonnenfels," „Erzählungen aus der Gegenwart und Vergangenheit," „Die Familie Ehrenstein," „Asträa," „Bunte Bilder aus dem Jugendleben" u. a.

Ihre Jugendschriften sind stark moralisierend, sowie schwülstig und breit in der Darstellung; trotzdem weiß sie aber mit großem Geschick den Ton zu treffen, der der Jugend zusagt. Nie verliert sie sich in Tändeleien; nie verletzt sie den edlen Anstand; ein milder, gottesfürchtiger Hauch weht

Digitized by Google

durch ihre sämtlichen Schriften hindurch. Immer ist sie wahr, und stets sind ihre Charaktere ideal aufgefaßt und gefärbt.

Ihr Erfolg als Jugendschriftstellerin veranlaßte sie, es auch mit der Herausgabe einer Jugendzeitung zu versuchen. Diese, die „Iduna," war einst bei der deutschen Jugend sehr beliebt. In einer Abteilung dieser Zeitung, das „Felleisen" genannt, unterhielt die Herausgeberin belehrende und anregende Korrespondenzen mit ihren jungen Lesern und Leserinnen.

Neben der „Iduna" redigierte die Schoppe auch eine Modezeitung, die „Neuen Pariser Modeblätter," in denen auch Gedichte, Novellen usw. zum Abdruck gelangten. Durch die „Neuen Pariser Modeblätter" kam sie zuerst in Berührung mit dem ditmarsischen Dichter Friedrich Hebbel.

Dieser, 1813 in Wesselburen als Sohn eines armen Häuslers geboren, war nach seiner Konfirmation auf Verwenden seines Lehrers Dethlefsen Schreiber in der dortigen Kirchspielvogtei bei dem Kirchspielvogt Mohr geworden. Mehrere Jahre lang arbeitete er hier, als ein Dienstknecht gehalten, ohne Aussicht auf Befreiung aus seiner trostlosen Lage. Während dieser Zeit entwickelte sich in der Stille der Wesselburener Kirchspielvogtei sein gewaltiges Dichtergenie. Seine ersten dichterischen Versuche, die er in den Lokalzeitungen seiner Heimat dem großen Publikum vorlegte, fanden freilich allseitige Anerkennung; aber was konnte dieser Beifall dem Verfasser eintragen, der, seine hohe Begabung für den Dichterberuf ahnend, am Notwendigsten Mangel litt, und der, an der Zukunft verzweifelnd, keine Hülfe sah, die beengenden Fesseln seiner ditmarsischen Verhältnisse zu brechen! „Am unglücklichsten ist der Mensch, wenn er durch seine geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammenhängt und durch seine Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft wird." — So etwa läßt sich Hebbel in seinen Briefen an die Amalie Schoppe vernehmen.

Hülfe heischend wandte sich Hebbel an Uhland und Öhlenschläger; aber beide Dichter ließen die an sie gerichteten Briefe Hebbels meistens unbeantwortet und vermehrten durch ihr Schweigen die trübe und gedrückte Stimmung des jugendlichen Dichters.

Was Uhland und Öhlenschläger mit ihren weitreichenden Verbindungen nicht vermochten, das bewirkte Amalie Schoppe.

In ihren „Neuen Pariser Modeblättern" hatte sie einige Lyrica und novellistische Versuche Hebbels veröffentlicht, dessen ganzes Dichterelend ihr bereits aus seinen an sie gerichteten Briefen zur Genüge bekannt geworden war. Seinen Dichtergenius erkennend, entschloß sie sich, ihren ganzen Einfluß zu seiner „Rettung" aufzubieten. „Güte und Wohlwollen," sagt Ottilie Assing, „waren hervorstechende Grundzüge in ihr, und zwar eine thätige, ausdauernde und aufopfernde Güte, welche sich von keiner Anstrengung zurückschrecken ließ, wenn es in ihrer Macht stand, andern behülflich zu sein."

Hebbel folgte dem Rufe der Schoppe und ging zu ihr nach Hamburg.

Digitized by Google

Schweres Leid umdüsterte damals die Stirn der Dichterin. Ihren ältesten Sohn Karl Adalbert, auf den allein die Gabe der Poesie von Mutter und Großvater fortgeerbt war, hatte sie durch einen plötzlichen Tod verloren. Aus den Gedichten dieses Zeitraums spricht ihr tiefer Schmerz über das Hinscheiden ihres Lieblingssohnes. In den „Neuen Pariser Modeblättern," Jahrgang 1833, finden sich z. B. folgende, aus ihrer Feder geflossene Verse:

Klänge des Schmerzes.

I.

Demütig soll ich, soll ergeben auch sein?
Wohlan, du Tröster, das geh' ich ein!
Voll Demut beug' ich mich vor der Kraft,
Die meine Kraft zu nichte macht;
Ergeben auch bin ich — es hilft ja nicht,
Wenn sich noch auflehnt ein schwacher Wicht!

II.

Der kennt des Lebens Tiefe nicht,
Dem nie ein teures Auge bricht;
Doch wer in diese Tiefe geschaut,
Dem vor dem Leben bangt und graut!"

Freundlich nahm die Schoppe den jungen Hebbel auf, und unermüdlich war sie in seinem Interesse thätig. Wie sie für den jungen Dichter mütterlich sorgte; wie sie schützend ihre Hand über ihn hielt und ihn wiederholt von den Irrwegen der Jugend abzuziehen suchte, was bei dem schroffen Charakter Hebbels leider öfters zu argen Konflikten führen mußte; wie sie endlich neidlos sein aufsteigendes Dichtergestirn bewunderte: alles das hat Emil Kuh in seiner trefflichen Hebbelbiographie des weiteren ausgeführt. —

Im Jahre 1842 verließ Amalie Schoppe Hamburg und siedelte nach Jena über. Hier lernte sie eine der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftstellerinnen, hervorragend durch Geist und Gemüt, kennen: Karoline von Wolzogen, geborene von Lengefeld, die sich als Biographin Schillers einen wohlverdienten Ruf erworben hatte. Ihr widmete die Schoppe ihren Roman „Polyxena."

Lange hielt es die Schoppe in Jena nicht. Schon im Jahre 1844 war sie wieder in Hamburg, wo sie damals ihren zweiten Sohn, Julius Karl, der sich als Übersetzer aus dem Französischen bemerkbar gemacht hatte (er übertrug z. B. Emile Souvestre ins Deutsche), durch den Tod verlor. Nur ein einziger Sohn, Alphons Eduard, ihr Jüngster, war ihr geblieben. Er lebte als Maschinen-Ingenieur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wiederholt hatte er seine von ihm verehrte Mutter aufgefordert, zu ihm zu kommen und ihre letzten Tage in seiner Häuslichkeit zu verbringen. Ob sie sich auch noch so sehr sträubte, den ihr lieb gewordenen Freundeskreis in Hamburg aufzugeben; ob es ihr in ihrem

Digitized by Google

Alter auch noch so schwer wurde, die teure Heimat zu verlassen und sich in fremde Verhältnisse eines neuen Vaterlandes einzubürgern: schließlich besiegte doch die Liebe zu ihrem einzigen Kinde alle Bedenken und Hindernisse, und unverzagt schiffte sie sich am 1. Juli 1851 in Hamburg ein, um jenseits des Weltmeeres den Rest ihres thatenreichen Daseins in der Nähe ihres Sohnes zu verleben.

Einige wenige Monate wohnte sie in New-York; dann zog sie nach Shenectady im Mohawkthal, wo ihr Sohn in einer Maschinenfabrik als Ingenieur Beschäftigung gefunden hatte. Hier lebte sie zunächst still und unerkannt; später aber knüpfte sie Beziehungen an zu mehreren Professoren der dortigen Universität; hauptsächlich verkehrte sie in der Familie des Professors Peißner, eines Deutschen, der später als Oberst im amerikanischen Sezessionskriege fiel. Nach und nach bildete sich um die alternde Dichterin ein Kreis von Freunden und Freundinnen, die ihr von Herzen zugethan waren. Gern durchstreifte sie, die eine große Freundin der Natur war, die lieblichen Umgebungen des Ortes. Oft besuchte sie auch den idyllischen Universitätsfriedhof der Stadt, auf dem sie später ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Hier hielt sie dann ihre stillen Andachten. Prof. Peißner schreibt darüber: „There she used to go in former years to worship God. The Heavens were the vault of her Church, the trees its columnes, the fragance of the flowers the incense."

Als ihr Sohn nachdem eine Anstellung als Ingenieur im Staatsdienste erhalten hatte, mußte er seinen Wohnsitz häufig verlegen. Sie folgte ihm. So kam es, daß sie mehrere Jahre in Albany und Utica wohnte.

Im Frühling des Jahres 1858 kehrte sie aber wieder nach dem ihr so lieb gewordenen Shenectady zurück, fest entschlossen, diesen Ort nicht mehr zu verlassen und hier das Ende ihrer Tage abzuwarten. Von ihren alten Bekannten wurde sie jubelnd aufgenommen; besonders aber freuten sich die Armen des Städtchens, denen sie stets eine treue Helferin gewesen war. Ihr kleines Vermögen, das sie sich als Schriftstellerin in Deutschland erworben und mit nach Amerika genommen hatte, war leider durch verfehlte Spekulationen ihres Sohnes verloren gegangen. Ihren Lebensunterhalt verschaffte sie sich durch den Unterricht einiger junger Mädchen aus den ersten Familien des Ortes. Öfters klopfte aber die Not an die Thür ihres Stübchens, das sie wegen heftiger rheumatischer Schmerzen nur selten verlassen durfte. Zu dem rheumatischen Leiden gesellte sich später eine Herzkrankheit, der sie in der Nacht vom 28. auf den 29. Septbr. 1858 erlag. Der Gutenachtgruß, den sie am Abend vor ihrem Tode ihrer treuen Magd Mimna Steiner zurief, war das letzte Wort, das man aus dem Munde der Dichterin vernommen hat.

Ihr Leichenbegängnis bildete einen würdigen Abschluß ihrer Tage. Langsam bewegte sich der Leichenzug hinab zum Thal des Todes. Schriftsteller und Beamte trugen den schlichten Sarg. Hinter der Bahre schritten

Digitized by Google

der Sohn und die Schwiegertochter der Entschlafenen. Studenten der Hochschule und einige wenige Deutsche bildeten das Leichengefolge. Der ehrwürdige Geistliche der Presbyterian-Gemeinde in Shenectady hielt am Grabe die Leichenrede, der Präsident der Hochschule sprach das Gebet.

Als man die sterbliche Hülle der Dichterin in die Gruft hinabsenkte, brauste ein mächtiger Gewittersturm durch die stolzen Fichten, die den Kirchhof auf allen Seiten einrahmen.

So starb sie: eine Fremde im fremden Lande! Aber wahrlich, mehr hätte auch das alte Vaterland nicht für seine Tochter thun können! .....

Ich bin an den Schluß meiner Ausführungen gekommen.

Fragen wir uns am Schlusse: Was hat die Amalie Schoppe gethan und gewirkt, daß sie bei den Besten der deutschen Nation noch heute unvergessen ist?

Ich fasse ihre Bedeutung kurz in folgende Sätze zusammen:

Sie war einst eine vielgelesene Romanschriftstellerin; ihr tief poetisches Gemüt erregte Bewunderung; durch Jugendschriften und Jugendzeitungen wirkte sie viele Jahre hindurch anregend und fördernd auf die deutsche Jugend.

Hätte sie dies alles nicht gethan, so würde ihr Name dennoch unvergessen sein, allein schon deshalb, weil sie unseren Landsmann Friedrich Hebbel, den größten deutschen Dramatiker der Periode nach Goethe, den Sorgen des Daseins entrissen und zum Dichter emporgehoben hat.

Ich schließe meinen Vortrag mit den Worten der Amalie Schoppe:

„Sieh, es lebt unsterblich Leben
Auch der Sänger süßer Lieder;
Andre Form mag Tod ihm geben —
Was er sang, hallt ewig wieder!" —

Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen.

Mit zwei Namens- und Abgabenverzeichnissen der Bewohner des Kirchspiels im 17. Jahrhundert.

Von Dr. **A. Gloy** in Kiel.

Die Gegend des heutigen Kirchspiels Kellinghusen ist, wie die sogenannten Riesenbetten und Hünengräber beweisen, schon seit unvordenklichen Zeiten bewohnt gewesen. In einem Gehölze auf der Feldmark des Dorfes Bargfeld z. B. befand sich einst ein solches Riesenbett von ganz gewaltiger Größe. Der Deckstein, dessen Oberfläche wie geschliffen aussah, war so groß, daß ein Wagen mit zwei Pferden darauf Platz finden konnte; er ruhte auf zwölf anderen, drei Ellen hohen Steinen. Leider ist derselbe gegen Ende des 18. Jahrhunderts gesprengt worden. (Vgl. die Topographie von Schröder und Biernatzki.) Höchst wahrscheinlich haben wir es hier mit einer Kultus- und Opferstätte der alten Sachsen zu thun; denn für das etwaige frühere Vorhandensein von Finnen und Kelten hat die Altertumsforschung sichere Anhaltspunkte bisher noch nicht ergeben.

Digitized by Google

Was wir aber heutigen Tages als Hünengräber zu bezeichnen pflegen, das sind bekanntlich nur die Gräber unserer eigenen Vorfahren aus der heidnischen Zeit, die auf derselben Scholle seit zwei Jahrtausenden etwa gewohnt haben. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die altsächsische Bevölkerung Westholsteins mindestens seit der Völkerwanderung denselben Boden inne gehabt hat. Im einzelnen sind wohl Verschiebungen vorgekommen, auch hat die Landschaft nicht von vornherein so viele Dörfer aufzuweisen gehabt wie heute.

Man hat sog. „Urdörfer" und von diesen bei wachsender Bevölkerung ausgebaute Filialdörfer, drittens auch durch spätere Einwanderung entstandene Orte zu unterscheiden. Diese letzten sind namentlich in der Marsch zu suchen; die Bewohner stammen in diesem Falle meistens aus Friesland oder den Niederlanden. Natürlich blieb es auch nicht aus, daß diese in weit auseinander liegenden Zeiträumen Einwandernden auch unter die altsächsischen Einwohner als Hufen-

besitzer gerieten. Die Personennamenforschung hat dies weiter zu klären. Die beifolgenden Namenlisten mögen das Material dazu liefern.

Zu den ältesten Dörfern des Kirchspiels (also Urdörfern) rechne ich diejenigen in erster Linie, deren Namen auf -stedt (vormals stede, stide) endigen oder die mit loh = Wald zusammengesetzt sind. Das wären also Lockstedt, Brockstedt, Quarmstedt und Hennstedt (vormals Hanestide). Unter diesen hat Lockstedt (vormals Locstide = Waldstätte) in dortiger Gegend eine ähnliche Stellung eingenommen wie in Schleswig Ellum, Bjert und Idstedt, die Hauptorte der drei sogenannten Syssel, welche wiederum in Harden zerfielen. Um 1210 wurde in oder bei Lockstedt eine holsteinische Landesversammlung abgehalten, die von dem Grafen Albert von Orlamünde, nach der Vertreibung Adolfs III. durch Waldemar II., geleitet worden ist. — In zweiter Linie kommen die auf -rade, -bek, -feld endigenden; sie sind aber auch sehr alt. Patronymischen Ursprungs sind die Namen auf -ing und -ingen, wie Meetzen, vormals Moitzing, Rensing und Poyenberg, vormals Podinghbergen. Auf eine ehemalige Burg deutet zuweilen der Name Borstel (= Borchstelle). Meistens aber handelt es sich hier nur um ein

Digitized by Google

ehemaliges „Burstall“ — Stelle oder auch nur Stall einer Bauerschaft (vergl. Jellinghaus, Holsteinische Ortsnamen, in der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte, Bd. 29). In Kellinghusen selbst und in Sarlhusen haben wir es zweifelsohne mit einem Herrenhause als Namengeber zu thun. — Es verbleiben nun noch neben einigen neuer klingenden Namen: Willenscharen, Overndorf, Winseldorf, Vorbrügge und Ridders. Unter diesen hat Vorbrügge seinen Namen offenbar nach der Störbrücke, vor der es liegt, ist also jünger als die erste über diesen Fluß führende Brücke, falls es nicht ursprünglich anders geheißen hat. Overndorf und Winseldorf sind, wie die Endung -dorf besagt, keine Urdörfer, sondern von solchen ausgebaute Filialdörfer, können aber, wie gesagt, deshalb auch schon sehr alt sein. Über das „Winsel-“ läßt sich etwas Bestimmtes nicht eher sagen, als bis eine ältere Form des Namens urkundlich auftaucht. Wahrscheinlich steckt ein Personenname darin. Ridders hat vermutlich früher Rittersdorf geheißen und ist im Besitz eines Ritters (1590 Emeke Pogwisch) gewesen. Bekanntlich ist das Dorf samt seiner Gemarkung neuerdings zur Vergrößerung des Lockstedter Schießplatzes angekauft und niedergelegt worden. Daß ich endlich Willenscharen mit der im Volksmunde als „villa Ansgarii“ bezeichneten Ruine nicht als in nachkarolingischer Zeit entstanden sofort genannt habe, mag vielleicht aufgefallen sein. Doch ist der „Volksmund“ hier noch erst neueren Datums und infolge einer nicht gerade sehr gelehrten Deutung entstanden. Willenscharen heißt in älteren Urkunden: Wildescare, und zwar bedeutet scare — schar sowohl im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen das Pflugeisen und dann auch das wie ein solches schräg abfallende Ufer eines Gewässers, namentlich das bei niedrigem Wasserstand entblößte Sandufer eines Flusses; doch hat man auch eine Insel Schaarhörn vor der Elbmündung. Namen wie Schaarkamp, Hohe Schaar usw. sind in Holstein so häufig, daß man schon deshalb den Apostel Ansgar [1]) nicht dafür verantwortlich machen darf. Dazu kommt die geschichtliche Thatsache, daß Ansgar auf dem Wellenberge bei Münsterdorf seinen dauernden Aufenthalt hatte. Die noch heute (?) gezeigten Mauerreste in Willenscharen sollen von einem dem Ritter Otto von Barmstede gehörigen Herrenhause herrühren, zu dessen Übergabe ihn, wie man in der Topographie von Schröder und Biernatzki liest, die Hamburger nach einer Belagerung 1259 nötigten.

Die älteste urkundliche Nachricht über Kellinghusen stammt, wie schon in der solide gearbeiteten und aus guten Quellen geschöpften Chronik von dem gelehrten Kellinghusener Diakonus Chr. Kuß dargestellt ist, aus dem Jahre 1148, wo ein „Thoto de Kerleggehusen, legatus provinciae,“ anscheinend die höchste militärische Persönlichkeit im Lande nächst dem Grafen Adolf II., als Mitunterzeichner einer neumünsterschen Urkunde vorkommt. Dieselbe wurde bei Gelegenheit der Rückkehr Herzog Heinrichs des Löwen aus Ditmarschen bei Heinkenborstel (Kirchspiel Hohenwestedt) im Heerlager dem Bischof Vicelin von Neumünster ausgestellt und dem dortigen Kloster die Gegend des heutigen Breitenberg zugesichert. Aus diesen näheren Umständen scheint mir unzweifelhaft hervorzugehen, daß jener Thoto de Kerleggehusen seinen Wohnsitz in der Nähe gehabt, mit anderen Worten, daß seine Burg an der Stelle des heutigen Kellinghusen gestanden hat. Die Kirche ist erst 1154 erbaut worden (Näheres bei Kuß), wahrscheinlich an Stelle einer älteren,

[1]) Diese Erklärung des Namens Willenscharen habe ich zuerst in einem Artikel der „Kieler Zeitung“ von 1892 gegeben. Jellinghaus deutet ihn ebenso, und zwar ganz offenbar, ohne die meinige zu kennen. Ebenso sind wir unabhängig von einander zu derselben Erklärung von „Kellinghusen“ gelangt, wozu ich mir zu bemerken gestatte, daß diese meine Arbeit schon seit reichlich zwei Jahren der „Heimat“ zugegangen ist, während Jellinghaus' holsteinische Ortsnamen erst 1899 erschienen sind.

Digitized by Google

wie es heißt, von Ansgar gegründeten Holzkirche oder vielmehr Kapelle, die als eine Art von Filialkirche der Schenefelder anzusehen ist. Diese ist bekanntlich die älteste, vielleicht noch unter Karl dem Großen gegründete Kirche im eigentlichen Holstein. Den Namen Kerleggehusen deutet Geuß in seiner Kirchengeschichte als „Wohnung der Karlinge," d. h. Karolinger oder Franken, was sachlich viel für sich hat. Kuß dagegen will ihn auf das dänische Kjær = Sumpf und eng = Anger, Wiese zurückführen; doch ist das in dieser altsächsischen Gegend ganz unzulässig. Auch eine noch andere Erklärung „Häuser in der Kerklage," d. h. Lage an der Kirche, möchte ich abweisen. Könnte aber nicht jener Thoto: von Kerlegge (= Kerleck) geheißen haben? Dann wäre Kerleggehusen das [Herren]haus des Herrn von Kerleck. Ebenso scheint mir in Sarlhusen (vormals Scernelhusen, Sernehusen) ein Personenname zu stecken, dessen anderweitiges Vorkommen nachzuweisen ich aber vorläufig noch nicht imstande bin.

Ein Herrenhaus (Burg) und die Kirche lagen also auf dem Grund und Boden des späteren Fleckens. Von einem Kirchdorfe ist nicht die Rede; auch kann ein solches hier garnicht gelegen haben, weil kein Land vorhanden war. Die Gemarkungen nämlich von Overndorf und Vorbrügge, den beiden Nachbarn von Kellinghusen rechts und links, scheinen sich ursprünglich berührt zu haben. Was später (im 17. Jahrhundert) außer der Kirche dazwischen lag, war die sogenannte Kirchspielvogteihufe, die 1647 aus $1^1/_2$ Vollhufen bestand, eine weitere Halbhufe und einige Katenstellen zu je $^1/_{16}$ Pflug. Dazu kam dann noch einiges Kirchenland. Das ergiebt also reichlich zwei Vollhufen, d. h. das gewöhnliche Maß der unter den Bauernhufen hier und da in Holstein ursprünglich vereinzelt liegenden adeligen Strenhufen, was mit Bezug auf die Entstehung des Katendorfes genügend zu denken giebt.

Durch Kuß ist nun des weiteren schon bekannt, daß der im ehemaligen Flecken, und zwar im Breitenburger Anteil, in der Nähe des Lehmberges, belegene einstige Freihof „Hofmannshof" im Jahre 1744 samt den zugehörigen Ländereien verlost worden ist. Ich vermute nun, daß dieser Hof wie auch die Kirchspielvogtei- und die erwähnte halbe Hufe aus dem Herrensitze jenes Thoto hervorgegangen sind. Freilich sind das nur Vermutungen, die eines direkten Beweises entbehren. Leider ist nun das Archiv der ehemaligen Kirchspielvogtei schon vor Jahren, bis auf einige wenige den Amtsvorstehern ausgelieferte Stücke, eingestampft worden. Auch das Rendsburger Landratsarchiv giebt keinen Aufschluß. Das Schleswiger Staatsarchiv enthält nur neuere Sachen; so bleibt nur noch die Möglichkeit, daß in Breitenburg oder Itzehoe ein derartiger Hinweis sich gelegentlich fände.

Die älteste bisher bekannte urkundliche Erwähnung der Ortschaft Kellinghusen stammt erst aus dem Jahre 1622, wo es sich um Streitigkeiten mit den Overndorfern wegen des „Ochsenbrinks" handelt, eines ca. 50 Tonnen großen Wiesenlandes an der Stör, welches zum Teil der Kirche, zum Teil den Overndorfern gehörte. Seitdem genossen die Kellinghusener hier die unbestrittene Weidefreiheit für eine bestimmte Anzahl Kühe; desgleichen durften sie eine andere Overndorfer Gemeindeweide mitbenutzen, obwohl sich die Overndorfer als die eigentlichen Herren des Landes betrachteten. Eigenes Land haben die Kellinghusener Kätner außer ihren Hofplätzen und Kohlgärten entschieden damals nicht besessen, und was die Stadt jetzt besitzt, ist nachweislich erst in späterer Zeit allmählich gekauft worden. Da bleibt also ein dunkler Punkt. Die ältesten Einwohner sind die sogenannten „Achtzehner," d. h. 18 Kätner, die jeder anfangs zu $^1/_{16}$ Pflug angesetzt waren. Dazu kamen, nachweislich zuerst 1654, 17 weitere Kleinkätner, zur größeren Hälfte ebenfalls aus dem Kirchspiel selbst stammend. Zahl, Namen und Abgaben dieser Kätner erfahren wir aus einem Hebungsregister von 1665,

Digitized by Google

das im Schleswiger Staatsarchiv aufbewahrt wird. Es werden hier unter Kellinghusen aufgeführt: die Kirchspielvogteihufe (Kirchspielvogt Rolf Gudehusen), 2 Halbhufen, 11 Großkätner und 17 Kleinkätner, von denen die ersten je 6 Sch. Grundheuer, 1 Rthlr. 24 Sch. Haber- und Dienstgeld und 2 Rthlr. für abgelöste „Laufreisen" (Botendienste), die letzten dagegen nur 1 Rthlr. Dienst- und Verbittelsgeld sowie 1 Rthlr. für abgelöste Laufreisen bezahlten. In einem etwas älteren Rendsburger Amtsregister „von Maytag 1647 bis Maytag 1648, die jährliche gewisse Hebung betreffend," ist nur die Kirchspielvogteihufe (= $1\frac{1}{2}$ Vollhufen) und eine halbe Hufe aufgeführt; die Kätner fehlen, vielleicht deshalb, weil der Ort vorübergehend gerade verpfändet war. Die Abgaben der Kirchspielvogteihufe bestanden in 26 Sch. Hufenschatz, 3 Sch. Grundheuer, und außerdem wurden bezahlt „5 Mark Lübsch vor dem Harderkamp." Im ganzen zählte der Ort um 1660 also einige dreißig Katenstellen (diese Zahl bleibt natürlich im Lauf der Jahre nicht konstant), dazu die Kirchspielvogtei, die Halbhufe und das Pastorat. Der „Hofmannshof" wird damals noch nicht erwähnt, er scheint aber mit einer der beiden oben erwähnten Halbhufen identisch zu sein. In der Kriegsgeschichte kommt Kellinghusen gerade in dieser Zeit einmal vor. Als nämlich der Schwedenkönig Karl X. Gustav, von Polen kommend, wo er soeben im Bunde mit dem großen Kurfürsten die Schlacht bei Warschau gewonnen hatte, den Krieg nach Dänemark hinüberspielte, nahm er auf seinem Durchmarsche durch die Herzogtümer u. a. auch hier Quartier, und zwar in den ersten Tagen des August 1657. Am 8. d. M. erfolgte von Kellinghusen aus die Bereennung und Erstürmung von Itzehoe, welches bei diesem Kampfe bis auf 10 oder 12 Häuser in Flammen aufging.

Rendsburger Register von 1647/48.

(Im Auszug.)

Bargfeld: Hans Martens, Jochim Bracker, Claus Tamcke, Hans Hueß, Carsten Siebcke; außerdem wird „das Bauerlag Kohlhave" mit $1\frac{1}{2}$ Rthlr. Abgaben aufgeführt.

Homfeld: Ehler Treede, Jochim Radcke, J. Radcke, Hans Radcken, Hans Radcke Clausen Sohn, Ehler Becken, Trincke Rochteken, Hans Breyholtz, Jochim Radcke Ehlers Sohn.

Wie(de)nborstel: Claus Schnoor.

Wildenscharen: Hans Kerlß, Tewes Bade, Daniel Bade, Markus Wischmann, Hans Bade, Claus Rickers.

Brockstedt: Ehler Dammann, Hans Lindemann, Hans Wilcke, Hinrich Wilcken, Marcus Wilcken, Jochim Grotemacke, Jasper Runge, Claus Runge, Hans Wilcke, Jasper Grotmacke, Timmer Lindemann. (Die letzten drei sind Kätner.)

Vorbrügge: Hinrich Stahl, Ties Stahl, Jasper Hartefent, Ehler Dammann, Hans Runge, Hans Wilcke, Claus Krufe, Lorenz von Tein, Ehler Stahl, Claus Bade, Detlef Stahl. (Die letzten fünf sind Kätner.)

Lockstede: Claus Gloy, Hans Gloy, Detlef Sold, Asmus Baade, Marcus Stubbe, Jasper Krufe, Michel Gloy, Reimer Solt, Jasper Runge.

Henuested: Jasper Sievert.

Kellinghusen: Rolf Gudehusen, Kirchspielvogt, und der Halbhufner Ehler Becke.

Vitzbeck: Asmus Büntzing, Hans Holm, Hinrich Ohrt, Hans Dammann, Claus Möller, Ehler Möller, Claus Runge, Ties Davids, Hans Davids, Detlef Beers, Marcus Diecke oder Dirks, Henrich Runge, Tiecke Lindemann, Claus Ricferts, Ehler Diecke. (1665 werden alle als gräfliche und klösterliche Unterthanen bezeichnet.)

Metzen: Tiecke Harbeck, Hartig Kröger, Claus Timms, Hans Breyholtz, Harder Rulves, Hans Lose, Marcus Möller, Eggerd Möller, Jürgen Stahl, der Müller, Hans Lose (Krüger).

Poyenberg: Hinrich Ehlers, Hans Hemke.

Sarlhusen: Otto Seested, Jacob Runge, Timm Wischmann. Jacob Rickers, Marcus Rickers.

Homfeld: Tiecke Ehlers, Hinrich Krüger.

Unter ihnen bezahlten Sarlhuser Dienstgeld (für abgehandelte ehemalige Hofdienste) in Bargfeld 5 Hufner, und zwar jeder 6 Rthlr., in Homfeld 8 Hufner, in Wiedenborstel einer (à 3 Rthlr.), in Wildenscharen 6 Hufner (à 6 Rthlr.), in Brockstedt 9 Hufner (à 6 Rthlr.),

Digitized by Google

in Vorbrügge 8 Leute, aus Lockstedt 9, aus Metzen 8, aus Poyenberg 2 Hufner. Das macht zusammen an Sarlhufer Dienstgeld: 57 Rthlr. 28 Sch. Die Einnahme aus dem Kirchspiel für das Amt Rendsburg beträgt für 47 Pflüge (à 10 Rthlr.) jährlich 470 Rthlr.

Register von den Einnahmen und Bewohnern des Kirchspiels 1665.

(Schleswiger Staatsarchiv.)

Homfeld: 9 Hufner und 3 Instenkaten. Ehler Becke, Marx Treden Witwe, Claus Ratje, Jochim Trede, Ratje Tieß, Ehler Ratje, Ehler Trede, Marx Bargfeld Witwe, Hinrich Ruge — Hufner. Carsten Schröder, Hans Ratje, Ehler Trede Claus' Sohn, Ehler Trede auf'm Berge — Insten. (Alle bezahlen Sarlhufer Dienstgeld.)

Wiedenborstel: ein Halbhufner, so königlich, drei Vollhufner, so klösterlich. Claus Schnoor (kgl.), Jasper Sievers (Neustede).

Wildenscharen: 5 Hufner und 3 Kötener, so königlich, und 2 Kötener, so nach Sarlhusen gehören. Haus, Claus, Daniel, Tewes und Marx Bade — Hufner. Claus Meßer, Claus Plogh (Krüger), Jochim Rickers — Kätner.

Brockstede: 8 Hufner und 4 Kätner. Michel Tewes, Hinrich Lindemann, Michel Wilcke Hans Sohn, Michel Wilcke Hinrichs Sohn, Marx Wilcken, Jochim Grotmacke, Jasper Runge, Steffen Runge — Hufner. Hans Bellin, Joh. Wilcken, Timm Lindemann, Joh. Off, Claus Martens (— bei der Störkaten, ein gräflicher Unterthan).

Vorbrügge: Hans Boye, Tieß Stahl, Claus Hardefeld, Peter Kerlß, Hans Runge, Hans Rehder — Hufner. Timm Boye, Hendrich Diht, Hendrich Stahl; Claus Bahden Kate unbewohnt; Ehler Stahl.

Lockstede: 8 Hufner, 1 Halbhufner und 1 Kätner, so königlich sind. Hans Hunfeld (Dingvogt), Ehler Becken, Hans Gloy, Reimer Soet, Detlef Soet, Jasper Kruse, Claus Gloy, Hans Soet. Jeder Hufner mißt 4 kleine Himten Roggen nach dem Kloster Ihehoe und dem Küster zu Kellinghusen einen Himten. — Hinrich Rümann Witwe (1/2 Hufe), Hans Tamcke, Peter Rehder — Kätner.

Meetzen: 8 Hufner, 2 Kätner. Eggert Müller (Dingvogt), Marx Hardebeck, Peter Kröger, Claus Breyholtz, Hans Ratcke, Marx Breyholtz, Hans Wiese, Marx Runge — Hufner. Claus Breyholtz (Müller), Hans Tieß (Krüger), Hartig Kröger.

Poyenberg: 1 Hufner und 1 Kätner, so königlich, 4 Hufner, so klösterlich, und 5, so gräflich. — Wulff Rolfes, Hufner, kgl., desgleichen: Hans Becke, Kätner.

Kellinghusen: Rolf Gudehausen (Kirchspielvogt), Ehler Becke, Halbhufner.

Großkätner: Detlef Tamcke, Hans Tamcke, Hans Tamcke Sager, Hinrich Sorgenfrey, Claus Rüemann, Claus Voß, Hans Wehling, Paul Vocke, Börrieß (Tönnies?) Rehder, Marx Hesecke mit dem Zusatz: das dazu gehörige Land, 1/2 Hufe, hat der Kirchspielvogt.

Kleinkätner: Hans Ritkers, Claus Tietgen, Alexander Schmidt, Johann Möller, Treuck von Drey vor Hans Otto, Claus Rickerts, Hans Ehlers, Hans Boye, Detlef Dihtmar, Marx Lange, Claus Witte, Claus Soet, Marten Pfahl, Henrich Rolefs, Johann Wulff, Claus Voß, Carsten Böse, Jochim Grotmacke, Marx Rolfes, Hans Homfeld; Claus Vocken Stätte wüst.

Bitzbeck: gräfliche und klösterliche Unterthanen, fast alle dieselben wie im Register von 1647/48.

Die Leistungen der Amts- oder königlichen Hufner betragen an Hufenschatz: 1 Rthlr. 6 Sch., an „Hartschatz" (harte, herte = Hirsch) 36 Sch.; außerdem liefern sie ein Schwein zu 1 Rthlr., 2—10 Scheffel Roggen und bezahlen „Haber-, Dienst- und Wagenfuhrsgeld" (für abgelöste Spanndienste, und zwar bis zu 10 Rthlr.!), endlich noch 16 Sch. Ziegelgeld. Die Kätner bezahlen das übliche Dienst- und Verbittelsgeld und leisten sog. „Laufreisen," die später meistens abgehandelt worden sind. Am Schluß des Registers bemerkt der Kirchspielvogt noch, daß die Eingesessenen sich erboten hätten, von jedem Pflug, anstatt der Dienste, die sie nach dem Hause Rendsburg und sonsten leisten müßten, ausgenommen die Haltung der Steige und Wege, jährlich 2 Rthlr. zu geben. Das mache von 51 Pflügen 102 Rthlr.

Soweit die beiden Register, die innerhalb eines Zeitraumes von noch nicht 20 Jahren schon manche Änderungen in der Zugehörigkeit der einzelnen Eingesessenen und Dörfer sowie der Abgaben erkennen lassen. Wie sich die Ortschaft Kellinghusen allmählich weiter entwickelt hat, liest man ausführlich genug in der Kuß'schen Chronik. Ein Punkt aber bedarf noch weiterer Klärung: wann zuerst Leute am Bergesabhang um die Kirche sich ansiedelten und wovon sie gelebt haben; denn das Halten einiger Kühe und der Ertrag der Kohlgärten könne, wie Kuß meint, zum Lebensunterhalt nicht ausgereicht haben. Kuß ist in dieser Sache

Digitized by Google

der Ansicht, daß Kellinghusen etwa seit dem 13. Jahrhundert schon existiere und seine Entstehung dem Holzhandel verdanke. Dabei greift er in der Zeit aber entschieden zu weit zurück. Was nun den Holzhandel betrifft, so ist die Kuß'sche Behauptung natürlich nicht so zu verstehen, als ob in so früher Zeit sich Holzgeschäfte dort befunden hätten; er denkt sich vielmehr Kellinghusen als einen Lade- und Löschplatz, wo die Arpstorfer und Itzehoer Schiffer das von den Bauern an die Stör beförderte Holz verladen hätten. So hätten auch die Kellinghusener Kätner ihren Verdienst in irgend einer Weise, als Fuhrleute oder Schiffer also, gefunden. Diese Ansicht ist für die spätere Zeit, etwa von 1700 ab, zweifellos zutreffend. Bollen haben die Kellinghusener nämlich nachweislich schon im nordischen Kriege (1700—1721), s. unten, besessen, und zwar wohl kaum zu einem anderen Zweck als zur Holzschiffahrt. Gleichwohl bin ich nicht der Ansicht, daß der Ort, wie er 1648 und 1665 in den Registern erscheint, diesem Holzhandel seine Entstehung verdanke. Das schließe ich aus den dort angeführten Abgaben. Die Kätner bezahlen nämlich Haber- und Dienstgeld, doch offenbar an Stelle früher in natura gelieferten Hafers und persönlich geleisteter Hand- und Spanndienste. Holzschiffern können doch unmöglich solche Leistungen auferlegt worden sein; auch wäre dann in besagten Registern, welche Kuß nicht gekannt hat, irgendwie von dem Gewerbe die Rede gewesen. Am wahrscheinlichsten erscheint es mir noch, daß die ersten Kellinghusener Kätner auf dem Hofe des Thoto v. K., bezw. der späteren Kirchspielvogteihufe, beschäftigt gewesen sind.

1740, als Kellinghusen schon 70 Haushaltungen königlicher, 10 klösterlicher und 3 gräflicher Jurisdiktion umfaßte, gab es bereits viele Handwerker als Zimmerleute, Maurer, Töpfer, Schuhmacher usw. unter ihnen, die in den umliegenden Dörfern und sonstigen Ortschaften mühsam ihren Verdienst suchten. Die Erwerbung der Fleckensgerechtigkeit wurde damit eine Existenzfrage. In dem diesbezüglichen Gesuch an die Regierung [1]) führen die Kellinghusener u. a. aus, „daß sie sonst genötigt wären, ihre Häuser zu verlassen und auszuwandern, ohne diese auch nur verkaufen zu können." Dagegen stellen die Itzehoer, welche die Konkurrenz besonders fürchteten, die eigenartige Behauptung auf, „daß es doch kein Unglück für die Kellinghusener Handwerker sei, wenn sie in die umliegenden Flecken sich zerstreuten. Auch hätten sie (die Itzehoer) schon seit 1260 das Privilegium der Schiffahrt auf der Stör." Dieses galt indessen nur von der Mündung bis Itzehoe, so daß es den weiter stromaufwärts Wohnenden unverwehrt blieb, bis nach Itzehoe hinunter das Holz zu verschiffen. Hier mußten sie es aber den dortigen Schiffern und Kaufleuten überlassen, was eine wesentliche Beeinträchtigung bedeutete. Die Kellinghusener suchten daher, wenn auch vergebens, darum nach, daß diese Schranke beseitigt werde, und hoben, um die Regierung zu erweichen, ihre Dienste hervor, die sie ihr im nordischen Kriege, in den Jahren 1712 und 1715 geleistet. Damals hätten sie den Transport von Truppen mit ihren Schiffen (es waren 3 Bollen) nach dem Herzogtum Bremen ohne Entgelt geleistet und außerdem 3 Kompagnien Standquartier gegeben.

Die Regierung hatte denn auch ein Einsehen und verlieh im Jahre 1740 zunächst die Flecken- und damit auch die Zunftgerechtigkeit, 1751 auch den alleinigen Gebrauch der Stör von Itzehoe bis nach Bünzen hinauf. Die Holzgeschäfte schossen nun wie Pilze aus der Erde. Auf dem „Lehmberg" z. B. beschäftigte sich die Hälfte der Einwohner mit diesem Handel. Die Neuordnung des Fleckens brachte ferner auch die Verlegung des Vorbrügger Marktes in den Flecken selbst und die Einverleibung der 6 Vorbrügger Kätner mit sich. Es scheint nun,

[1]) Schleswiger Staatsarchiv.

Digitized by Google

daß ein Hufner des Dorfes Vorbrügge eine dieser Katen erworben hat und in ihrem Besitz auch Holzhandel zu treiben begann. Die Kellinghusener beschwerten sich zunächst, und als der Vorbrügger sich nicht dadurch beirren ließ, halfen sie sich selbst und ließen einen seiner Holzzähne ohne weiteres anschließen. Infolgedessen entstand ein langwieriger, von 1751—1766 dauernder Prozeß, den die Kellinghusener unter ihrem Fleckensvorsteher Claus Gloy mit echt holsteinischer Zähigkeit gegen den Vorbrügger und seine Erben durch alle Instanzen, vor Amtsgericht, Kellinghusener Dinggericht und Obergericht in Glückstadt durchfochten. Schließlich wurden sie aber dennoch abgewiesen und in die Kosten verurteilt, die auf 300—400 Rthlr. angewachsen waren. (Die Akten dieses Prozesses liegen im Schleswiger Staatsarchiv.) Doch ließ sich dieser Verlust verschmerzen. Im Besitz der Fleckens-, Zunft- und Marktgerechtigkeit sowie der Schiffahrt auf der Stör ist der Flecken seitdem erfreulich emporgeblüht. 1766 wurde von einem gewissen Carsten Behrens die erste Fayencefabrik hierselbst angelegt, im Verlauf des Jahrhunderts folgten noch zwei weitere, und 1808 ward auch in Overndorf eine solche errichtet. Heutigen Tages erfreut sich die Fernsichter Thonwarenfabrik und namentlich die Gerberei der Gebrüder Westphal eines Rufes, der über die Grenzen der Provinz weit hinausreicht. Auf dem Hofe des Gutes Luisenberg endlich ist vor einigen Jahren noch eine Dampfsägerei ins Leben gerufen worden. Wer sich genauer über die Entwickelung des Ortes zu orientieren wünscht, der lese die oft zitierte, mit warmer Teilnahme, mit gründlichem Fleiß und großem Geschick verfaßte Chronik von Christian Kutz, die sich in den „schleswig-holsteinischen Provinzialberichten" von 1834 zuerst abgedruckt findet und 1876, ein Jahr vor der Verleihung des Stadtrechtes, mit einem Verwaltungsbericht als Anhang, neu aufgelegt [1]) worden ist.

Möge Kellinghusen weiter blühen und gedeihen, ohne den Reiz seiner Naturschönheit und seine Eigenart einzubüßen!

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

15. Hak un Ösch.*)

Dar is mal 'n lütten Jung weß un 'n lütt Dêrn, de sünd mal hen to Holt gan to 'n Bloom'nplücken.

Do kümmt dar 'n ol Hex an, de nimm't ęr mit.

Den lütten Jung hett se Hak [1]) hêten un de lütt Dêrn Ösch. [2])

Nu kricht se ęr in 'n Stall, dar hett se ęr massen [3]) wullt un denn slachen.

De ol Hex hett twê Döchter hatt; de hebbt dat awer mit de Kinner hol'n.

As se nu al 'n Titlank up 'n Stall' weß sünd, de Kinner, do geit de ölls

[1]) Druck von Schmidt & Klannig, Kiel 1876.

*) Die beiden hier mitgeteilten Geschichten, abgedruckt aus der von Friedrich Lange herausgegebenen ‚Deutschen Welt' 1899 Nr. 25, sind zwei Fassungen desselben Märchens. Es wäre nicht schwer gewesen, sie zu einer Geschichte zu verschmelzen. Aber abgesehen davon, daß dann einzelne wertvolle Züge hätten unterdrückt werden müssen, schien es mir auch bedenklich, die Volksüberlieferung in dieser Weise zu trüben. Von der einschlägigen Märchenlitteratur sei — zugleich für Nr. 17 mit — nur das Nächstliegende angeführt: Grimmsche Sammlung Nr. 15. ‚Hänsel und Gretel', Nr. 51. ‚Fundevogel', Nr. 56. ‚Der Liebste Roland', Nr. 113. ‚De beiden Königeskinner'; Müllenhoff Nr. 6. ‚Goldmariken und Goldfeder'; Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg Bd. I Nr. 3; Bechsteins Märchen ‚Hänsel und Gretel' und ‚Der alte Zauberer und seine Kinder.'

Digitized by Google

Dochter mal hen un secht to Hak: ‚Wenn Mudder mal kümmt un secht, du schaß din'n Finger mal dö' de Dör steken — hier heß du 'n Stock — denn stick den' dar man hendör.'

As de ol Hex nu kümmt un secht: ‚Hak, stick din'n Finger mal dö' de Dör', do stickt he den Stock dar hendör.

‚Och,' secht se, ‚du büß je noch so mager as 'n ol'n Goos'k..el.'[4])

Na verlopener Tit geit de ölls Dochter wa' hen un secht: ‚Hak, wenn Mudder nu mal weller kümmt un secht, du schaß din'n Finger mal dö' de Dör steken, denn stick din'n Finger man hendör.'

As de ol Hex nu weller kümmt un secht: ‚Hak, stick din'n Finger mal dö' de Dör,' do stickt he sin'n Finger dar hendör.

‚Ah,' secht de Olsch, ‚du büß je al so fett as 'n Plumm.'[5]) Nu schüjji[6]) morn uk slacht ward'n.'

Nu, den annern Dach, do nutt de jüngs Dochter je bi un nutt Bröö[7]) taken, un wiltdes schall de ölls Dochter de Olsch lusen.**) Se kümmt gwer bi un streit er 'n beten Bookwetengrütt up 'n Kopp, un do sett se de Hen[8]) dar up, dat dë dat afhackt. Un do geit se gau hen un lett de Kinner ut un kricht er wech.

Nu ward de Olsch de Tit gwer lank, un se röppt: ‚Kakt de Bröö no' ne[9]) bald?'

‚Ja, Mudder, gliks,' secht de jüngs Dochter.

As dat 'n Titlank her is, do röppt se weller, de Olsch: ‚Kakt de Bröö noch ne?'

‚Ja, Mudder, gliks,' secht de jüngs Dochter.

Toletz ward er de Tit gwer gar to lank, un do geit se sülb'n hen. Awer as se de Kinner rut krigen will ut 'n Stall, do sünd se wech.

Do secht se to de jüngs Dochter, se schall flink naglopen un schall mal sên, wat se er ne wa' fat[10]) krigen kann.

As de Kinner dat nu war ward, dat dar wen[11]) achter er an kümmt, do secht Osch to Hak: ‚Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller***) un sê mal too, wer kümmt dar her?'

**) Das Lausen kommt auch in den Grimmschen Märchen öfter vor, z. B. in Nr. 92 und 113, in ‚Hänsel und Grethel' freilich nicht.

***) Nach altem Volksglauben ging, wenn man einem Zauberer auf den rechten Fuß trat, dessen Zauberkraft auf Einen über. Osch hat ein wenig hexen gelernt. Wenn also Hak ihr auf den rechten Fuß tritt, so kann auch er hexen und demnach sehen, was er sonst nicht würde sehen können. Die jüngste Tochter kommt also für gewöhnliche Augen unsichtbar nach. Der Erzählerin war natürlich die Bedeutung der Worte ‚Perr mi usw.' unbekannt. Nach ihrer Erzählung werden die Kinder ja schon von fern die Tochter gewahr. In dem nächsten Märchen (Nr. 16) hat die Überlieferung an dieser Stelle das Richtige bewahrt: dort ahnt Greten nur, daß die alte Hexe kommt.

Über den Spruch ‚Perr mi usw.' hat Johannes Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896 S. 204 ff. eine eigene kleine Abhandlung geschrieben. In dieser sind alle bis jetzt bekannt gewordenen Zeugnisse zusammengestellt. Es sind dies außer dem ältesten Zeugnis, einem mittelhochdeutschen Gedicht des Strickers (13. Jahrh.), drei Sagen aus der Schweiz, eine aus Thüringen, drei aus Westfalen, eine aus Hessen, eine aus Hildesheim, eine aus Dänemark, eine südslavische, eine griechische, eine korsische, drei bretonische, eine aus Wales, eine aus Frankreich. Außerdem werden als Zeugnisse zwei französische Volkslieder und zwei Märchen angeführt. Von den beiden Märchen ist eins ein französisches, in einer Sammlung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, und eins das oben angegebene, aus Fehmarn stammende Müllenhoffsche (Müllenhoff S. 399). Mir selbst ist auf meinen Märchenfahrten das ‚Perr mi usw.' außer in den beiden hier mitgeteilten Märchen auch sonst noch wiederholt begegnet, so z. B. in Krög bei Oldenburg, in Langenhagen bei Schönwalde und kürzlich noch in Flensburg, wo ich bei Gelegenheit eines Märchenvortrages das Glück hatte, einen hervorragenden Märchenerzähler zu finden in dem Arbeiter Lorenz Jensen.

Digitized by Google

Do secht Hak: ‚Dat is uns jüngs Swester, de kümmt dar her.'

Nu hett Ösch al 'n beten hexen kunnt, dat hett de ölls Dochter er lert hatt. Un as Hak nu secht: ‚Dat is uns jüngs Swester, de kümmt dar her,' do secht Ösch: ‚Denn wull ik, dat du to 'n Doornbusch wörrs un ik de Roos' dar up. ****) Un wenn se mi afplücken will, denn muß du er so dull stęken, dat se mi ne afkrigen kann.'

Do ward Hak to 'n Doornbusch un Ösch de Roos' dar up.

As de jüngs Dochter nu ankümmt un se ward de Roos' war, do will se er je afplücken. Awer de Döörn stękt er so dull, un se kann er ne afkrigen.

Do kert se üm un geit wa' hen to Hus.

‚Na,' fragt de Olsch, ‚heß er drapen?'[12])

Nę, sech' se, Hak un Ösch harr se ne drapen, awer se harr 'n Doornbusch drapen mit so 'n schön' Roos' dar up. Se harr er afplücken wullt, de Roos', awer de Döörn harrn er so dull stęken, un se harr er ne afkrigen kunnt.

Do secht de Olsch: ‚Harrs[13]) dê bröcht, denn harrn wi s' hatt.'

Nu mutt de ölls Dochter je nę.

As de Kinner dat war ward, dat dar weller wen achter er an kümmt, do secht Ösch weller to Hak: ‚Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller un sê mal too, wer kümmt dar her.'

Do secht Hak: ‚Dat is uns ölls Swester, de kümmt dar her.'

Do secht Ösch: ‚Denn wull ik, dat ik to 'n Kirch wörr un du de Prêster dar in. Un wenn se kümmt un fang't mit di an to snacken, denn muß du wider niks segg'n as amen amen.'

Do ward Ösch to 'n Kirch un Hak de Prêster dar in.

As de ölls Dochter nu ankümmt, do fang't se je mit den Prêster an to snacken, awer dê secht je wider niks as amen amen, un se kann niks mit em upstell'n.

Do geit dê uk wa' hen to Hus.

‚Na,' fragt de Olsch, ‚heß er drapen?'

Nę, sech se, Hak un Ösch harr se ne drapen, awer se harr 'n Kirch drapen mit 'n Prêster dar in. Se harr mit em snacken wullt, mit den Prêster, awer dê harr wider niks secht as amen amen, un se harr niks mit em upstell'n kunnt.

Do secht de Olsch: ‚Harrs den' bröcht, denn harrn wi s' hatt.'

Nu löppt de Olsch je sülb'n nę.

As de Kinner dat war ward, dat dar weller wen achter er an kümmt, do secht Ösch weller to Hak: ‚Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller un sê mal too, wer kümmt dar her.'

Do secht Hak: ‚Dat is uns ol Mudder, de kümmt dar her.'

Do secht Ösch: ‚Denn wull ik, dat ik to 'n Dik[14]) wörr un du de Ent[15]) dar up. Un wenn se di locken deit, denn muß du ümmer to midd'węgs[16]) up 'n Dik herümflêten[17]) un wider niks segg'n as park park.'

Do ward Ösch to 'n Dik un Hak de Ent dar up.

As de ol Hex un ankümmt, do röppt se ümmer: ‚Prüt'n,[18]) prüt'n, prüt'n!' Awer de Ent flütt[17]) ümmer to midd'węgs up 'n Dik herüm un secht wider niks as park park.

Do ward de ol Hex so bös' un lecht sik up 'n Buk un will den Dik lerdi[19]) drinken. Awer se hett em noch lang' ne lerdi, do baßt[20]) se.

Do is se dot weß.

Un do sünd Hak un Ösch glückli hen to Hus kam'n.

Nach Frau Schloer in Griebel.

****) Nach der Erzählerin soll umgekehrt Hak zur Rose werden und die Hexe stechen.

Digitized by Google

Anmerkungen: [1]) Haken. [2]) Öse. [3]) mästen. [4]) Ergänze öt. [5]) Pflaume. [6]) statt ‚schüllt ji.' [7]) Brühe, heißes Wasser zum Abbrühen. [8]) Henne. [9]) statt ‚noch ne.' [10]) zu fassen. [11]) Akkusativ zu ‚wer': jemand. [12]) getroffen. [13]) Hättest (du). [14]) Teich. [15]) Die Form ‚Aant' ist in unserer Gegend veraltet. [16]) Sprich ‚mirrwegs'. [17]) fließen, oben schwimmen, hier: schwimmen. In der Bedeutung ‚oben schwimmen' wird das Wort von alten Leuten wohl noch gebraucht, z. B. ‚Fett flütt baben', obwohl man es selten hört. In der Bedeutung ‚schwimmen' dagegen habe ich es sonst nie gehört. Es wurde mir indessen in Griebel gesagt, daß es dort vor einem Menschenalter in dieser Bedeutung noch allgemein gebräuchlich gewesen sei. In dem mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller und Lübben finde ich nur die beiden ersten Bedeutungen angegeben. Als Beispiele für die Bedeutung ‚oben schwimmen' sind dort u. a. angegeben: De schepe konden vleten. Set, gindert (plattdeutsch günnert = dort) vlut vrou Jutte, myne maget. So ruft der Pfaffe in ‚Reineke Vos,' als Braun der Bär bei seiner Flucht fünf Weiber ins Wasser gestoßen hat. Dat gelt vlut alderwegen boven. In den Ableitungen von ‚fleeten', dem Substantiv ‚Flott' und dem Adjektiv ‚flott', die unverändert ins Hochdeutsche übergegangen sind, ist die Bedeutung ‚oben schwimmen' noch jetzt deutlich erkennbar. So bedeutet ‚Flott': 1. den (oben schwimmenden) Milchrahm, 2. den Kork an der Angelschnur, 3. das Entengrün (Entenflott). Das Adjektiv ‚flott' findet sich in eigentlicher Bedeutung z. B. in: ‚Das Schiff ist wieder flott' und in übertragener Bedeutung in: ‚ein flotter Bursch'. [18]) Prüte (plur. Prütes) ist das Kosewort für die kleinen Enten. Prüt'n steht für ‚Prütken', das Deminutiv von Prüte. [19]) ledig, leer. [20]) bassen: bersten.

16. Hans un Greten.*****)

Dar is mal 'n Mann un Fru weß, de hett dat man so arm gan. Se hebbt twê Kinner hatt, 'n lütten Jung, de hett Hans hêten, un 'n lütt Dêrn, de hett Grêten hêten.

Nu sünd Hans un Grêten mal hen to Holt gan un hebbt Holt sammeln schullt. As se int Holt sünd, do verbistert[1]) se un kamt ümmer wider rin na 't Holt.

Do drapt se dar toletz so 'n ol lütt Hus, dat is mit Pannkooken deckt weß, dar gat se bi to eten.

Do röppt dar wen vun binnen toe:

‚Gnabber, gnabber, Müschen,[2])
Wat gnabbert an min Hüschen?'

Do secht Grêten:

‚De Wind, de Wind,
dat himmelsch Kind.'

Hans is gwer bang' nn secht to Grêten: ‚Hu! hier want am Enn' 'n ol Hex, lat uns man gau wechlopen.'

Nu lop't se je wech.

Awer se sünd man êrs 'n lütt Flach[3]) vunt Hus af, do kümmt de ol Hex ut de Dör rut un röppt er na: ‚Lop't man ne wech, Kinner,' sech' se, ‚kamt man mal ran na mi, ji schüllt dat uk goot bi mi hebb'n.'

Nu sünd Hans un Grêten je so hungeri weß, un de Pannkooken hebbt je so schön smeckt, un do gat se wa' trüch. Awer as se bi de ol Hex ankamt, do kricht se den ol lütten Hans in 'n Stall — se hett em fett mgken wullt un denn slachen —, un Grêten mutt de Stuv' rein mgken un Schötteln waschen un so wat.

Nu denkt de Kinner je ümmer, wo se dat anstell'n schüllt, dat se wa' wechkam'n doot, un se mgkt sik af, wenn de ol Hex mal ne uppaßt, denn wüllt se wechlop'n.

*****) Dies Märchen stammt aus dem Dorf Kreuzfeld bei Gremsmühlen. Es ist mir mit noch zwei anderen Märchen erzählt worden von der Frau des Entiner Regierungsboten Zur Horst, geb. Dierck aus Kreuzfeld, die diese Märchen als Kind von einer alten Frau Ohrt gehört hat. Frau Ohrt hat damals in der Kate des Hufniers Dierck gewohnt und ist nach dem Tode ihres Mannes nach 1860 im Armenhaus gestorben. Sie hat viele Märchen gewußt und muß vorzüglich erzählt haben.

Digitized by Google

Nu sünd se dar al 'n ari [4]) Tit weß, bi de ol Hex, do mutt Grêten er mal de Lüs' affammeln. Dar slöppt de Olsch bi too.

‚Nu is 't Tit,' denkt Grêten. Se streit er gau 'n beten Bookwêtengrütt up 'n Kopp un sett dar 'n par Küken bi hen, dat de Olsch ne upwakt. Un do löppt se gau hen un lett den lütten Hans ut. Un do makt se je, dat se wech kamt.

As se al 'n ari Flach wech sünd, do secht Grêten: ‚Hans, mi ant, de Olsch de kümmt. Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller, wat süchs du denn?'

Do secht Hans: ‚Ik se, de ol Hex, de kümmt.'

‚Ja,' secht Grêten, ‚denn muß du 'n Roosenbusch ward'n mit rech so 'n scharp Döörn, un ik de Roos' dar up. Un wenn se kümmt un will mi afbrêken, denn muß du er mit de Döörn de Fingern so blöödi stêken, dat se mi ne afkrigen kann.'

As de Olsch nu kümmt, do will se je bêsti [5]) gèrn de schön' Roos' hebb'n. Awer de Roosenbusch stickt er mit de scharpen Döörn de Fingern so blöödi, un se vermöö't [6]) darbi un geit wa' trüch.

Do ward de Roosenbusch weller Hans, un de Roos' ward weller Grêten, un se lop't wider.

As se weller 'n ari Flach bet too [7]) sünd, do secht Grêten weller: ‚Hans, mi an't, de Olsch, de kümmt. Perr mi up min'n rechtern Foot un kik mi öwer min linker Schuller, wat süchs du denn?'

Do secht Hans: ‚Ik se, de ol Hex, de kümmt weller.'

‚Ja,' secht Grêten, ‚denn muß du rech so 'n schier'n Boom ward'n, un ik de Appel dar up.'

As de ol Hex nu kümmt, do will se je bêsti gèrn den roden Appel hebb'n, un se will na den Boom rup klattern.

Aber de Boom is je so schier, dat se ne rup kam'n kann. Un se vermöö't darbi un geit wa' trüch.

Do ward de Boom weller Hans, un de Appel ward weller Grêten, un se lop't wider.

As se nu weller 'n ari Flach bet too sünd, do secht Grêten weller: ‚Hans, mi ant, de Olsch, de kümmt. Perr mi up min'n rechtern [9]) Foot un kik mi öwer min linker [9]) Schuller, wat süchs du denn?'

Do secht Hans: ‚Ik se, de ol Hex, de kümmt weller. Awer nu löppt se noch vel duller.'

‚Ja,' secht Grêten, ‚denn muß du rech so 'n groten Dik ward'n un ik de Ent dar up.'

As de ol Hex nu kümmt, do will se je bêsti gèrn de Ent hebb'n. Un se smitt er Brot na 't Water rin un denkt, wenn de Ent dar na snappen deit, denn will se er sat krigen. Awer de Ent blifft ümmer midd'n up 'n Dik. Dat Brot, wat se krigen kann, dat snappt se wech, awer sat krigen lett se sik ne.

Do sücht de Olsch je, dat er dat all' niks helpt, un do denkt se: ‚Töf! [8]) du schaß den Dik utsupen. Denn heß er.'

Un do lecht se sik up 'n Buk un fang't bi den Dik an to supen. Awer se hett em no' ne half lerdi, so baßt se.

Do is se dot weß.

Do ward de Dik weller Hans, un de Ent ward weller Grêten, un do gat se hen to Hus. Un do sünd er Vadder un Mudder vergnög't weß, dat se ern ol lütten Hans un er Grêten weller hatt hebbt.

Nach Frau Ohrt († in Kreuzfeld.

Anmerkungen: [1]) verbistern: sich verirren. [2]) Mäuschen. [3]) Fläche. [4]) artige, ziemliche. [5]) Steigerungswort wie furchtbar, schrecklich, höllisch; Beest: Tier. [6]) ermüdet.

Digitized by Google

[7]) bis zu d. h. weiter. [8]) warte, Infinitiv ‚töben.' [9]) Man unterscheidet in unserer Gegend ‚de rechter Foot' (Gegensatz: der linke Fuß) und ‚de rech Foot' (Gegensatz: der verkehrte Fuß), wozu der Akkusativ heißt ‚den rech'n Foot.' Nach der Analogie von ‚de rechter F.' ist dann wohl auch ‚de linker F.' gebildet.

Unsere insektenfressenden Pflanzen.

Von **H. Dreßler** in Rendsburg.

Durch Beobachtungen ist man zu der Ansicht gelangt, daß sich einige Pflanzen neben der gewöhnlichen Weise auch durch Aussaugen von Insekten und anderen kleinen Lebewesen ernähren. Sie haben meistens ein wenig ausgebildetes Wurzelgeflecht und werden nicht selten an unfruchtbaren Standorten gefunden. Ihr Fortbestehen ist beim Ausschluß der Insekten nicht gerade in Frage gestellt, aber vergleichende Beobachtungen haben gezeigt, daß insektenfangende Pflanzen ein besseres Gedeihen haben, solange ihnen Gelegenheit gegeben ist, organische Substanzen aus Tierkörpern direkt anzunehmen.

Vertreter dieser eigenartigen Pflanzen birgt auch unsere einheimische Flora in der Familie der Droseraceen, der Lentibulariaceen und der Hypopityaceen. Jede Gruppe zeigt eine besondere Weise des Einfangens und eine eigene Form der hierzu nötigen Organe. Von der zuerst genannten Familie kommen im Gebiet drei Arten dieser Pflanzen vor: der mittlere Sonnentau (Drosera intermedia Hayne), welcher sich stellenweise auf sumpfigen Torfgründen findet; der sehr seltene, ebenfalls auf Mören vorkommende englische Sonnentau (D. anglica Huds.) und der häufigere rundblättrige S. (D. rotundifolia L.). Die Blätter der grundständigen Blattrosetten zeigen bei diesen drei Arten stark betonte Drüsenhaare und große Empfindlichkeit gegen äußeren Reiz. Setzt sich ein Insekt auf ein solches Blatt, so krümmen sich Haare und Blattfläche langsam nach innen und umschließen es allmählich, nachdem ein Entkommen vor der Zusammenfaltung durch die klebrige Absonderung der Drüsen verhindert wurde. Je größer die anstrengenden Bewegungen des nach Freiheit strebenden Tieres sind, desto fester schließen sich die zahlreichen Fangarme.

Aus der Familie der Lentibulariaceen sind folgende in dieser Beziehung interessante Arten zu nennen: der mittlere Wasserschlauch (Utricularia intermedia Hayne), der gemeine W. (U. vulgaris L.), der langlippige W. (U. neglecta Lehm.), der kleine W. (U. minor L.) und der nur im nördlichen Schleswig beobachtete Bremsche W. (U. Bremii Heer.). Es sind sämtlich Sumpfpflanzen, die außer dem gemeinen W. in Schleswig-Holstein als seltene Pflanzen gelten. Zwischen den feinen Verzweigungen ihrer untergetauchten, länglichrunden Blätter tragen diese Pflanzen zahlreiche schlauchartige Blasen, welche den Zweck haben, die Pflanzen während der Blütezeit über Wasser zu halten; daneben dienen sie auch als Saugorgane zur Aufnahme von Nahrung, die im wesentlichen aus kleinen Wasserinsekten besteht. Diese dringen, vielleicht um Schutz zu suchen, in den Spalt der Bläschen ein und werden hier in ähnlicher Weise ausgelaugt, wie von dem Drüsensafte der Droseraceen.

Ein ähnlicher Vorgang vollzieht sich endlich bei dem Fichtenspargel oder Ohnblatt (Monotropa Hypopitys L.), einem Gliede der Hypopityaceen, welches in zwei Variationen mit kurzhaarigen oder glatten Blattorganen in unsern Wäldern vereinzelt vorkommt. Die Nähe seines Standortes bei den Wurzeln der Waldbäume läßt ihn als Schmarotzer erscheinen, doch dem entgegen kann eine wirkliche Verbindung mit den Baumwurzeln nicht nachgewiesen werden. Der Fichtenspargel

Digitized by Google

mit wenig ausgebildeter Wurzel ist vielmehr als Fäulnisbewohner darauf angewiesen, seine Nahrung aus sich zersetzenden Organismen zu nehmen, daneben befähigt, kleine tierische Körper auszulaugen. Die Fangvorrichtung liegt hier ebenfalls in den Blättern; an ihrer Anheftungsstelle bildet sich ein Hohlraum, von welchem mehrere grubenartige Vertiefungen in die dicken Schuppenblätter hineinführen. Innerhalb dieser Vertiefungen befinden sich feine Drüsenhaare und stärkere hornartig gewölbte Gebilde. Milben, kleine Blattläuse und ähnliche in humoser Lauberde zahlreich vorkommende Tierchen werden, in diese Kammern gelangt, wahrscheinlich durch den Drüsensaft getötet und ausgesogen; denn nicht selten finden sich die unverdaulichen Reste dieser Tiere in jenen Höhlungen.

Mitteilung.

Eine Episode aus der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Ein Landmann aus dem südlichen Schleswig erzählt über seine Erlebnisse am 18. April 1864: Wir hatten einige schlimme Wochen durchgemacht. Der Aufenthalt in den Schanzen war wegen der heftigen Beschießung, welche stete Deckung erforderte, schier unerträglich. Es waren viele Schleswiger bei unserm Bataillon, während die Holsteiner sich meistens auf den dänischen Inseln befanden. Oft schon hatten wir den Sturm erwartet, aber am Morgen des entscheidenden Tages dachte doch keiner von uns daran, daß es heute gerade losgehen würde. Wir lagen unserer 8 in der Kommunikation nicht weit von Schanze 4. Das Feuer war so heftig wie nie zuvor. Lagenweise erdröhnte der Geschützdonner, und die Granatsplitter kamen manchmal unangenehm nahe. Unser alter Kommandeur-Sergeant (Feldwebel), auch ein Schleswiger von Geburt, war bei uns. Stundenlang hatten wir so gelegen. Da verstummte plötzlich das Feuer, und ein Augenblick unheimlicher Stille trat ein. „Jungs, es geht los!" sagte unser Kommandeur-Sergeant aufspringend, und sprach damit aus, was jeder von uns unwillkürlich gedacht hatte. Das Hurra der Sturmkolonnen bestätigte, was wir alle fühlten. In fliegender Eile setzte er hinzu: „Wir sind alle Deutsche und fechten nicht gern mit. Bleibt liegen, die Preußen werden euch nicht umbringen. Mit mir ist die Sache anders. Ich habe des Königs Brot zu lange gegessen und kann nicht mit Ehren fort!" Er verschwand. Wir blieben liegen und waren bald Gefangene der Brandenburger. Unsern Kommandeur-Sergeant haben wir nicht wiedergesehen. Er ist im Kampf um Schanze 4 gefallen.

R. Petersen, Kappeln.

Bücherschau.

Allmers-Buch. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam. Verlegt bei F. A. Lattmann in Goslar. — Am 11. Februar feierte Hermann Allmers, der berühmte „Marschendichter," seinen 80. Geburtstag. Sein „Marschenbuch" und sein herrliches Buch „Römische Schlendertage" haben wohl eine stille, treue Gemeinde gefunden, aber ich glaube nicht, daß der Dichter in weite Kreise gedrungen ist, ich glaube nicht einmal, daß er in seiner Heimat Niedersachsen den Platz einnimmt, den er verdient. Es wäre sehr verdienstvoll gewesen, ein Allmers-Buch herauszugeben in der Art wie das von Dr. Spanier besorgte Falke-Buch, ich meine eine feinsinnige Auswahl der besten Dichtungen von Allmers. Leider ist das vorliegende Buch etwas ganz anderes geworden. Das Äußere ist vornehm, gediegen und schlicht, und gleich auf den ersten Seiten grüßt uns der charakteristische Friesenkopf des greisen Dichters, eine gute Radierung von Georg Müller, und weiterhin, den Text unterbrechend, tüchtige Arbeiten der Worpsweder Hans am Ende, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler und Emil Proch. Am besten gefallen mir einige Federzeichnungen von Gustav Bardenheuer, Motive aus Niedersachsen, und die beiden Lichtdruckbilder von Erwin Kästhardt, zwei herrliche Köpfe aus Rom. Die Dichtungen, die das Buch auffüllen, haben mich durchweg sehr enttäuscht. Es sind einige gute, zum Teil einige herrliche Sachen darunter, z. B. die Verse von meinem leider zu früh verstorbenen Freunde Jacobowski, von unserm genialen Landsmanne Liliencron, von Franz Evers, Lulu von Strauß und Torney, Bernhardine Schulze-Smidt, — alle anderen Dichtungen sind fast ganz wertlos. Da aber der Herausgeber in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, daß jeder Einsender für seine Beiträge selbst verantwortlich ist — manche Verse mögen ihm selber recht krauß und wunderlich vorgekommen sein, sonst hätte er diese selbstverständliche Bemerkung nicht gemacht, — so will ich mit diesen guten Allmers-„Freunden," aber schlechten Poeten auch nicht abrechnen.

Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Berichtigung.

Durch ein Versehen des Druckers ist auf S. 59 in der Märznummer bei dem Liede „Prinz Friedrich Karl“ die fünfte Strophe zwischen die erste und zweite Hälfte der vierten Stroph. geschoben.

Wohnungswechsel.

Der Schriftführer und Expedient, Lehrer H. Barfod, wohnt jetzt
Gribelallee 2.

Anzeigen.

J. von Fehren, Ecke Ringstrasse und Königsweg
empfiehlt sein grosses Lager
naturreiner Portweine
der Californischen Wine-Import-Company
in jeder Preislage.

E. Marquardsen, Kiel, Holtenauerstrasse 9,
(Inhaber J. Hagge),
Buchhandlung und Antiquariat.
Sorgfältig gewähltes Lager aus allen Gebieten der Wissenschaft. Punktliche Lieferung aller Literaturwerke des In- und Auslandes.

Aquarien, Terrarien, Froschhäuser
sowie die dazu benötigten lebenden Tiere, als: **Goldfische** (15 u. 20 ₰), **Laubfrösche** (30 ₰), **Eidechsen** (30 ₰) und auch **Aquarienfische** (30 ₰, z. B. Goldorfen, Bitterfische, Silberorfen, Goldkarpfen.
Grosse Auswahl in Aquarien-Grotten
zu billigsten Preisen.
Wilh. von Fehren, Kiel, Holtenauerstr. 40.

= Neue Werke für Schule und Haus. =

Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere.
3½ Bogen Text und 8⅞ Bogen Bildertafeln mit 258 Abbildungen in Holzschnitt. Beschreibender Text von Prof. Dr. William Marshall. In Leinwand geb. 2 M. 50 Pf.

Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel.
4 Bogen Text und 8½ Bogen Bildertafeln mit 238 Abbildungen in Holzschnitt. Beschreibender Text von Prof. Dr. William Marshall. In Leinwand geb. 2 M. 50 Pf.

Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche etc.
3½ Bogen Text und 6¾ Bogen Bildertafeln mit 206 Abbildungen in Holzschnitt. Beschreibender Text von Prof. Dr. William Marshall. In Leinwand geb. 2 M. 50 Pf.

Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere.
4 Bogen Text und 4½ Bogen Bildertafeln mit 292 Abbildungen in Holzschnitt. Beschreibender Text von Prof. Dr. William Marshall. In Leinwand geb. 2 M. 50 Pf.

Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie.
4¾ Bogen Text und 7¼ Bogen Bildertafeln mit 216 Abbildungen in Holzschnitt. Beschreibender Text von Dr. Moritz Kronfeld. In Leinwand gebunden 2 M. 50 Pf.

= Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig. =

Digitized by Google

Wichtig für jeden Schleswig-Holsteiner!

Alt-Kiel in Wort und Bild von **H. Eckardt.**
563 Seiten mit 400 Abbildungen und Karten.
Original-Prachtband, **neu**, statt ℳ. 25,— nur ℳ. 12,50. — Broschiert, neu, nur ℳ. 10,—.

Waitz, Kurze Geschichte Schleswig-Holsteins.
Broschiert. Statt ℳ. 3,— nur ℳ. 1,50.

Obige Werke liefere ich evtl. auch gegen Teilzahlung. Preiserhöhung nach Verkauf der hierzu bestimmten Exemplare bleibt vorbehalten.
Katalog über im Preise herabgesetzte neue Bücher liefere gratis und franko.

Buchhandlung Robert Cordes Kiel, Dahlmannstr. 7.

Präparandenanstalt zu Kiel.

Aufnahmeprüfung am 13. April. Anmeldungen unter Beifügung des Taufscheins, der Impfscheine, eines Gesundheitsscheins und des Schulzeugnisses an
Rektor **J. H. Kloppenburg.**

Präparandenanstalt zu Ütersen.

Aufnahmeprüfung am 13. April 1901. Anmeldungen sind zu richten an
C. C. Christiansen.

Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Ihr reichhaltiges Lager von **Glas-aquarien** □ in allen Größen, Apparaten für Reinigung, Durchlüftung und Heizung der Aquarien empfiehlt die Glashandlung **D. Simons,** Kiel, Holstenstraße 13.
Auf Wunsch steht Preisliste zur Verfügung.

Lehr-, Stoff- und Stundenplan für die einklassige Volksschule, — vom Kgl. Kreisschulinspektor Dr. Schütt in Gaarden bestens empfohlen, — übersende ich Kollegen frei für 75 Pf.
Hohenhude, Post Kiel. **E. Lange.**

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu erziehende Knaben. **Dir. Schulze.**

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe
Unterkleidung Taschentücher.

Entwöhnung von Alkohol und Morphium.
Für Damen separate Pension.
Dr. med. **Fock, Hamburg,**
Hohe Weide.

Technikum Eutin.

Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und Bahnmeisterschule mit Praktikum.
Abiturienten anderer Bauschulen finden weitere Ausbildung. Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Programm kostenlos durch Dir. **Klücher.**

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat"** gütigst zu beziehen. — Anzeigen bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Der Preis der gespaltenen Petitzeile oder deren Raum beträgt 20 ₰. Bei 6maliger Wiederholung gewährt die Expedition 12½ %, bei 12maliger 25 % Rabatt.
Barfod, Lehrer,
Kiel, Geibelallee 2.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 5. Mai 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Jungfernstieg 8, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Willers Jessen, Dr. phil. Wilhelm Splieth. — 2. Frahm, Ehemalige Alster-Schiffahrt. — 3. Gräfin Brockdorff-Ahlefeldt, König Abels Jagd. — 4. Meyn, Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern. (Schluß.) — 5. Schwarz, Über die Einwanderung von Tieren und Pflanzen. — 6. Toni Rothmund, Das Märchen. — 7. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. 8. Danger, Alter bäuerlicher Erbbesitz. — 9. Scheel, Unsere Vornamen. — 10. Mitteilung.

Einzahlung der rückständigen Beiträge.

Da noch manche Beiträge rückständig sind, wird hierdurch **nochmals zur baldigen Einzahlung** derselben aufgefordert.

Die Einsammlung der Jahresbeiträge in den in Heft 2 genannten Orten ist abgeschlossen. Diejenigen Mitglieder, welche etwa dort übergangen sein sollten, werden gebeten, den Beitrag dem Unterzeichneten direkt einzusenden.

Zur Einziehung später noch rückständiger Beiträge wird das **Juni-Heft** unter **Nachnahme** (*M.* 2,25) übersandt werden, doch ist eine frühere Begleichung sehr erwünscht.

Kiel, den 22. April 1901.
Jungfernstieg 8.

F. Lorentzen,
Kassenführer.

Unsere diesjährige Generalversammlung

wird am Sonntag dem 9. Juni zu **Schleswig** tagen. Indem der geschäftsführende Ausschuß einen Sonntag wählte, gab er sich der Hoffnung hin, daß sich unsere Mitglieder möglichst zahlreich von nah und fern zur Versammlung vereinen. Das wäre um so mehr wünschenswert, als ein wichtiger Punkt — Antrag auf Erhöhung des jährlichen Beitrags von 2 auf 3 *M.* gegen Erstattung der Original-Einbanddecke an sämtliche Mitglieder — auf der Tagesordnung stehen wird. Unter dem Vorsitze des Herrn Seminarlehrers Greve hat sich in Schleswig ein Komitee gebildet, das nach Kräften bemüht ist, alle Vorbereitungen auf ein gutes Gelingen der Versammlung in die Hand zu nehmen. Dem Komitee, das sich wahrscheinlich noch um ein oder zwei Mitglieder erweitern wird, gehören außer dem Vorsitzenden folgende Herren an: Uhrmacher Carstens, Dr. med. Hell, Stadtrat Redakteur Leonhard, Kantor Metting, Oberlehrer Dr. Steen, Hauptlehrer Timm und Stadtverordneter Kaufmann Wunner. Als Versammlungslokal ist „Bellevue" in Aussicht genommen; der Beginn der Versammlung ist auf 11 Uhr anberaumt.

Wenn auch das ausführliche Programm allen Mitgliedern mit dem Juniheft zeitig genug zugehen wird, so soll hier doch erwähnt werden, daß sich Herr Regierungs- und

Digitized by Google

Baurat Mühlke-Schleswig auf eine diesbezügliche Bitte des geschäftsführenden Ausschusses dazu bereit erklärt hat, einen Vortrag zu übernehmen. Die Wahl des Themas, ob „Bauernhäuser in Ditmarschen" oder „Friesische Bauernhäuser," entscheidet das dem Referenten für den Tag der Versammlung zur Verfügung stehende Bildermaterial.

Herr Lehrer Prange-Ellerbek wird eventuell geneigt sein, das Thema: „Ehemalige Städte in Holstein" in einem Vortrage zu behandeln.

Herr Lehrer W. Jessen-Eckernförde ist gewillt, über „Das Danewerk und die Oldenburg" ein Referat zu bringen. Wenn Zeit und Umstände es gestatten, wird der Herr Referent gewiß auch bereit sein, diejenigen Besucher, welche sich speziell für dieses ehrwürdige Denkmal ältester Zeit interessieren, dorthin zu führen.

Die Anmeldung eines Vortrages, der ein Kapitel aus der Naturkunde unserer Heimat behandelt, wäre dringend erwünscht. Der mitunterzeichnete Schriftführer ist erbötig, einige Mitteilungen über die Herkunft der an der schleswig-holsteinischen Westküste treibenden großen Lavaschlacke zu geben.

An die Verhandlungen wird sich ein gemeinsames Festessen (Kouvert 2 ℳ — ohne Weinzwang) schließen. Die dann noch zur Verfügung stehende Zeit wird dazu benutzt werden, unter Führung des Ortskomitees einen Rundgang durch die Stadt und ihre herrliche Umgebung zwecks Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten zu unternehmen.

Rechtzeitige Anmeldung für die Teilnahme am Festessen ist dringend erwünscht. Herr Seminarlehrer Greve-Schleswig und die Unterzeichneten nehmen die Anmeldungen entgegen. Weitere Ankündigungen von Vorträgen und Mitteilungen, desgleichen von Anträgen — die Organisierung unseres Vereins betreffen, nehmen die Unterzeichneten ebenfalls entgegen.

Mit heimatlichem Gruße:

Rektor Peters, 1. Vorsitzender, Lehrer Barfod, Schriftführer,
Waisenhofstraße 4a. Geibelallee 2.

Kiel, am 20. April 1901.

Neue Mitglieder.

Fortsetzung. — L. = Lehrer.

113. Arp, Mühlenbesitzer, Kiel. 114. Frau Alwine Aye, Berlin. 115. Böteführ, Hamburg. 116. Böteführ, Lütjenburg, „Stadt Hamburg" 117. Gadow, Seminarist, Ratzeburg. 118. Graba. Gastwirt, Wesselburen. 119. Hansen, Hauptsteueramts-Assistent, Tönning. 120. v. Hedemann, Gerichtsassessor, Altona. 121. Hintmann, Rektor, Neuenkirchen. 122. Joens, Postmeister, Plön. 123. Körner, Hamburg. 124. Krüger, Hotel „Stadt Kiel," Segeberg. 125. Lund, Uhrmacher, Segeberg. 126. Frl. Müller, Lehrerin, Kiel. 127. v. Prangen, Gerichtsassessor, Altona. 128. Rohwer, Expedient, Kiel. 129. Wrage, Landschaftsmaler, Gremsmühlen.

Zur Nachricht:

Die Mitglieder werden gebeten, bei Bestellung bezw. Übersendung von 60 Pf. für die Einbanddecke stets das Jahr der gewünschten Decke anzugeben.

Kiel, am 20. April 1901. **Der Schriftführer:** Barfod.

Briefkasten.

Zum Abdruck in der „Heimat" geeignete Arbeiten sind folgende eingegangen: Die Dinggerichte in Holstein. — Die drei Brüder. Märchen in friesischer Mundart. — Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern. — Die Kirche zu Bishorst. — Die Natur im Volksmunde. — Zur Lebensweise der Wasser-Schlankjungfer. — Die Garneelenfischerei. — Hauptmann v. Delius. — Vor 50 Jahren. — Die Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee im Jahre 1851. — Die Kirchen der Insel Fehmarn. Eckmann.

Mitteilung.

Spruch beim Herausjagen der Kühe.

Unsre Kühe sind jung gewesen
Und sind alt geworden;
Unsre Kühe sind trocken gewesen
Und sind wieder milchend geworden;
Heute ziehn wir mit ihnen in das grüne Gras:
Sieht's nun meine Herrschaft, was ist denn das?

Ich verehre meiner Herrschaft ein Sträußelein
Von lauter Kraut und Blümelein;
Ich hab' sie gepflückt und hab' sie gemacht
Und dabei an meine Herrschaft gedacht.
Und hab' ich meine Bitte nicht gut gemacht,
So hab' ich sie doch zu Ende gebracht.

Die Sitte der Meiereimädchen, mit solchem Spruch Sträuße an die Herrschaft am Tage des Herausjagens der Kühe gegen ein Geldgeschenk zu überreichen, ähnlich wie bei Erntesträußen, ist unserm Haushalter H. Schütte, der mir den Spruch mitgeteilt, trotz seiner langjährigen verbreiteten Erfahrung auf keinem anderen Hofe bekannt geworden.

Güldenstein. Eingesandt von v. Hedemann.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 5. Mai 1901.

Dr. phil. Wilhelm Splieth,

Kustos am Museum Vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel.

(† am 10. Februar 1901 in Meran.)

Mitten aus einem schaffensreichen Leben hat der Tod einen mit jugendfrischer Kraft arbeitenden Forscher genommen, der in unserer Heimat allgemein bekannt und sowohl seiner Tüchtigkeit als auch seines geraden Charakters wegen geachtet und geschätzt wurde.

In Itzehoe ward Wilhelm Splieth am 10. Oktober 1862 geboren, besuchte dort die Schule und faßte den Entschluß, sich dem Lehrerberufe zu widmen. Im Jahre 1880 trat er in das Lehrerseminar in Tondern ein, woselbst er sich mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit für den erkorenen Beruf vorbereitete. Nach Abschluß seiner dortigen Ausbildung trat Splieth in den Schuldienst der Stadt Kiel und wirkte zunächst an einer Volksschule, dann an der höheren Mädchenschule. — Schon in Tondern benutzte Splieth mit Vorliebe seine freie Zeit dazu, um durch ausgedehnte Fußwanderungen die Gegend kennen zu lernen. Die prähistorischen Denkmäler reizten ihn besonders, und ein kleiner Bronzefund brachte ihn in persönlichen Verkehr mit Frl. Professor J. Mestorf, dem jetzigen Direktor des Kieler Altertumsmuseums. Durch freundliche Anerkennung seiner Bestrebungen ermutigt, wuchs sein Interesse an der Vorgeschichte unseres Landes. Nachdem Splieth nach Kiel übergesiedelt war, verdoppelte sich sein Eifer, und es gelang ihm, durch die im Museum gebotenen Anregungen und durch fleißiges Privatstudium

Digitized by Google

bedeutende Fachkenntnisse zu erlangen. In diese Zeit fallen die ersten Publikationen (Handelmann und Splieth, Neue Mitteilungen von den Runensteinen bei Schleswig. 1889). Als dann im Jahre 1892 der Minister die Anstellung Splieths als Museumskustos genehmigte, ward dem Verstorbenen ein Herzenswunsch erfüllt, und er entfaltete eine ausgedehnte Thätigkeit. Daneben suchte er durch eingehendes Studium seine Kenntnisse zu vervollkommnen; er wandte sich den Naturwissenschaften zu, weil diese bei der Prüfung und Erläuterung prähistorischer Funde von besonderem Wert sind; sie leisten dem Altertumsforscher bei der Erstrebung seines Zieles, ein Bild von der Entwicklung der Kultur zu gewinnen, wesentliche Dienste. Die Frucht dieser Studien war eine größere Arbeit: „Über vorgeschichtliche Altertümer Schleswig-Holsteins mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehung zu der Geologie des Landes und ihrer mineralogischen Eigenschaften. Kiel 1896." Diese Abhandlung legte Splieth als Dissertation der philosophischen Fakultät vor, nachdem er vom Minister zum Doktorexamen zugelassen war; er bestand dieses magna cum laude im Sommer 1896.

Splieths Beruf führte ihn in alle Gegenden des Landes, sei es, um Beobachtungen zu machen, gefährdete Altertumsdenkmäler zu sichern oder Ausgrabungen vorzunehmen. Letztere leitete er mit besonderem Geschick, seinen geübten Augen entging nichts und alles ward sofort notiert und skizziert, so daß die im Museum aufbewahrten Ausgrabungsberichte von hohem wissenschaftlichen Wert sind. Im Laufe der Jahre ist eine ganze Anzahl derselben zum Teil in den „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins," zum Teil in den Museumsberichten publiziert. 1890 und 1891: Eine wendische Ansiedelung am Scharfee bei Preetz. — 1892: Ein Gräberfeld der jüngeren Eisenzeit auf Föhr. — 1894: Ausgrabungen im Nydam Moor. — Bronzealtergräber in Holstein. — 1894: Funde von Baumsärgen in Schleswig-Holstein. — 1895: Zwei Grabhügel bei Schleswig. — Sichergestellte Altertumsdenkmäler. — 1896: Ein Kjökkenmödding aus der Völkerwanderungszeit. — 1897: Die Steinaltergräber im Gute Hemmelmark bei Eckernförde. — Urnenfriedhöfe der jüngeren Bronzezeit in Holstein.*) — 1898: Eine Gruppe von Grabhügeln der älteren Bronzezeit in Holstein. — 1900: Die Bernsteingewinnung an der schleswig-holsteinischen Küste.

Dieses letzte Thema erweckte in besonderem Maße das Interesse Splieths, und es war seine Absicht, eine größere Studienreise durch Deutschland und womöglich auch nach Österreich-Ungarn zu unternehmen, in den Museen und sonstigen Sammlungen nach Bernsteinfunden zu suchen,

*) In der „Heimat," Jahrgang 1897, finden sich zwei Aufsätze von seiner Hand: „Der Poppostein" und „Hufeisensteine in Holstein." Dem geschäftsführenden Ausschusse unseres Vereins hat er mehrere Jahre hindurch angehört. E.

Digitized by Google

um ein Bild des Bernsteinhandels zu gewinnen, vielleicht auch einen Anhaltspunkt für die Beantwortung der Frage zu finden, was man gegen den Bernstein eingetauscht hat. Am 9. Februar hat man Splieth einstimmig für diesen Zweck das Alt-Schaffische Reisestipendium gewährt; leider hat der zu früh Dahingeschiedene die freudige Kunde von diesem Beschlusse nicht mehr vernommen. Doch hat Splieth die Freude gehabt, eine größere Arbeit über die Bronzezeit vollenden zu können: „Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein." Kiel, Lipsius & Tischer. 1900. Dieses reich illustrierte Werk ist für Fachmänner von größtem Wert, für den Laien von großem Interesse. Der bescheidene

Dr. Splieth bei einer Ausgrabung zu Maasbüllfeld bei Husby im Juni 1895.

Titel umfaßt nicht alles, was das Buch dem Forscher bietet, es enthält nicht nur ein Inventar, sondern stellt auch eine gründlich ausgeführte Chronologie der heimischen Bronzealterfunde auf.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich Dr. Splieth um das Danewerk erworben. Für die Erhaltung dieses alten Grenz- und Verteidigungswalles war bisher so gut wie nichts gethan. Auf Anregung von Frl. Professor J. Mestorf suchte Splieth durch Vorträge im Anthropologischen Verein und auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Lübeck weitere Kreise auf das Danewerk aufmerksam zu machen, damit endlich der allmähligen Zerstörung desselben Einhalt geboten werden

Digitized by Google

möchte. Diese vom Museum ausgehenden Bemühungen fanden die Unterstützung einflußreicher Persönlichkeiten; es wurde eine gemeinsame Besichtigung des Danewerks vorgenommen, man fand bei der Behörde Interesse für die Sache und Entgegenkommen, und so konnte Splieth noch die Freude erleben, daß für die Erhaltung der Oldenburg, des am meisten gefährdeten Teils vom Danewerk, die nötigen Gelder in den Etat des Kultusministeriums pro 1901 eingestellt wurden.

Manche wertvolle Arbeiten hat der Verstorbene vollenden können, vieles aber ist unvollendet geblieben, weil der Tod dem rastlosen Streben ein Ende gebot. Dem Museum ist dadurch ein schwer zu tragender Verlust geworden; die in der ganzen Provinz zerstreut wohnenden Altertumspfleger vermissen in ihm einen treuen Berater, der jederzeit bereit war, Auskunft zu erteilen und zu belehren, soweit es in seinen Kräften stand. Mancher einfache Landmann schätzte den Verstorbenen, der das Volk liebte und es verstand, dessen Eigenart zu erfassen. Die Freunde betrauern ihn seines geraden, edlen Sinnes wegen und der stets für andere sorgenden Treue seines Charakters. Am schmerzlichsten aber wird der Tote von seinen Eltern vermißt, deren Freude und Stolz der liebende Sohn war, der noch in seinen letzten Augenblicken mit rührender Fürsorge ihrer gedachte. Der alte Vater hat nicht die Kraft gehabt, den herben Schicksalsschlag zu tragen; er ist nach wenig Wochen dem Sohne gefolgt.

Wir werden das Andenken des Toten in Ehren halten.

Willers Jessen, Eckernförde.

Ehemalige Alster-Schiffahrt.

Von **Ludwig Frahm** in Poppenbüttel.

Seit uralten Zeiten bestand eine lebhafte Handels- und Verkehrs-Verbindung zwischen Hamburg und Lübeck, also zwischen den Ländern an den Gestaden der Nordsee und denen der Ostsee. Das zu durchquerende Gebiet Stormarns aber setzte dem Wagenverkehr, im Süden wegen seines sandigen Bodens, im Norden wegen seines welligen Terrains die größten Schwierigkeiten entgegen.

Daher ist es begreiflich, daß man schon früh sein Augenmerk auf einen Wasserweg richtete. Lübeck gebührt die Ehre, den ersten Kanal zwischen Ostsee und Nordsee unter Benutzung der lauenburgischen Flüßchen Stecknitz und Delvenau im Jahre 1391 zur Vollendung gebracht zu haben. Allein diese Wasserstraße zeigte gar bald ihre großen Mängel: es konnten nur sehr kleine Boote zur Benutzung gelangen, die Fahrt konnte durch 15 Schleusen erst in 14 Tagen zurückgelegt werden, und bei Lauenburg mußte eine Umladung der Waren in die Elbkähne vollzogen werden.

Hamburg sah sich, da ihm dieser Kanal keinen Nutzen bot, nach einer besseren Verbindung um. Die Alster, wenn auch viele kleine Krümmungen aufweisend, hat ihre drei Quellen nur wenige Kilometer von der Beste, einem Bach, der bei Oldesloe in die Trave fällt. Es galt also nur die Vertiefung eines dieser Fluß-Oberläufe und deren Verbindung durch einen „Graben," bei entsprechender Regulierung durch anzulegende Schleusen.

Digitized by Google

Im Jahre 1448 schloß Hamburg daher mit dem Herzog Adolf XI. von Schleswig-Holstein, Stormarn und Schauenburg eine Vereinbarung zur Herstellung dieser Wasserstraße. Lübeck scheint diesem Abkommen, das in plattdeutscher Sprache abgefaßt ist, fern gestanden zu haben. Vielleicht brachte seine Sonderstellung das Unternehmen zum Scheitern.

Erst 1524, als Herzog Friedrich von Holstein, ein Neffe Adolf XI., den dänischen Königsthron bestieg, erneuerte Hamburg seine Bestrebungen. Es wurden der Bürgermeister Dr. Salsborch, der Ratsherr Gerhard van Hutlem und der Sekretär J. Somerfelt zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Kopenhagen gesandt, und ihnen gelang es, schon nach 3 Tagen eine Zusage vom Könige zu erlangen.

Im März des folgenden Jahres kam der König nach Holstein, und nun fand zu Segeberg zwischen ihm und seinen Räten einerseits und den Bürgermeistern und Sekretären der Städte Hamburg und Lübeck andererseits die endgültige Beschlußfassung statt. Die beiden Städte übernahmen die Kosten halbschiedlich, und der König versprach, außer den am Ufer und im Gebiet des zu grabenden Kanals noch weitere 1200 Bäume beizusteuern, 500 Arbeiter auf acht Tage zum Graben zu stellen und die Schwierigkeiten seitens der holsteinischen Anwohner zu beseitigen. In der Vereinbarung wurde ferner ein Schleusengeld von 13 Schillingen und 6 Pfennigen pro Schiff festgesetzt, welches Geld zur Reparatur der Schleusen verwendet werden sollte.

Nun ging es an die Herstellung. Indessen fanden die vorgenannten 500 Arbeiter aus den Ämtern Segeberg und Trittau keine Verwendung; an ihre Stelle trat ein Entschädigungsgeld von 389 Mark 4 Schillingen und 9 Pfennigen. Der Besitzer von Borstel, Jersbek und Stegen, Marquard von Buchwald, wurde mit einer Summe von 1500 Speciesthalern für seinen abgetretenen Grund und Boden abgefunden.

Jede Stadt hatte 43 497 Mark zu zahlen. Nachdem gewisse Streitigkeiten mit dem Herzog Magnus von Lauenburg wegen des ihm abgehenden Zolles geschlichtet waren, wurde der Kanal vollendet, und Hamburg begrüßte mit Freuden die ersten durch den „Graben" von Lübeck eingetroffenen Schiffe 1528.

Indessen gar bald zeigte sich, daß die Straße nicht nur eine Fahrt mit Hindernissen war, denn die Alster selbst hatte nicht weniger denn 10 und der Graben bis Oldesloe 6 Schleusen, sondern die Wassermengen des Grabens waren zu gering und die Gegend zu hoch gelegen. Die benachbarten Gelände mußten oft unter Wasser gesetzt werden; dann erhoben sich endlose Streitigkeiten. Ein gewisser Sievert Swyn hielt die hamburgischen Schiffe an, und der Schleusenmeister Schröder zu Neritz wurde von einem Unterthanen des Grafen Buchwald zu Borstel erschlagen. Gar bald geriet daher die Schiffahrt in Verfall, die Schleusen verfielen und der Graben versandete.

Es ist nicht nachweisbar, wie stark die Frequenz des Alster-Trave-Kanals war. 1546 soll er noch von vielen Schiffen mit Holzladung von Lübeck bis Hamburg benutzt worden sein. Obwohl der Kanal 1550 außer Dienst gestellt und die Schiffahrt nur noch bis Stegen oder für das westseitige Ufer nur bis Kayhude möglich war, so hörte sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte niemals ganz auf. Denn 1573 ließen es sich die Alsterfahrer gefallen, behufs Erbauung der Mellenburger Schleuse für jedes Fahrzeug einen Thaler beizusteuern; vor dem dreißigjährigen Kriege betrieben die Besitzer von Borstel und Jersbek eigene Schiffahrt; 1768 ward die Reinhaltung der oberen Zuflüsse beschlossen, und 1770 und 1820 tauchte der Gedanke wieder auf, die alte Fahrbahn durch Vertiefung wiederherzustellen: lauter Zeugnisse davon, daß die Schiffahrt fortbestand, bezw. eine Rentabilität angesichts der großen Kosten für eine Neuregulierung zu erwarten war.

Digitized by Google

Nachdem Hamburg sich von den Kriegsdrangsalen unter der Franzosenherrschaft allmählich erholt hatte, kam auch die Alsterfahrt wieder zur Geltung und erfreute sich bis zum Jahre 1860 einer nochmaligen Blütezeit.

Die oberen Alstergegenden waren noch reich an Feldsteinen zu Bauzwecken, an Holz und Torf als Brennmaterialien, an Eichenkrummholz für Schiffsbauzwecke, an allerlei Nutzholz; der Segeberger Kalk war ein begehrter Artikel, so daß sich bei Heidkrug dafür eine Lagerstelle befand; nach dem großen Brande von 1842 wurde viel Sand gefahren, und die Ziegelei zu Nahe lieferte sogar die Steine zum Aufbau der Petrikirche; außerdem bedurfte die Papiermühle zu Gurbek Lumpen, die Flaschenfabrik zu Wulksfelde Glas, die ebendaselbst befindliche Brennerei Kartoffeln, die Kupferhammer zu Wohldorf das Rohmaterial, die Ölmühle und Seifenfabrik zu Poppenbüttel Öl u. a. m. Um stromaufwärts nicht stets zwecklos zu fahren, wurde bei der sich steigernden Ackerbewirtschaftung manche Ladung Straßenabraum und Dünger für die anliegenden Landgemeinden gefrachtet.

Die Zahl der Alster-Schuten hat 30 kaum überschritten. Man unterschied drei Größenverhältnisse: Vollschiffe, die 70 000 Soden Torf oder 12 000 Ziegelsteine = 80 000 Pfd., Halbschiffe, die 60 000 Soden Torf oder 10 000 Ziegelsteine = 66 000 Pfd., und Kleinschiffe, die 40 000 Soden Torf oder 6 600 Ziegelsteine = 44 000 Pfd. faßten. Die ersteren hatten einen Tiefgang von 0,66 m. Somit liefen sie an den flachen Stellen oft auf den Sand. Um nun nicht so viel Stauwasser zu verlieren, fuhren meistens mehrere Schuten hintereinander; die kleinen hatten naturgemäß den Vormarsch. Wegen der vielen Buchten und Untiefen war die Fahrt oft eine recht beschwerliche. Im Sommer konnte es vorkommen, daß bei einer Schleuse drei Tage gewartet werden mußte, ehe sich das nötige Wasser angesammelt hatte. Bei hohem Wasserstand dagegen liefen unachtsame Fahrer leicht Gefahr, aus dem Strombett zu geraten. So erging es beispielsweise den Russen, die 1814 in der Eckernkoppel (einem Teil des Wohldorfer Gehölzes) Eichenstämme für Palissaden gefällt hatten, und als die St. Petrikirche gebaut wurde, gerieten drei Schiffe mit Steinen auf das Ufergelände und erlitten Schiffbruch. Kleinere Reparaturen konnten bei jeder Schleuse vollzogen werden, ein größerer Schiffsbauhof bestand zu Wohldorf. Die Thalfahrt der Schiffe dauerte im Sommer zwei, im Winter drei Tage; daher waren Fuhlsbüttel und Wohldorf die Winterstationen, während im Sommer Poppenbüttel als Teilstrecke galt. Die Bergfahrt dagegen erforderte drei Tage. Von Eppendorf bis Poppenbüttel mußten die Schuten von dem noch am Ufer kennbaren „Leinerpfad" aus gezogen, „getreidelt" werden, was besonders von Frauen geschah. Vier derselben konnten ein Schiff ziehen; der Arbeitslohn dafür betrug 12 Schilling (90 Pfg.) War aber das Schiff beladen, so war Pferdevorspann erforderlich. Bei jeder Schleuse mußte eine Abgabe von einigen Schillingen entrichtet werden; vorteilhafter war es für den Schleusenwärter, der zugleich eine unentbehrliche Gastwirtschaft führte, wenn er auf längere Zeit der Herbergsvater des Schiffspersonals sein konnte.

Die Inhaber der Schiffe waren die Güter Borstel (7), Wulksfelde (2), einige Hamburger Feuerungshändler (12), und außerdem fuhren einige Schiffer auf eigenem Fahrzeug und für eigene Rechnung. Der Fuhrlohn betrug durchschnittlich 80 Mark. Die Schiffer bildeten zwar keine besondere Gilde oder Zunft, hatten sich aber zu einer Vereinigung zusammengethan, zahlten einen jährlichen Beitrag (der besonders für die Besitzer eigener Schiffe bei größeren Reparaturen nötig war) und feierten gegen Ausgang des Winters ein Fest in Fuhlsbüttel, die sog. „Schrubenköst." Der Zweck derselben war weniger ein Festgelage, sondern die Abrechnung und die Besprechung bildeten den Hauptgegenstand.

Der rechte Alsterschiffer hielt, wie damals noch manch anderer Stand, auf

Digitized by Google

besondere Kleidung: blaue, kurze Tuchjacke mit thalergroßen Silberknöpfen, Kniehosen, schwarze Strümpfe, Schnallenschuhe, Mütze, Hut und „Ackermann.“

Friedfertig untereinander gingen sie ihrem Berufe nach. Nur um den Lagerplatz in Hamburg (besonders beim Alsterthor, aber auch beim Waisen- und Krankenhause) erhoben sich oft Streitigkeiten. Die kleineren Schiffe liefen den größeren stets den Vorrang ab und nahmen den besten Platz in Anspruch. Daher wurden die Plätze, sobald man die Accise bei der Lombardsbrücke erreicht hatte, dort schon ausgelost.

Neben dem Versiegen der Holzquellen an den Alsterufern, dem immer mehr zunehmenden Eisenbahnbetrieb ist es besonders die billige Steinkohle in mehrfacher Beziehung gewesen, die der Alster-Schiffahrt den Niedergang bereitet hat, die diesen, wenn auch geringen Pulsschlag ehemaligen Kulturlebens unserer Gegend zum Stocken gebracht hat.

König Abels Jagd.

Mit dem Pfahl in der Brust,
Tief unten im Moor,
Unter den ragenden Buchen,
Da lieg' ich und warte in heißer Qual,
Bis die Mitternacht mit dem zwölften Schlag
Den ehernen Sargdeckel sprengt.

Im Moos hör' ich
Meine Hunde scharr'n
Und höre stampfen mein Roß,
Ich höre des Jagdhorns verschwebenden Klang
Und höre der Nachtigall süßen Gesang
In lauen Frühjahrsnächten.

Von fern auch hör' ich die Glocken.

Ihr sollt die Glocken
Nicht läuten im Dom,
Wollt ihr Ruhe für eure Seelen!
Wenn ihr mir im Grab
Keine Ruhe gönnt,
Komm' ich herauf, euch zu quälen.

Ich führe die Jagd im Schleswiger Forst —
Doch jag' ich nicht Hirsche noch Rehe —
Ich jage nicht, weil ich jagen mag,
In Unruh' jag' ich dem Frieden nach,
Ich jage bis zum jüngsten Tag,
Bis Trauben trägt die Schlehe.

Aschеberg.

Steh' still, mein Rappe, weit bist du getrabt
Vom Milderdamm in der Friesenmark;
Jetzt gilt es den Flug in die Wolken!
Meine Hunde nur jagen auf Erden.

Ha hoh! jo! Ha hoh! jo!
Noch kann ich reiten und jagen.
In der Mitternacht, zwischen zwölf und eins,
Soll mir kein Chorherr schlafen!

Ich hab' es Macht, ich wecke sie;
Aus den Gräbern steigen sie auf...
Kläffend und belfernd umgiebt sie im Nu
Meine Meute in windschnellem Lauf.

Hoh hoh! Rüd' do! Ha hoh!
Das Wild ist umkreist,
Der Keiler gestellt —
Jetzt drauf, ihr Hunde,
Und tot verbellt!

Doch den Einen sollt ihr nicht wecken,
Den erschlagenen, kettenbeladenen Mann,
Den die Woge der Schlei nicht verbergen kann,
Der ein Grab im Dome gefunden.

Und kündet den Morgen der erste Schlag,
Beginnt ein neuer, qualvoller Tag.
Ich reite heim in mein Moor
Und liege dort wartend wie zuvor
Und höre die Wipfel rauschen.

Gräfin Louise Brockdorf-Ahlefeldt.

Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern.

Von **Ludwig Meyn.**

VII. VIII. IX.

In welcher Zeit man in den Herzogtümern angefangen hat, Salz zu raffinieren, das ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Es kann wohl nicht fehlen, daß schon im 12. Jahrhundert, da man die friesische Salzbereitung kannte, auch die Bereitung raffinierten Salzes aus grobem Seesalz von Spanien und

Digitized by Google

Portugal bekannt war, denn in den ältesten Aktenstücken, die man hat, ist vom Sieden aus Boyesalz als von etwas Gewöhnlichem die Rede. Wahrscheinlich ist dieser Betrieb, der in den Niederlanden eine große Bedeutung gewann, an unseren Westküsten, die so vieles mit den Niederlanden gemein haben, entstanden und erst untergegangen, als das raffinierte Salz von Liverpool aus ein Gegenstand des Seehandels und des wohlfeilsten Einkaufs wurde, oder die Saline ihr Veto erlegte. In früheren Zeiten war es die Absicht der Regierung gewesen, der Saline, von der man sich jederzeit goldene Berge versprach, eine Art von Monopol zu gewähren, da man weder ihre Leistungsfähigkeit noch den Bedarf des Landes richtig abzuschätzen wußte. In einer älteren Oktroi der Saline war es den Unterthanen verboten, spanisches und französisches Boyesalz zu sieden. Als nun später die Konjunkturen es möglich machten, das eben entdeckte englische Steinsalz einzuführen und zu versieden, konnte die Saline nach dem strengen Wortlaut dieser Oktroi keinen Schutz gegen die Salzraffinerieen mehr in Anspruch nehmen, den sie denn auch, trotz aller Anstrengungen ihrer Vorgesetzten, nie gefunden hat. Alles, was sie in dieser Beziehung schließlich erreichen konnte, bestand in einem höheren Zoll auf Steinsalz. Von dieser Erhöhung hatte aber die Saline genau denselben Nachteil, wie die Raffinerieen; denn auch die Saline hat in nassen Jahren vielfach Steinsalz zur Herstellung einer siedewürdigen Sole benutzen müssen, wenn die Gradierhäuser keine höhere Konzentration, als bis auf 9 oder 10 Prozent bewirken konnten. Vielleicht hat sogar die Saline das erste Beispiel zur Versiedung von Steinsalz gegeben. Schon in den ersten 10 Jahren ihrer domanialen Zeit wurden 38 000 Mark für Steinsalz verausgabt, ebenso in den Jahren 1829 bis 1830 circa 10 000 Mark. Im Jahre 1845 begann diese Anreicherung von neuem und hat bis zu den letzten Tagen der Saline gedauert.

Die erste der Steinsalz-Raffinerieen entstand in Friedrichstadt, und von dort aus verbreitete sich das Gewerbe über die westlichen, nachher auch über die östlichen Städte des Landes, namentlich Itzehoe, Rendsburg, Eckernförde, Kiel, Neumünster, Neustadt. Zur Zeit der größten Blüte dieses Erwerbszweiges bestanden ihrer vierzehn.

Die Salzraffinerie ist ein höchst einfacher, für große Anlagen nicht geeigneter Betrieb. Das rohe englische Steinsalz, großblättrig von Krystallen und dadurch eine gewisse Reinheit anzeigend, ist braunrot von Farbe durch einen höchst fein verteilten Thonschlamm. Wenn das Salz im Wasser aufgelöst ist und diese Sole in geeigneter Weise filtriert wird, so kommt sie ziemlich wasserklar in die Siedepfannen und giebt, je nach der Schnelligkeit der Operation, ein feineres oder gröberes schneeweißes Kochsalz. Das an dessen Stelle getretene preußische Steinsalz aus dem tiefen Steinsalz-Bergwerk zu Staßfurt ist schon von selbst wasserklar, und in den einzelnen Krystallen, welche mehrere Zoll im Durchmesser halten, völlig reines Salz; allein es ist durchwachsen von schmalen Streifen und Punkten grauen Gipses, so daß trotz seiner anscheinenden Reinheit dem Gewichte nach doch ein größerer Verlust bei der Raffinerie entsteht. Nichts desto weniger kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß 1000 Pfund Steinsalz in den Raffinerieen jederzeit 900 Pfund raffiniertes Salz liefern.

Der Zoll auf reines Kochsalz, welches aus Lüneburg und Liverpool eingeführt wurde, betrug nach der Zollverordnung vom Jahre 1838 1 Mark pro Zentner; das Steinsalz dagegen kostete pro Zentner nur ¼ Mark, so daß ein fast unerhörter Zollschutz stattfand. Da konnte es natürlich nicht fehlen, daß dieser höchst lukrative Erwerbszweig, der seinesgleichen in keinem Lande hatte, mit Vorliebe aufgesucht wurde und vortreffliche Einnahmen lieferte. Wie vorteilhaft das Geschäft war, geht am besten daraus hervor, daß selbst diejenigen Raffinerieen,

Digitized by Google

welche in der Nähe des Meeres angelegt wurden, es verschmähten, eine Lage zu wählen, in welcher sie durch Benutzung des Meerwassers zur Auflösung die 2 bis 3 Prozent Salz dieses Wassers noch hätten mitgewinnen können, wie ja auch die Saline keine reichere Quelle zur Verfügung hatte. Es ist kaum begreiflich, wie diese Abnormität so lange Zeit hat bestehen können, ohne die Regierung oder das dabei interessierte steuerzahlende Publikum gründlich aufzubringen. Aber so gut wie die Saline als ein Verderb der Finanzen sich zu erhalten wußte, verstanden es auch die Raffinerieen. Wenn die Saline durch einen Schutzzoll von jährlich 20 000 Mark der Staatskasse einen heimlichen Nachteil von selten beachteter Größe zufügte, so steigerte sich dieser Schaden durch das Bestehen der Raffinerieen zu einer Bedeutung, daß das Dasein derselben, durch eine fehlerhafte Zollgesetzgebung verschuldet, zu einer wahren Kalamität des Landes wurde. Befangen in den alten Ideen der dänischen Schutzzollwirtschaft, wollten nur die wenigsten Menschen dies zugestehen, selbst nachdem mehrfach in öffentlichen Blättern die Sache angeregt war.

Erst nach dem Kriege von 1848—50 brachen sich allmählich neue Ideeen über die Bedeutung des Zolles bei den höchsten Behörden Bahn, und sobald richtige Grundsätze rücksichtlich des Schutzzolles zur Geltung kamen, mußten als erstes und unbedingtes Opfer die Salzraffinerieen fallen. Die Verhandlungen über das neue Zollgesetz von 1857 zogen sich indessen in die Länge und haben, da auch die politischen Ereignisse hinzukamen, den Salzsiedern noch die Gunst einer zehnjährigen Fortsetzung des Gewerbes gewährt. Während der Verhandlungen über einen Gesetzentwurf im Jahre 1863 starb König Friedrich VII. Die seit 1867 bei uns eingeführte Salzsteuer machte das Fortbestehen der Raffineure unmöglich.

Über die Einwanderung von Tieren und Pflanzen.

Von **J. Schwarz** in Windbergen.

Mehr als der Mensch scheinen Pflanzen und Tiere an die heimatliche Scholle gebunden zu sein. Während jener als „Beherrscher der Erde" kraft seiner physischen Einrichtung und seines Anpassungsvermögens in allen Himmelsstrichen unserer Erde mit mehr oder weniger Schwierigkeiten existieren kann, ist es nur einer beschränkten Anzahl von Pflanzen und Tieren möglich, unter natürlichen Einflüssen den klimatischen Verhältnissen Widerstand zu leisten — sich zu akklimatisieren. Mutter Natur ist unerschöpflich in den Mitteln zu ihrer Selbsthülfe, und unter den vielen Faktoren, derer sie sich bedient, eine große Lebensgemeinschaft bilden zu helfen, steht der Mensch nicht an letzter Stelle. Was ihm von Vorteil ist, das sucht er mit den ihm zu Verfügung stehenden Kräften zu verbreiten; was ihm schadet, das sucht er fernzuhalten und zu bekämpfen. Unsere Kulturpflanzen liefern uns einen schlagenden Beweis. Sind die nötigen Bedingungen zu diesem Dasein gegeben, als Wärme, Feuchtigkeit, zusagender Boden, Widerstand resp. Schutz gegen eingreifende Feinde, so kann eine Pflanze die ursprüngliche Heimat mit einem andern Standort vertauschen und wohl gedeihen. So ist durch Handel und Verkehr, Kultur und Pflege eine umfassende Anzahl Pflanzen verbreitet worden.[1])

Während viele unserer Kulturpflanzen mit dem Menschen ihren Weg von Osten nach Westen fortschreitend über die Erde nahmen, haben andere den umgekehrten Weg eingeschlagen: die Kartoffel und der Tabak sind uns von Amerika

[1]) S. „Heimat": Berichte des Botanischen Vereins zu Hamburg.

Digitized by Google

übermittelt worden. Daß neben vielen nützlichen Individuen auch manche schädliche sich Heimatsrecht erwarben, liegt auf der Hand. Einige Beispiele unter vielen mögen dieses darthun.

1. Zu den Plagegeistern zählen die Ratten, von denen in unserer Provinz zwei Arten: die Hausratte (Mus rattus) und die Wanderratte (Mus decumanus), vorkommen. Erstere, dunkelbraun, Körperlänge 14 cm, war früher schon verbreitet, ist aber durch die Wanderratte fast verdrängt und dem Aussterben nahe. Nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Lenz soll sie in Lübeck noch häufiger vorkommen. Ihre Heimat soll Persien sein; im Altertum war sie in Deutschland unbekannt. Die Wanderratte, rötlichgrau, Körperlänge 21 cm, ist jetzt in Häusern, Ställen und Scheunen sehr gemein, obgleich sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in unserer Provinz noch nicht anzutreffen war. Nach Pallas ist sie aus Asien eingewandert, durchschwamm 1727 in großen Zügen die Wolga und erreichte 1770 von Polen her unser Vaterland. In Italien scheint sie schon früher aufgetaucht zu sein. Sie wird fälschlich oft Wasserratte genannt und ist die schädlichste ihres Geschlechts. Es handelt sich hier um zwei Tiere, welche biologisch gleichberechtigt sind, d. h. denselben Lebensbedingungen angepaßt, und im Kampfe ums Dasein mußte das schwächere, am wenigsten angepaßte dem stärkeren weichen.

2. Vor einigen Jahren machte das asiatische Steppenhuhn viel von sich reden. Wir selbst gelangten in den Besitz eines in der Umgegend erlegten Exemplars, welches jetzt der zoologischen Sammlung des Meldorfer Gymnasiums eingereiht ist. Das Steppenhuhn, Faustthuhn (Syrrhaptes paradoxus Ill.) gehört zur Gattung der Flughühner und bewohnt die Steppen Mittelasiens vom Kaspischen Meere bis zur Dsungarei. Es hat Rebhuhngröße, Farbe lehmgelb, aber schwarz gesprenkelt, am Unterleib ein braunes Schild, die ersten Schwungfedern sind in eine lange, feine Spitze ausgezogen, Füße mit drei verkümmten und verwachsenen, weichbefiederten Zehen (erinnern an den Kamel- und Straußfuß, Abbildung s. Brehms Tierleben). Im Frühling des Jahres 1863 kam dieser Fremdling aus den asiatischen Steppen nach einer Reise von 8000 km zu uns, um unsere Gastfreundschaft zu erproben. Einzelne Exemplare verirrten sich sogar nach Sylt und Fanö und brüteten. (!) Leider bereiteten unsere Nimrode und „Wildschützen" ihnen einen so unfreundlichen Empfang, daß die meisten nach wenigen Monaten der unbarmherzigen und rücksichtslosen Verfolgungssucht zum Opfer fielen. 1864 wurde bei Pinneberg das letzte Exemplar geschossen. 1888 wird von einem abermaligen Auftreten berichtet, im April erschienen die ersten bei Warschau — und mehr oder wenige zahlreiche Scharen durchstreiften unsere Provinz: von Hamburg bis Hadersleben, von Schleswig bis Amrum, von der Elbe bis zur Eider (Meldorf, Wesselburen) werden Berichte veröffentlicht. Es schien also, als wenn unsere Provinz mit ihren Sandflächen und Heiden des Mittelrückens, den Dünen der Nordsee-Inseln der Heimat der Steppenhühner entspräche und ihrer Lebensweise zusage, und man durfte mit einigem Grunde hoffen, daß der Fremdling sich bei uns einbürgere. Von einem hervorragenden Vogelkundigen und Tierfreunde unserer Heimat erschien eine „Bitte an alle Jäger und Vogelfreunde unserer Provinz," Beobachtungen über das Steppenhuhn in Schleswig-Holstein, über erstes Auftreten, Anzahl, Dauer des Aufenthalts, Lebensweise, Nahrung, Brut usw. mitteilen zu wollen und den Vögeln Schutz gegen Nachstellung zu gewähren. Seitdem ist über die Einwanderung dieses Vogels wenig bekannt geworden, und es hat den Anschein, als wenn er uns fürs erste Lebewohl gesagt hat. Etwaige, in den letzten Jahren gemachte Beobachtungen wolle man durch die „Heimat" weiteren Kreisen zugänglich machen.

3. Ziehen wir nun noch eine Pflanze in den Kreis unserer Betrachtung.

Digitized by Google

Seit einigen Jahren wuchert in den stehenden und zahlreichen fließenden Gewässern unserer Provinz, z. B. in den Mooren östlich von Heide, in der Brocklandsau, in den Teichen der Anlagen bei Tondern usw. eine Pflanze, die früher unbekannt war, die **Wasserpest** (Elodea canadensis oder Anacharis alsinastrum Bab.) Ihre Heimat ist Canada in Nordamerika, von wo aus sie 1836 in einzelnen weiblichen Exemplaren nach England verschleppt wurde. Sie gelangte bald nach Deutschland und nahm wahrscheinlich ihre Verbreitung vom Berliner botanischen Garten aus über den größten Teil Norddeutschlands bis nach Hamburg, Leipzig, Dresden usw. In den Jahren 1850—60 war sie schon in großer Menge bei Stettin, Potsdam und im Alsterbassin bei Hamburg anzutreffen. Zur Kennzeichnung der Pflanze folgendes: Sie gehört zur Familie der Hydrocharideae, hat einen dünnen, bis 1,3 m langen Stengel, dreiquirlige, länglich-lanzettliche Blätter, langgestielte, mit einer Hülle umgebene Blüten und 9 Staubblätter. Sie wurzelt am Grunde der Gewässer, hält sich stets unter der Wasserfläche und vermehrt sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch Brutknospen und dadurch, daß kleinere Teile der Pflanze wieder Knospen und Wurzeln treiben. Ähnlich wie ihre Verwandte, die in den Kanälen Südfrankreichs und Italiens wachsende Vallisneria spiralis L., streckt sie ihre Blütenstiele zur Zeit der Reife des Blütenstaubes an die Oberfläche des Wassers, entleert die Staubbeutel, um denselben durch die Bewegung des Wassers den weiblichen Blüten ihres Geschlechts zur Befruchtung zuzuführen. In der kurzen Zeit seit ihrer Einwanderung hat sie sich dermaßen verbreitet, daß sie stellenweise die Entwässerungskanäle verstopfte, die Schiffahrt hemmte, das Öffnen der Schleusen erschwerte, die Fischerei beeinflußte und mit erheblichen Kosten entfernt werden mußte. Da sie in hohem Grade die bekannte Erscheinung des Pflanzenlebens, unter dem Einfluß des Sonnenlichts Kohlensäure aufzunehmen, dieselbe in ihre Bestandteile, Kohlenstoff und Sauerstoff, zu zerlegen, und jenen für sich zu ihrem Aufbau zu behalten, diesen auszuatmen — zeigt, so wird sie vielfach zu Versuchen dieser Art benutzt.[1]) Infolge dieser Eigenschaft desinfiziert sie die Gewässer und eignet sich besonders als Besatzpflanze für Aquarien.

Das Märchen.

Horch, wie das Märchen
Flüstert im Wind, — —
Halb ist es Greisin,
Halb ist es Kind.
Und spricht es, so klingt es
Wie Glocken so schön —
Doch freilich — nicht jeder
Kann es versteh'n.

Das ewig alte
Erzählt es dir neu
Und lächelt halb schalkhaft,
Halb traurig dabei;
Halb klingt es wie Jauchzen
Aus sprudelnder Lust,
Und halb wie ein Schluchzen
Aus todwunder Brust.

Glänzende Bilder
Mit flüchtiger Hand
Malt es auf eine
Düstere Wand,
Es lacht und es plaudert
Mit zuckendem Mund, —
Doch freilich — nicht jeder
Schaut gleich auf den Grund.

Toni Rothmund geb. Lüdemann-Ravit.[2])

[1]) Vgl. Dr. A. Hansen, Die Ernährung der Pflanzen — Wissen der Gegenwart Bd. 38.

[2]) Vorstehendes Gedicht ist das erste aus einem Sträußchen von 19 Liedern, das uns geboten wird von einem Holsteiner Kind. Die Verfasserin ist Frau Assessor Toni Rothmund in Singen, Amt Konstanz, Tochter des weiland Pastor Ernst Lüdemann in Barlt in Ditmarschen. Wen das obige Lied anspricht und wer geneigt ist, auch die andern lieblichen Blumen kennen zu lernen, kann die Sammlung von der Buchhandlung Lipsius & Tischer in Kiel beziehen. (Preis 0,50 M.) Eckmann.

Digitized by Google

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

17. Hans un Greten.**)

Dar is mal 'n Mann un Fru weß, de hett dat man so arm gan.

Se hebbt twê Kinner hatt, 'n lütten Jung, de hett Hans hêten, un 'n lütt Dêrn, de hett Grêten hêten.

Nu êmal 's abens, as se al in Bett liggt — se hebbt gar niks mêr to lęben hatt —, do secht de Mann to sin Fru: ‚Ik wêt ggr ne, wo wi de Kinner grot krigen schüllt. Dat wêr am beff'n, ik bröch ęr hen to Holt un lôt[1]) ęr denn dar. Denn wêrn wi f' los.'

‚Gott, Vadder,' secht de Fru un wen't, ‚wo machs du êmal so wat segg'n? Int Holt, dar kamt se je dot.'

‚Ja,' secht de Mann, ‚dat nutt denn sin'n Will'n hebb'n. Bi uns hungert f' uk dot. Ik bring' ęr morn frö wech.'

Nu hett dat Bett, wo de Kinner in slapen hebbt, dat hett up 'e anner Sit de Wand stgn, un de Wand is man ganz dünn' weß, un Grêten, de hett noch wakt — se is so hungeri weß —, de hett dat nu je all' hört, wat ęr Vadder secht hett.

Do kümmt se bi, den annern Morgen, as de Vadder Anstalt mękt un will mit ęr wech, mit de Kinner, do kümmt Grêten gau bi un stickt sik 'n Klön[2]) ro' Garn[3]) in 'e Tasch: dat nimm't se mit. Un as se int Holt kamt, do blifft se all' Ogenblick stgn un binn't 'n roden Band üm 'n Bôm.

Do secht de Vadder: ‚Gg doch tô, Dêrn; wat heß dar ümmer bi de Bôm rüm to nöl'n?'[4])

‚Och, Vadder,' sech' se, ‚schell' man ne. Mi gnt ümmer, as wenn ik de Bôm ne weller to sên krig', un nu will ik ęr man noch 'n bęten smuck mękn.'

---

*) Zu Nr. 13 und 14 (‚Haus un de lütt Katt') habe ich in Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß noch eine weitere (fiebente) Fassung gefunden. Sie ist von derselben Hand geschrieben wie das Märchen ‚Peter und Lena' (S. 449 f.) und stammt, wie dieses, aus Marne. Im ganzen finden sich von dieser Hand 7 Geschichten in Müllenhoffs Nachlaß. Nach seiner Bemerkung ‚Mündlich aus Marne' (S. 450) ist anzunehmen, daß ihm diese Geschichten zugleich erzählt worden sind. Der Inhalt jener Fassung ist folgender. Ein Bauer teilt seinen Hof und seine Habe unter seine drei Söhne. Einen Diamanten, der seinem Besitzer die Kraft verleiht, sich in alle Gestalten zu verwandeln und sich jung, schön und reich zu machen, behält er noch zurück. Den soll der von seinen Söhnen erhalten, der ihm den schönsten Sarg bringt. Die drei Söhne gehen zusammen fort. An einem Kreuzweg wollen die beiden ältesten den dummen Hans nicht weiter mit haben, worauf dieser auf einem unbefahrenen Weg allein weiter geht. Er trifft eine Hütte, klopft an und geht hinein. Da sitzt in der Stube eine kleine, hübsche Katze auf dem Stuhl. Bei dieser bleibt er und muß jeden Tag Holz spalten. Nach drei Monaten bekommt er einen prächtigen Sarg aus Gold, mit Edelsteinen besetzt, und die Katze erbietet sich, ihm den Sarg nach seinem Hause schaffen zu lassen. An dem Kreuzweg trifft er seine beiden Brüder, die mit gewöhnlichen Särgen ankommen und darüber spotten, daß er keinen hat. Zu Hause aber finden sie den prächtigen Sarg vor mit einem Zettel darauf: ‚Dieser Sarg gehört Hans.' Die Brüder wollen es nicht gelten lassen: Hans habe den Sarg gestohlen. Da sollen sie den schönsten Wagen mit den schönsten Pferden bringen. Auch diesmal wieder ist Hans der Sieger. Das dritte Mal sollen sie die schönste Braut bringen. Als die Zeit um ist, soll Hans der Katze den Kopf abschlagen und diesen in eine Wassertonne werfen. Dann soll er das gespaltene Holz aufschichten und anzünden, die Tonne darauf setzen, den Leib der Katze ins Feuer werfen und darauf nach Hause gehen. Anfangs weigert er sich; dann gehorcht er. Als er zu Hause ist, kommt eine prächtige Kutsche angefahren, aus der eine wunderschöne Dame aussteigt, die sich ihm heimlich als die frühere Katze zu erkennen giebt. So hat Hans jetzt auch die hübscheste Braut und bekommt den Diamanten. ‚Und bald darauf gab er Hochzeit mit der reichen und schönen Zauberin Clementine.'

**) Mit Abänderungen abgedruckt aus der ‚Deutschen Welt' 1899, Nr. 25.

Digitized by Google

As se 'n ari Flach riu sünd na 't Holt, do secht de Vadder: ‚So, nu sett ju hier man 'n Ogenblick dal, ik kam gliks weller.'

Un do geit he wech un geit hen to Hus.

Nu sünd de Kinner so mô' weß, un de ol lütt Hans slöppt tô.

Do denkt Grêten: ‚Hans, de is je noch so lütt, lat em man êrs noch 'n bęten slapen. Du heß de Bänner je üm de Bôm bunn'n, de wis't di nahęr den Wech je.'

As de ol lütt Hans nu utslapen hett, do gat se den Wech je ng, wo de Bänner um de Bôm bunn'n sünd, un kamt 's gbens weller to Hus an.

Do is de Mudder je so vergnögt weß, dat se ęru lütten Hans un ęr Grêten weller hett. Awer den Vadder is dat gar ne mit[5]) weß, dat se weller kam'n sünd.

As se nu 'n Titlank wa' to Hus weß sünd, do hebbt se weller mal gar niks mêr to lębben hatt.

Do secht de Mann weller, as se 's gbens in Bett ligg't: ‚Morn frö bring' ik ęr wa' hen to Holt.'

Grêten hett awer noch wakt un hett dat weller hôrt. Un 'n annern Morgen, do kümmt se gau bi un haut 'n Tęgelstên in ganz lütt Stücken: dê stickt se sik in 'e Tasch. Un as se int Holt kamt, do lett se af un an 'n Stück achter sik dal fall'n.

Nu bring't de Vadder ęr ganz wid na 't Holt herin, vęl wider as dat êrs Mgl. Un do secht he weller, se schüllt sik man 'n bęten dal setten un sik utrau'n, hê kümmt gliks weller.

Hê makt dat awer wa grą' so as dat êrs Mgl. He geit wech un geit hen to Hus.

Nu sünd de Kinner weller so mô' weß, un de ol lütt Hans slöppt weller tô.

Do denkt Grêten: ‚Hans, de is je noch so lütt, lat em man êrs ontli[6]) utslapen. Du heß de Tęgelstênstücken je fall'n lgten, de wis't di nahęr je den Wech.'

As de ol lütt Hans nu utslapen hett, do secht Grêten: ‚So, min Hans, nu kumm man.' Un do gat se den Wech je ng, wo Grêten de Tęgelstênstücken fall'n lgten hett, un finn't glückli weller ut 't Holt herut.

As se to Hus ankamt, do is de Mudder je wa' so vergnögt weß, dat se ęr Kinner weller hett. Awer de Vadder is argerli weß. Smalhans is je noch ümmer Kökenmeister weß.

As se nu 'n Titlank wa' to Hus weß sünd, do hebbt se weller mal gar niks mêr to lębben. Un de Vadder makt weller Anstalt un will ęr wa' hen to Holt bring'n.

Nu hett Grêten dat awer ne węten vörhęr, wat ęr Vadder mit ęr in Sinn hett. Wat schall se nu so flink upstell'n? Se löppt gau na 'n Gard'n un ritt sik 'n par Handvull grôn Arf'n af un stickt sik dê in 'e Tasch.

Do röppt ęr Vadder un schelt: ‚Wat heß du ol ful Dêrn dar noch in 'n Gard'n rüm to stan?'

‚Och, Vadder,' sech se, ‚schell' man ne. Ik kik man noch mal na unsen Gęwel.[7]) Dat is mi ümmer, as wenn he mi wenken deit: ‚Grêten, bliv' hier.'

‚Och, dumm' Snack!' secht de Vadder. ‚Mak man tô, dawwi[8]) wech kamt.'

Do mutt se je kam'n. Un do geit de Vadder je weller mit ęr los.

As se int Holt kamt, do pakt Grêten in 'n Gan de Arf'n ut un lett denn un wenn 'n Arf achter sik fall'n.

Nu bring't de Vadder ęr ganz, ganz wid' na 't Holt herin, noch vęl wider as dat vöri Mgl. Un do makt he dat wa' ębenso. Hê lett de Kinner alleen un geit wa' hen to Hus.

Grêten, de lett ęru ol lütten Hans je êrs wa' utslapen. Un as hê utslapen

Digitized by Google

hett, do stat se up un wüllt de Arf'n naggn. Ja wul — do sünd dar narms [9]) Arf'n to finn'n. All' de Arf'n, de hebbt de Vggels upfreten. Dar hett Grêten ne an dacht.

Wat schüllt se nu èmal upstell'n?

Grêten, de denkt, se kann uk sachs [10]) so weller ut't Holt herut finn'n. Awer dat dur't ne lang', do sünd se hêl un dêl [11]) verbistert.

Nu lop't se 'n ganz Tit int Holt herüm, un de ol lütt Hans kann al gar ne mêr gan.

Do kamt se toletz bi so 'n ol Hus, dar steit 'n ol Hex vö' de Dör.

‚Na, lütten Kinner,' sech' se, ‚wo wüllt ji denn na tô?'

Och, secht Grêten, se sünd verbistert un künnt ne wa' hen to Hus finn'n.

‚O,' secht de ol Hex, ‚denn kamt man rin un rau't ju êrs 'n beten ut, ik will ju 'n Stück Brot sniden.'

Nu sünd se je so mô' weß un so hungeri, un do gat se mit rin. Awer as se binn'n sünd, do kricht se den ol lütten Hans in 'n Bur — se hett em fett maken wullt un denn slachen —, un Grêten mutt em ümmer fôdern.

As se nu al 'n ari Tit dar weß sünd, de Kinner, do denkt de ol Hex: ‚Sü, na diss'n [12]) mutt dat Krôt doch uk al fett wesen.' Un se geit hen un secht to Hans: ‚Min Jung, stick din'n Finger mal dö' de Trall'n.'

Nu hett Hans sin'n Handstock mit rin ngmen hatt na de Bur, un do stickt he den' dar hendör.

‚Och,' sech' se, ‚du heß je noch gar niks up 'e Nipp'n.' Un se schelt Grêten ut, dat se em ne beter fôdert hett.

Na 'n Titlank geit se noch mal wa' hen un secht: ‚Min Jung, stick din'n Finger mal dö' de Trall'n.'

Do stickt Hans sin'n Finger hendör.

‚Ah,' sech' se, ‚nu büß je al snigg'nfett. [13]) Denn schaß nu uk êrst'n Dach slacht ward'n.'

Annern Morgen, do hett se backt, de ol Hex, un do schall Grêten mal tôsên, wat dat Brot no' ne gar is.

Do secht Grêten, se wêt ne, wo dat makt ward, se schall er dat êrs mal wisen.

‚Dat wêß ne, ol dumm' Gör?' secht de Olsch. ‚Dat ward so makt.' Un darmit sett se sik vör'n Backaben up 'e Kant un lang't so na dat Abenlock rin.

Awer so as se sik vörower bögt, kricht Grêten gau den Schüwer her un stött er dar mit in 'n Nacken, dat se koppheister [14]) na 'n Backaben rin schütt. Un do sett se flink den Block vör.

Do is de ol Hex in 'n Backaben verbrg't.

Nu geit Grêten je hen un lett ern ol lütten Hans ut, un do makt se je, dat se wech kamt, un finn't uk glückli hen to Hus. Un dar vertell't se je, wo er dat gan hett. Un do geit de Vadder mit er hen, na de ol Hex er Hus, un do finn't se dar so vel Sülwer un Gold, dat nem't se all' mit.

Do hett dat mit all' er Not 'n Enn' hatt.

Nach Frau Ohrt (†) in Kreuzfeld.

Anmerkungen: [1]) Nebenform zu ‚leet': ‚ließ' und ‚ließe.' [2]) Kloon, neuere Form ‚Klun' (wie ‚Froo Fru, troo tru'): Knäuel. [3]) rotes Garn. [4]) zaudern. [5]) recht. [6]) verkürzt aus ‚ordentli.' [7]) Giebel. [8]) statt ‚dat wi.' [9]) nirgends. [10]) vielleicht. Im Mittelniederdeutschen hat sachte außer der gewöhnlichen Bedeutung ‚sanft, ruhig' zwar schon die Bedeutung ‚leicht, bequem', die Bedeutung ‚vielleicht' aber noch nicht. [11]) eigentlich ‚im ganzen und in den Teilen,' d. h. ‚ganz und gar.' [12]) nach diesem, d. h. ‚nachgerade.' [13]) schneckenfett. [14]) kopfüber.

Digitized by Google

Alter bäuerlicher Erbbesitz.[1])

Von L. **Danger**, Neuhof bei Reinfeld in Holstein.

Wie der Adel stolz ist auf alten Stammbaum und alten Stammsitz seiner Familie, so nicht minder der Bauer. In der ererbten und wohlgepflegten Scholle wurzelt das Herz des Besitzers; das ererbte Gut der Familie zu erhalten, auf ihm die Heimats- und Vaterlandsliebe zu pflegen, das gilt dem Edelmann und dem Bauersmann als heilige Pflicht.

Es dürfte interessant sein, Nachforschungen darüber anzustellen, wo sich Bauerngüter befinden, welche nachweislich seit mehreren Jahrhunderten denselben Familien erb- und eigentümlich gehören, und wie diese Bauerngüter in den Besitz der betreffenden Familien gelangt sind. In mancher alten Truhe, oder jetzt übernommen in modernen Wertschränken, werden sich Besitz- und Familienchroniken finden, welche bezügliche Aufschlüsse darüber geben, wann und wie alte bäuerliche Stammsitze in den Besitz der betreffenden Familien gelangt sind. Würden namentlich Landräte, Landgeistliche und Lehrer auf dem Lande in ihren Bezirken einmal Umfragen und sonstige Nachforschungen nach alten Familienchroniken anstellen, so dürfte sich mancher Aufschluß ergeben, der neben dem nächstliegenden persönlichen und örtlichen Interesse auch solches für die Allgemeinheit darbieten würde.

Aus manchen alten bäuerlichen Stammsitzen werden Männer hervorgegangen sein, welche ihr Wissen und Können nicht nur in den nächstliegenden Dienst ihrer Gemeinden, sondern auch in denjenigen des Landes gestellt, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe über den engeren Ortskreis hinaus bekundet und der öffentlichen Wohlfahrtspflege hohe Dienste geleistet haben. Das hervorzuheben dürfte in manchen Fällen zweckmäßig sein.

Vor längeren Jahren hatte ich Gelegenheit, aus einigen alten bäuerlichen Familienchroniken mir Abschriften und Auszüge zu machen, welche ich hiermit zur Verfügung stelle, um meiner vorstehenden Anregung praktische Folge zur Eröffnung einer Sammlung zu geben.

Im Dorfe Borstel, etwa 5 km von der holsteinischen Kreisstadt Pinneberg entfernt, befindet sich eine ungefähr 70 ha große Bauernstelle seit mindestens 500 Jahren im Besitz der Familie Bornholdt. Der Tradition zufolge lebte im 14. Jahrhundert in Borstel ein Bauer, welcher von seinen erfolgreichen Bemühungen, einen „Born" (sumpfiges Quellland) mit „Ellern" (Erlen) zu „bestecken" und selbiges in Holzung zu verwandeln, den Namen Eler Bahrensteker empfing. Dieser Eigenname wurde im Laufe der Zeit, nachdem die Erlenpflanzung zum „Holdt" (Holzung) herangewachsen war, in den Namen Bornholdt umgestaltet und wird als solcher von den direkten Nachkommen jenes Eler Bahrensteker wie geschrieben fortgeführt.

Herr Joachim Bornholdt als Besitzer des Hofes gestattete mir 1878 die Durchsicht seiner mit Pietät sorgfältig aufbewahrten Familiendokumente. Ein vergilbtes, umfangreiches Pergament weckte mein besonderes Interesse. Geschrieben in niedersächsischer Sprache und in damaliger Schreibart, gespickt mit vielen lateinischen Ausdrücken, beginnt das in reich verschnörkelten Schriftzügen mit den — wie die folgenden Auszüge in Übersetzung gegebenen — Worten:

„Wir Berndt von Gottes Gnaden, Propst der Kirchen zu Hamburg, des Bremischen Stiftes, begehren" usw. — Es beurkundet in dem Schriftstück der Propst Berndt (Berendt oder Bernhard): „daß unser Vollbruder, Otto zu Holstein, Stormarn und den Schauenburgischen Landen" in dem Dorfe Borstel „eine ewige

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers und der Redaktion aus der Zeitschrift „Das Land" (1900, Nr. 24) abgedruckt.

Digitized by Google

Vicarie in der Kapelle jüngst öffentlich erbaut und aufgerichtet habe," und „daß er, ohne zu widerrufen, seinen Hof zu Borstel, im Kirchspiel Rellingen belegen, dem den (Hof, Vollhof) ordentlichen Pflug zu besitzenden Eler Bahrensteker geopfert und gegeben habe."

Soweit dem oben genannten Hofbesitzer Joachim Bornholdt und dessen weitverzweigten Familienmitgliedern bekannt ist und solches durch das gänzliche Fehlen der sonst sorgfältig gesammelten Schriftstücke indirekt bestätigt wird, ist zu dem erwähnten Hofe kein Grundbesitz hinzugekauft worden. Eler Bahrensteker hat den Hof in der jetzigen Größe empfangen und dafür als Gegenleistung die im genannten Dokument nicht spezifizierte Verpflichtung übernommen, die vom Grafen Otto II. errichtete Kapelle zu unterhalten. Propst Berndt „von Gottes Gnaden" verpflichtet dagegen den Grafen Otto II., „den Hof und desselben Hofes Besitzer, die Häuerlinge, Einwohner und Baumänner zu beschirmen und beschützen in allen ihren Nöten." — „Aber sonst soll er (der Hofbesitzer) in allen Dingen wie ein anderer Lehnsmann der Propstei zu Hamburg dem Propst oder Weltlichen Gehorsam und unterthänig sein, so diese Stiftung fernerhin von ihm innegehalten wird." „Insigell So befestet."

Die Verleihungsurkunde trägt für ihren Hauptinhalt kein Datum der Ausfertigung. Jedoch ist, da Graf Otto II. und Propst Berndt vom Jahre 1390 bis 1404 thätig waren, ersichtlich, daß der betreffende Bauernhof ungefähr 500 Jahre erbeigentümlich in der Familie Bornholdt gewesen, als Lehen wahrscheinlich länger.

Eine von mir nicht entzifferte Nachschrift zu dem überhaupt schwer zu lesenden Dokument trägt die Unterschrift: „Pinnberg, 20. qtbres 1656. Franz Stapeldorp."

Die erwähnte Kapelle ist nicht mehr vorhanden. Als man im Jahre 1842 in dem Bornholdtschen Garten einen alten Apfelbaum ausgrub und dabei auf eine Menge Ziegelsteinbrocken stieß, glaubte man, es mit den Überresten der erwähnten Kapelle, welche vermutlich im dreißigjährigen Kriege durch Wallensteins Horden zerstört sein wird, zu thun zu haben.

Das Dorf Borstel liegt in einer schon vor Jahrtausenden stark besiedelten Gegend, welche reich an archäologischen Funden aus dem Bronze-Zeitalter ist. Ich selbst habe dort in den siebziger Jahren zahlreiche archäologisch wichtige Funde gemacht, namentlich auf dem Urnenfriedhof des Ratsberges in der Nähe von Kummerfeld, d. h. Trauer- oder Thränenfeld, dem Begräbnisplatz der dortigen heidnischen Bevölkerung. Die Funde wurden teilweise dem Vaterländischen Museum für schleswig-holsteinische Altertumskunde in Kiel überwiesen.

Ein anderer mir genau bekannter Bauernhof befindet sich seit mindestens 500 Jahren im Besitz der Familie Emke-Kasch zu Bichel im Fürstentum Lübeck. Bichel gehört zu dem am großen Plöner See liegenden Kirchdorfe Bosau, welches um das Jahr 1100 Wohnsitz des heiligen Vicelin, des holsteinischen Apostels, und seines Schülers Helmold, des berühmten vaterländischen Geschichtsschreibers, war. Die von Vicelin in Bosau gegründete Kirche ist noch jetzt im Gebrauch.

Über den Erwerb des Hofes Bichel durch die Familie Emke, welche vor langen Jahren den Namen Kasch mit ihrem Familiennamen verbunden hat und sich Emke-Kasch, gewöhnlich aber kurz Kasch nennt, sind genaue Nachrichten nicht bekannt. Daß die Familie Emke bereits im Jahre 1464 im Besitz des „Hofes Bichel" gewesen ist, geht unzweifelhaft aus einem mir im Original vorgelegten Kaufbriefe hervor, durch welchen „Arnold, von Gottes Gnaden Bischof zu Lübeck," eine Wassermühle im Jahre 1464 dem damaligen Besitzer des Hofes zu Bichel, „dem bescheidenen Mann Hinrich Emken und seinem rechten Erben" „für sechszig Mark lübische Pfennige in gutem groben Gelde verkauft" hat.

Im Dorfe Schieren des holsteinischen Kreises Segeberg befindet sich die

Digitized by Google

Hufe des Landwirts Bruhn seit 1682 in derselben Familie. Aus den „Kurzgefaßten zuverlässigen Nachrichten von den Holstein-Plönischen Landen pp. von Pastor P. Hansen, Plön 1759“ ergiebt sich, daß der dänische König Christian IV. „für 85 982 Rthlr. Species (à 4,50 Mk.) nach einem von dem König sub dato Copenhagen, den 30. Juli 1662 ausgestellten Schreiben folgende Dörfer, als: „Struckdorf, Steenbeck, Jeschendorf, Westerrade, Schieren, Stipsdorf, Schlamersdorf, lütgen Rönnau, Leetzen und Mötzen an das Haus Plön überlassen. Dabey aber ward ein Partikular-Vergleich mit dem damaligen Königlichen Regierungs-Rath und Amtsverwalter zu Steinburg, Niclas Brügmann und dessen Erben in Ansehung Leetzen und Mötzen errichtet. Man hielt es um der Grenze willen für besser, daß diese beyden Dörfer an denselben cedirt würden. Dafür wurden dem fürstlichen Hause Tarbeck und Niendorf, imgleichen der Witwe von Hätten ihre Hufe in Stipsdorf und Johann Brunns Hufe zu Schieren, sammt der großen Gladebrügger Wiese wiedergegeben, zu welchem ein Zuschuß von 1682 Rthlr. erleget ward . . . .“

Wie lange vor dem Jahre 1682 die genannte Hufe im Besitz der Familie Bruhn gewesen ist, läßt sich nicht ermitteln.

Wir geben zum Schluß den

Kaufbrief für die Mühle zu Bichel in wortgetreuer Abschrift.

„Wir Arnold von Gottes Gnaden Bischof zu Lübeck bekennen, offenbaren und bezeugen in und mit Kraft dieses Briefes für uns und unsere Nachfolger, daß wir mit wohlbedachtem Muthe um besonderer Sachen willen, die uns dazu bewogen haben, dem bescheidenen Manne Hinrik Emken und seinem rechten Erben verkauft haben und gegenwärtig verkaufen unsere Mühle zu Bichel, wie sie nun ist, mit Stöcken und Steinen, in aller Maße, so wie sie von dem tüchtigen Henneken Walstorpe, (Alvens) Joens Sohne mit dem Hofe Bichel und dem Dorfe Lügow [1]) gekauft haben: für sechszig Mark lübsche Pfennige, die er oder seine Erben uns oder unsern Nachfolgern in dieser nachbeschriebenen Weise bezahlen und in gutem grobeu Gelde entrichten soll. Zum ersten Male soll der vorbenannte Hinrich Emke oder seine Erben uns oder unsern Nachfolgern auf diesem nächstkommenden St. Martinstag geben und bezahlen dreißig Mark lübische Pfennige an gutem grobem Gelde, so verschrieben ist, und dann von Stund an die Mühle anfassen und sie nach seinem Willen brauchen, bauen und mit allen Dingen und Zubehörungen, was zu der Mühle gehört, besorgen. Er soll ferner auf St. Johannis-Baptisten-Tag zum Mittsommer nächstkommend uns geben und bezahlen fünfzehn Mark lübischer Pfennige. Item soll er auf den nächsten St. Martinstag „da fort nach sonder Mittel folgend“ die letzten fünfzehn Mark lübischer Pfennige in gutem grobem Gelde, so zu Lübeck und Hamburg gäng und gebe ist, ohne hohle Pfennige und ohne längere Verzögerung uns bezahlen und befriedigen. Er soll auch geben alle Jahr uns oder unsern Nachfolgern für den Strom zu pachten vier lübische Mark Pfennige, nun an St. Martinstag nächstkommend über ein Jahr die ersten vier Mark Stromheuer auszugeben. Und dann fortan er und seine Erben und Nachkommen dies so ferner zu halten zu ewigen Zeiten. Item der vorbenannte Hinrik Emke, seine Erben und Nachkommen sollen und mögen gebrauchen des Mühlenteiches zu fischen zu seiner Tafel und anders nicht. Item auch soll er haben eine halbe Hufe Ackers bei dem Mühlenberge belegen und ein Wiesenblek dazu, für soviel Pacht, als der Acker und Wiese zu pachten nach Antheil gelten mögen. Kann er was mehr von denen, die uns den Hof abkaufen oder pachten, von Acker oder Wiese pachten, das soll unser Wille wohl sein. Hinrik Emke und seine Erben sollen auch brauchen des Rethes, das auf dem Mühlenteiche wächst, zu seinem Bauen, von nun St. Martin an ferner über vier Jahre und nicht länger. Dann wollen wir und unsere Nachfolger des Rethes vergeben mächtig sein, oder zu verkaufen wem wir es gönnen. Item auch wenn es nach Verlauf der Zeit geschieht, daß wir oder unsere Nachfolger den großen Teich ausstechen und fischen lassen mögen und wollen, so muß die Mühle um Wassermangels willen eine Weile, vierzehn Tage oder drei Wochen stille liegen. so daß sie nicht mahlen kann oder mag. Daß er dann in seiner Matte Hinderung oder Schaden hat, dafür soll er wieder für sothanen Schaden, wenn die Mast auf der Feldmark und Holzung des Hofes Bichel ist, vier Schweine frei in die Mast laufen lassen, und mehr nicht. Item sollen Hinrik, seine Erben und Nachkommen die Matte nicht größer oder anders machen als sie nun ist, ohne unser oder unserer Nachfolger Wissen und

[1]) Löja, Dorf nahe bei Bichel.

Digitized by Google

Willen. Item soll oftgenannter Hinrik die Lansten unserer Dörfer, die zu dem Madenfelde zu mahlen pflegen, die wir dem Müller in seinem Briefe versiegelt haben, zu seiner Mühle nicht entbieten oder fordern zu mahlen. Auch sollen sie da nicht mahlen bei ihrer Brüche, sondern Hinrik Emke, seine Erben und Nachkommen sollen zufrieden sein mit denen, die da seit lange von unsern Unterthanen zu mahlen pflegen, als namentlich Wöbser, Bosauer, der Hof Bichel und das Dorf Lugow, und Neuendorfer bei Bosau. Item wenn die Mühle oder das Mühlenhaus und auch das Haus da der Müller in wohnt, Bauens und Ausbesserung bedürfen, so wollen wir und unsere Nachfolger ihm nach redlicher Weise Holz dazu geben, aber er soll uns und unsere Amtleute darum bitten und sich das Holz zu hauen zeigen lassen. Brennholz soll er, wie er das redlicher Weise zu seinem Hause bedarf, hauen, wo er hingewiesen wird zu hauen von unsern Amtleuten vorbenannt. Item Hinrik Emke soll den großen Teich nicht niedriger mahlen als das unterste Siel zusagt. Wenn auch vorbeschriebener Hinrik Emke oder seine Erben dieselbe Mühle wieder verkaufen wollen, so sollen er und seine Erben sie keinem Hofmanne verkaufen oder zu Kauf bieten, sondern er soll sie zuerst uns oder unsern Nachfolgern, Bischöfen zu Lübeck zu Kauf bieten und nach unserm Rathe und Wissen und anders nicht verkaufen. Ist dann dem Herrn Bischofe zu Sinn, daß er die Mühle selber kaufen und für sich oder wenn er sie haben will behalten, so sollen zwei fromme Hausleute, die sich Mühlenwerkes verstehen, von des Herrn Bischofs wegen, und zwar auch alsdann Hausleute von Hinrik Emken und seiner Erben wegen die Mühle und das Gebäude, das zu der Mühle gehört, wardiren, und nicht das Haus, das besonders Hinrik und seinen Erben zugehört. Auch wollen wir, daß man Hinrik und seinen Erben mit solcher guten Münze als wir von ihm empfangen haben und mit keinen hohlen Pfennigen die Mühle wieder bezahlen soll und auch daß Hinrik und seine Erben und Nachkommen sollen die vorbenannten unsere Leute, seine Mahlgäste mit nichts zu nahe sein und die Matte in ihrer Weise und Größe, als sie nun ist, bleiben lassen, ohne jegliche Wandelung. Daß zum Zeugnisse haben wir obengenannte Bischof Arnoldus unser Secret wissenlich unten an diesen Brief hängen lassen.

Geschrieben nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahr und darnach in den vier und sechszigsten Jahre am St. Michaelisabende."

Unsere Vornamen.

Von **Wilh. Scheel.**

Vor einer Reihe von Jahren brachte eine humoristische Zeitschrift ein Bild, das eine Frau mit einem Teller in der Hand darstellte, auf einem freien Platz ein einem öffentlichen Garten stehend, umgeben von einer Schar gleichalteriger Mädchen, die alle herbeigeeilt waren, weil die Frau gerufen hatte: „Elsa, komm her, hier ist ein Butterbrot!" Es sollte damit offenbar die damals in gewissen Kreisen vorhandene Schwärmerei für den Namen der Heldin im „Lohengrin" getroffen werden, welche darin zum Ausdruck kam, daß man ein Töchterchen auf diesen Namen taufte. So wie damals der Name „Elsa" beliebt war, sind später andere Namen zeitweilig „modern" geworden, und zwar gilt dies besonders von den Vornamen für Mädchen (zur. Zeit sollen z. B. Elfriede, Hertha, Irma u. a. beliebt sein, wie mich meine Frau belehrt). Ihre Erklärung dürfte diese Erscheinung darin finden, daß die Mütter, die auch auf diesem Gebiete dem Gebot der Mode gehorchen, bei der Wahl der Vornamen, zumal bei den Töchtern, meistens die ausschlaggebende Stimme haben.

Welche Vornamen erfreuen sich denn im allgemeinen der größten Beliebtheit? Zur Beantwortung dieser Frage mögen kleine Streifzüge in das Gebiet der Statistik einen Beitrag liefern. Lassen wir dabei, wie sich's gebührt, dem schönen Geschlechte den Vorrang.

Die nachstehende kleine Tabelle giebt in den ersten drei Rubriken die Zahlen, wie oft die betreffenden Namen unter 90 Mädchen (leider stand mir aus der „alten Zeit" nicht mehr Material zur Verfügung) in den letzten Jahrzehnten in Neumünster vorkamen. In der letzten Kolonne ist zum Vergleiche das Ergebnis einer Zählung aus Dörfern in Ostholstein (aus der Gegend von Eutin) hinzugefügt worden.

Digitized by Google

	Neumünster		Ostholstein	
	1850	1870	1890	1874
Maria	12	12	13	7
Katharina	14	10	6	1
Doris	14	1	—	14
Dorothea	—	7	11	—
Anna	5	4	5	2
Christine	6	3	1	3
Elise	5	11	—	6
Emma	2	5	11	13

	Neumünster		Ostholstein	
	1850	1870	1890	1874
Helene	3	3	7	1
Ida	—	4	4	2
Wilhelmine	4	7	4	8
Sophie	4	6	—	2
Margarete	6	1	2	—
Auguste	—	3	2	5
Karoline	—	2	2	4

Aus dieser kleinen Tabelle läßt sich nun Verschiedenes herauslesen. So scheint der Name „Maria“ sich in Neumünster seit Jahrzehnten einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen, „Katharina“ hingegen auf dem Aussterbe-Etat zu stehen. Die vor 50 Jahren beliebte „Doris“ hat sich in Neumünster in „Dorothea“ verwandelt, während Ostholstein „Doris“ behalten hat. „Emma“ scheint in Neumünster mehr in Aufnahme zu kommen, während „Sophie“ nicht mehr beliebt ist, usw. Bezüglich der mehr vereinzelt vorkommenden Vornamen, die in obiger Tabelle nicht mit aufgeführt sind, sei erwähnt, daß Namen wie Elsabe, Rosalie, Ottilie u. a., die vor 50 Jahren öfter vorkamen, verschwunden scheinen, während andererseits Agnes, Alma, Amanda, Martha usw. erst seit einem Jahrzehnt auftraten. Inwieweit die obigen kleinen Zahlen hinsichtlich der Häufigkeit zutreffen, muß dahingestellt bleiben; vielleicht geben diese Zeilen Anregung, daß die Untersuchung von Seiten, denen hinreichendes Material zur Verfügung steht, wieder aufgenommen wird.

Wenden wir uns nun den Knabennamen zu und legen dabei das in der „Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Progymnasiums in Neumünster“ enthaltene Schülerverzeichnis zu Grunde, so haben wir schon umfassendere Grundlagen, allerdings nur aus den Kreisen, die ihre Söhne in eine höhere Schule schicken.

Aufgeführt sind im ganzen 882 Schüler. Da aber bei reichlich 20 die Vornamen nicht vollständig angegeben sind, so können wir rund 850 Schüler rechnen. Diese haben rund 100 (genau 99) verschiedene Vornamen. Von diesen 100 Namen kommen

40	einmal	vor bei	40	Schülern,
24	2- bis 5mal	„	68	„
6	6- „ 10	„	58	„
macht 70	Namen	für	166	Schüler.

Für die verbleibenden 684 Schüler (850 — 166) stehen also noch 30 Namen zur Verfügung. Untersuchen wir nun, welche Namen am häufigsten vorkommen, so ergiebt sich: Karl 66, Heinrich 57, Hans 54, Wilhelm 49, Johannes 45, Friedrich (einschließlich Fritz) 44, Otto 38, Paul 28, Gustav 26, Richard 25. Diese 10 Namen versorgen mithin 432 Schüler, so daß also die verbleibenden 20 Namen sich auf 252 Schüler verteilen. Die Thatsache, daß über die Hälfte aller Schüler (432 von 850) nur zehn verschiedene Namen hat, zeigt, daß man sich bei der Wahl der Vornamen für Knaben meistens in einem recht engen Rahmen bewegt hat.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, auch eine Aufstellung aus einer andern Gegend heranzuziehen. Es seien daher einige Zahlen angeführt, die sich ebenfalls auf eine höhere Lehranstalt, wenn wir nicht irren, im Großherzogtum Oldenburg, beziehen. Die Zusammenstellung, aus welcher ich mir damals einige Angaben notierte, stand in einer Tageszeitung und stammt aus den 80er Jahren. Nach derselben war von etwa 90 Schülern die Hälfte mit nur acht verschiedenen Namen bedacht, denn es waren vorhanden: Wilhelm 97, Karl 80, Heinrich 74, Johannes (Johann, Hans) 57, Friedrich 49, Georg 43, Ernst 42, Otto 27 — das giebt

Digitized by Google

469 Schüler. Das Ergebnis zeigt insofern eine Übereinstimmung mit den obigen Zahlen, als auch dort Karl, Wilhelm, Friedrich, Johannes und Otto zu den bevorzugten Namen zählen, also dort wie hier die Vorliebe für echt deutsche Namen (abgesehen von Johannes) sich ausprägt.

Mitteilung.

Herzog Adolf will eine Wasserstraße zwischen Ostsee und Westsee herstellen und bittet den deutschen Kaiser, die Schiffahrt auf derselben in seinen Schutz zu nehmen (1571). Allerdurchlauchtigster Grosmechtigster Keyser und Herr. Ew. Kayserl. Mayestät seint Wir mitt Allerunderthänigstem gehorsambstem Dienste jeder Zeith mit Bleiß bereit. Bevore füge Ich hiemit In Underthänigkeit zu wissen, das Jnn dem Fürstenthumb Holstein, welches E. K. M. und dem Hayligen Reich unterworffen und angehörig, die Gelegenheit sich erhebe, das durch meines freundtlichen lieben Brudern Hertzog Johansen zu Schleswig Holstein ꝛc. des Eldern (= Älteren) und meine Ampter und gütter eine Schiffarth auß der Ost Sehe in die West Sehe angerichtet werden kan, zu großem Nutz und vortheill des gantzen Hayligen Reichs Jnsonderlichen aber der Nieder Burgischen Lande und andern der Ost und West Sehe anreienden Landen und Steten. Da es sonst an denn ist, das alle Wahren die von Osten nach Westen und von Westen nach Osten geschiffet werden, es sei auß Reußland, Liffland, Polen, Preußen, Pomern, Meckelenburgk ꝛc. bis anhero durch den Sundt oder Beldt geschiffet werden müssen, da deren Stedten an der Ost Sehe liegen und hinwiederumb von der Westsee auf Hispanien, Frankreich, Englandt, Jrlandt, Schotlandt, Jslandt, Niederburgundien, Frießlandt uber dem Lande an der Weser und Elbe, Welche Schiffarth umb den Schagerhorn unter Norwegen gehet und nicht allein ein gantz weitter Umbweg ist, darzu man auch des Krumb und Umfarth halber mancherlei Windt haben, und derentthalben oft eine lange geraume Zeitt mitt grosser versäumbniß und Unkosten stille liegen und auff den windt warten muß, welches den auch wegen der Profiandt, so aufgezehret wirdt, auch der Besoldung des Schiffsvolkes auf einen merklichen Unkosten aufslanft. Sonder auch grosse gefahr der Sände, Klippen und anderer ungelegenheit halber auf sich traget. —— Nun ist aber das Fürstenthumb Holstein zwischen der Ost und West Sehe gelegen also das es an der einen seiten gegen der Sonnen Niedergang die West Sehe hatt vnd gegen der Sonnen Aufgang die Ost Sehe lieget Undt wirdt bey meiner Stadt Kiell an der Ost Sehe belegen die gelegenheit erspüret und befunden das man einen graben ungefehrlich zwey tausent Rutten lang eine Schiffarth durch ezliche Sehe und Auen bis Jn den Wasserfluß die Eider genandt, kan gemachet werden, Welcher Wasserfluß an Jm selbst Schiffreich ist und in die West Sehe seinen Fall hat. — Das also nach gemachtem solchem graben und ezlicher vorfertigten Schleusen die Kaufmanns wahren und gutter ohne alle gefahr und Abentheuer Wetters und Windes halber aufs lengste in dreyen tagen auff der Ost Sehe in die West Sehe und Jngleichen auff der West Sehe in die Ost Sehe sicher und mit gutter gelegenheit durchgefuret werden können, da man sonst bis anhero zu der Schiffage durch den Beldt oder den Sundt ezliche wochen haben, treffentliche Unkosten thuen und vielfaltige gefahr ausstehen müssen. — Wann nun solche Schiffarth zu beforderunge und vermehrunge der Commerare vnd kaufmanns gewerck auß frembden Nationen zu merklichen nutz und frommens des hayligen Reichs gereichen und gedeyen wirdt, Solche Schiffart auch allen der Ost und West Sehe angelegenen Länder und Stedten gantz gefellig und ahnmutig So bin ich fürhabens neben Hochgedachten meinem freundtlich lieben Bruder Hertzog Johansen solch werf fürzunehmen und dasselbige Jn nahmen des almechtigen verfertigen zu lassen.

Damit es nuhn soviell desto ansehnlicher und verhoffentlicher angefangen und erhalten werden muge, Gelanget an E. K. M. meine underthenigste Bitte E. K. M., weill solcher auch zum Hayl. Röm. Reich gehörig, wollen auff Kayserl. macht und gewalt solche Schiffarth ahergedigst bestettigen und die fahrende Kauflenthe, Schiffleuthe und deren gutter Jn Iren Kayserl. Schutz, Beschirmung und Fürsprach auffnehmen und darauf hochgedachtem meinem Bruder und mir einen offenen Schein mittheilen und zukommen lassen. Solches wirdt zu merklicher befurderunge des gemeinen nutzes gereichen, Und E. K. M. bin Ich zu Allerunderthenigstem gehorsamen Dienste Jederzeit gantzwillig und bereit.

Datum Gottorff den 10. August anno 1571.

E. Kayserl. May.
Allerdurchlauchtigster
gehorsamster Fürst
Adolff.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 6. Juni 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Jungfernstieg 8, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Reinecke, Mitteilungen über die Brüderschaft der Bürgerkompagnie in Burg a. F. — 2. Möller, Ereignisreiche Tage der Stadt Lübeck im Jahre 1806. — 3. Timm, Zur Lebensweise des Agrion najas oder der Wasser-Schlankjungfer. 4. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Lobsien, Nacht auf dem Felde. — 6. Mitteilungen. — 7. Bücherschau.

XI. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Sonntag, dem 9. Juni, mittags 12 Uhr,

in Schleswig („Hotel Bellevue").

Tagesordnung:

I. **Geschäftliches:**
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
3. Wahl des ersten Vorsitzenden.
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.
5. Antrag des geschäftsführenden Ausschusses:
„Die Generalversammlung wolle beschließen, daß der jährliche Beitrag vom 1. Januar 1902 an von 2 M. auf 3 M. erhöht und jedem Mitgliede die Original-Einbanddecke mit dem Januarheft kostenfrei zugestellt werde."

II. **Vorträge:**
1. **„Alte Volkskunst in Nordfriesland."** (Referent: Herr Regierungs- und Baurat **Mühlke**-Schleswig.)
2. **„Das Danewerk und die Oldenburg."** (Referent: Herr Lehrer **Willers Jessen**-Eckernförde.)
3. **„Ehemalige Städte in Holstein."** (Referent: Herr Lehrer **Prange**-Ellerbek b. Kiel.)
4. **„Das Schloß Gottorp."** (Referent: Herr Lehrer **Jensen**-Schleswig.)
5. **„Der Schuppenwurz, Lathraea Squamaria L."** (Referent: Herr **W. J. Goverts**-Niendorf b. Breitenfelde.)

Digitized by Google

III. **Mitteilungen:**

1. **„Woher stammt die poröse Schwimmschlacke an unserer Nordseeküste?"** (Referent: Herr Lehrer **Barfod**-Kiel.)
2. Mitteilungen aus der Versammlung.

Der Versammlung in „Bellevue" geht um 11¼ Uhr eine gemeinsame Besichtigung des Domes unter Führung eines Geistlichen voran.

An die Verhandlungen schließt sich etwa gegen 2½ Uhr ein gemeinsames Festessen in „Bellevue." (Convert 2 M. ohne Weinzwang.) Nach dem Festessen erfolgt ein gemeinsamer Spaziergang über den Schneckenberg nach der Stampfmühle und dem Tiergarten. Um 6½ Uhr wird unter Führung des Herrn Garnisonpredigers Büttel der Fürstenstuhl in der Gottorper Schloßkirche besichtigt.

Für den Sonnabend ist eine gemeinsame Besichtigung des Busdorfer Runensteins, des Margaretenwalls und der Oldenburg unter Führung des Herrn Willers Jessen-Eckernförde und — wenn die Zeit es gestattet — ein Spaziergang nach dem Königshügel und nach Oberselk (Gefecht am 3. Februar 1864) in Aussicht genommen. Die Teilnehmer wollen sich gegen 4 Uhr in Untiedts Gasthof (in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes) einfinden.

Abends 9 Uhr Kommers in „Ravens Hotel." Wie überhaupt zu aller Veranstaltungen, so sind auch für den Kommers Damen herzlich willkommen!

Anmerkungen:

a. Vorherige Anmeldung zur Teilnahme am Festessen und nähere Mitteilung darüber, ob Hotel-Logis (empfohlen wird Ravens Hotel) gewünscht wird, nehmen Herr Seminarlehrer Greve-Schleswig und Lehrer Barfod-Kiel entgegen.

b. Das Ortskomité besteht jetzt aus folgenden Herren: Seminarlehrer Greve, Uhrmacher Carstens, Lehrer Hansen, Schriftsteller Hermann Heiberg, Dr. med. Hell, Lehrer Jensen, Taubstummenlehrer Kruse, Stadtrat Redakteur Leonhard, Kantor Metting, Oberlehrer Dr. Steen, Propst Stoltenberg, Taubstummenlehrer Warncke, Stadtverordneter Kaufmann Wunner; Hauptlehrer Timm ist krankheitshalber von dem Komité zurückgetreten.

c. Verkehrstabelle. Die Züge fahren:

nach Norden:	Nm 8^{25} Schnellzug.	nach Süden:	Nm. 4^{41} (1.—4. Kl.)
„	10^{38}	„	7^{55} Schnellzug
nachts	2^{4}	„	10^{4} (1.—4. Kl.)

Um das Erscheinen zahlreicher Mitglieder und deren Damen bitten

das Ortskomité und der geschäftsführende Ausschuss.

Albumblätter für Pfannenstiel aus Burg a. F.

1. Wer Liebe mir um Liebe gab
Und willig gab und gern,
Dem bleib' ich treu bis an mein Grab,
Nah sei er oder fern.

Burg a. F., den 6. April 1820. Gedenke oft deines treuen Freundes Joh. Georg Hammer.

2. Freundschaft! Wo, auf welchem Sterne
Und in welchem Himmel wärst du nicht
Die Geliebte jedes guten Wesens
Und der Gott, der alle Kränze flicht?
Komm und reiche meiner trocknen Lippe
Deines Labebechers Wonnetraut,
Burg, im April 1820.

Und an deinem festbewährten Stabe
Laß mich enden meinen Lebensgang!
Gerne wall' ich still, verkannt, vergessen
Durch des Lebens trübe Dämm'rung hin,
Wenn ich nur von wahren Freunden
Nicht verkannt und mißverstanden bin.
Zur Erinnerung schrieb dieses
Dein warmer Freund A. F. Stinde.

Anfrage.

Meine vor einigen Jahren verstorbene Tante in Altona hatte, seit ich denken kann, etwa 1864? — auf ihrem „Sekretär" eine Glaskugel stehen, welche ich jetzt besitze. Dieselbe ist massiv, von der Größe eines großen Apfels, unten abgeplattet, im Grunde der Masse liegt ein schleswig-holsteinischer Kupfer-Sechsling von 1850, das Wappen nach oben; darüber stehen vier keulenförmige Luftblasen, die am oberen, dicken Ende durch Bögen verbunden sind. Grund, Luftblasen und Bögen sind blau, weiß und rot gesprenkelt. Das Stück hängt jedenfalls mit unserer Erhebungszeit zusammen. Sollte vielleicht jemand im Leserkreise der „Heimat" über Herkunft und Bedeutung Näheres angeben können?

D. in B.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 6. Juni 1901.

Mitteilungen über die Brüderschaft der Bürger-Kompagnie in Burg a. F.

Vortrag auf der Generalversammlung unseres Vereins am 5. Juni 1900.

Von Dr. **Reinecke** in Burg a. F.

Im Mittelalter haben hier in Burg, wie fast überall in deutschen Städten, zahlreiche Brüderschaften und Gilden bestanden, so die Segelerbrüderschaft, die St. Annengilde, die St. Jakobsbrüderschaft u. a. m. Keine von den genannten besteht noch heute, nur eine hat sich bis in die Gegenwart hinein erhalten, das ist die Bürger-Kompagnie. Über das Geburtsjahr der letzteren läßt sich nichts Sicheres mehr ermitteln, indessen sind noch aus dem Jahre 1494, also noch aus vorreformatorischer Zeit, neu abgefaßte Satzungen, bestätigt vom Rat der Stadt, vorhanden, in welchen unsere Brüderschaft die Bröder undt Systern (also Schwestern) des hilligen Martirerß Sanct Johannis Baptisten genannt werden. Es waren also ursprünglich auch weibliche Mitglieder in der Brüderschaft vorhanden und zwar galten sie voll gleichwertig den männlichen Mitgliedern, wie aus den Satzungen hervorgeht. Die letzteren beweisen uns, daß die Brüderschaft ursprünglich der Pflege der Freundschaft und der Geselligkeit diente. Daß das Trinken kein deutscher Nationalfehler der Gegenwart allein ist, beweisen uns, wenn wir es nicht schon von Tacitus wüßten, auch diese Satzungen. So lautet § 6, in Hochdeutsch übersetzt: „So sich ein Bruder oder Schwester in unordentlicher Weise übertrinkt, sodaß er darüber Erbrechen bekommt, so soll er brüchen 1 Tonne Bieres," und § 7: „Käme es vor, daß ein Bruder oder Schwester in zornmütiger Weise Bier ausgießen würde und zwar mehr, als er mit dem Fuße bedecken kann, derselbe soll geben 1 Tonne Bieres sonder Gnade." Sie sehen also, die alten Fehmaranerinnen haben ihren Platz am Biertische wacker ausgefüllt. Im übrigen aber waren sie entschieden friedlicher gesinnt, als ihre männlichen Genossen, denen es im § 4 ausdrücklich verboten werden muß, daß kein Bruder bei den Zusammenkünften Waffen bei sich habe oder sich dieselben nachbringen lasse. Wird aber

Digitized by Google

jemand damit betroffen, so soll er dafür soviel an die Brüderschaft brüchen, als hierüber vorgeschrieben steht und soll auch nicht mehr für einen ehrlichen Mann gehalten werden. Die übrigen Paragraphen betreffen die Aufnahme und den Austritt aus der Brüderschaft, die innere Verfassung derselben und bestimmen, daß Einträglichkeit unter den Brüdern und Schwestern herrschen soll. „Käme es aber vor, daß zwischen unsern Brüdern und Schwestern Zwietracht wäre, so sollen sie sich erklären und vertragen, an dem Tage, wann die Hauptleute gewählt werden, dann soll die Brüderschaft ihren Streit schlichten."

Nach dem Jahre 1547 werden die Schwestern jedoch nicht mehr erwähnt in den Brüderschaftsakten, erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden für gewisse Festlichkeiten wieder Schwestern zugelassen; hierunter müssen aber zweifellos jetzt nicht mehr weibliche Mitglieder der Brüderschaft, sondern nur die Frauen und Töchter der Brüder verstanden werden. Der Chronist unserer Insel, Professor G. Hansen, schließt und wohl mit vollem Recht, aus der Verdrängung der Frauen aus der Kompagnie mehrere Jahrhunderte hindurch auf die Verwilderung der Sitten. Wieder ein Beweis gegen die sog. „gute alte Zeit."

Ursprünglich versammelte sich die Brüderschaft zu festlichen Feiern um die Fastnachtszeit und am St. Johannistage, am letzteren jedenfalls zu Ehren ihres Schutzpatrons; späterhin wurden die Feiern ganz auf die Fastnachtszeit verlegt, dafür fielen dieselben alsdann aber desto gründlicher aus. Acht, ja, sogar 14 Tage hindurch hat oft diese Feier gewährt. Alljährlich fand diese sog. „Köste" der Reihe nach bei einem andern Bruder statt — nur Bier, Lichte und Holzkohlen wurden von der Gesellschaft geliefert —, und damit niemand von den Brüdern aus Sparsamkeit oder Geiz seine Gäste benachteiligen konnte, so war im Bruderbuche ausdrücklich festgesetzt, was unsere Brüder täglich als ihr gutes Recht beanspruchen durften. So sollte z. B. der Wirt am Fastnachts-Dienstag und Mittwoch „gewen twee fate mit dröge Flesch und twee gerichte mit grön Flesch (also frischem Fleisch)." Am Fastnachts-Mittwoch wurde dann gleichzeitig Abrechnung gehalten, die Brüche wurden bezahlt, die neu Eintretenden mußten ihr recht bedeutendes Eintrittsgeld entrichten oder einen Bürgen stellen, welcher gleichzeitig ihr „Pflegesmann" war, welcher dafür einstand, daß das neue Mitglied die Pflichten beobachte, welche ihm zukamen. Bei derselben Gelegenheit stifteten dann auch wohlhabende Mitglieder Beiträge zum Silberschatz. So z. B. heißt es „a. 1624 im Vastelavend sind die bröder beyeinander gewesen, da haben folgende bröder zum Silberstock verehret"; dann folgen 15 Namen mit je 2 Lot Silbers. Wenige Jahre später allerdings hatte der dreißigjährige Krieg auch Fehmarns Wohlstand arg bedrückt, denn „am 22. October 1633 Seyn die sämmtlichen bröder einhellig thosamen gekommen, die große Krieges-beschwerung behertziget und haben believet, daß ein broder, der die Köste

Digitized by Google

het, nicht über sein Vermögen möge beschweret warden." Lange Jahre hindurch vermochte jedoch diese schreckliche Kriegszeit dem Wohlstand unserer Insel nicht Einhalt zu thun, und so konnte die Brüderschaft aus den Beiträgen ihrer Mitglieder, den Brüchegeldern, sowie aus testamentarisch der Gesellschaft vermachten Summen sich ein größeres Vermögen erwerben zum Besten ihrer Mitglieder und der übrigen Bewohner unserer Insel.

So konnte im Jahre 1703 beschlossen werden: „Als die löbliche Bürger Kompagnie eine Zeit hero ansehnliche Kapitalien zusammengebracht und iß der Billigkeit gemäß, daß ein broder dem anderen im Falle der Noht bey räthig sei und mit Seinen ihm von Gott bescheerten Sorgen beispringe. Daß, wenn etwa einen der interessirenden Brüder nach dem Verhängnis Gottes das Unglück treffen sollte, daß durch entstehende Feuersbrunst Sein zu der Zeit im Gutten Stehendes und bewohntes Wohnhaus nebst anderen Zimmern und der Scheune abgebrannt und in die Asche gelegt werde, er in solcher Zeit von der gesammten Brüderschaft haben und genießen acht hundert Mark Lübisch." Die nächsten Paragraphen bestimmen die Entschädigung bei Brand des Wohnhauses oder der Scheune je allein. Zum Schluß heißt es, daß „aus der gesammten Brüderschaft 4 sollen denominiret und erwählet werden, welche den Schaden besichtigen und auß ihr gewissen Aussagen, ob die Zimmer vor geschehenem Unglück soviel baar geldt würdig gewesen, als von der löblichen Kompagnie davor zu geben und in vorbeschriebenen Articulen zu sehen beliebt und beschlossen worden. So sollen auch solche 4 denomin. Brüder zu sehen, ob auch in solchen Verunglückten Gebäuden noch waß gerettet oder stehen bliebe u. s. w. mehr.

Welch segensreiche Brüderliebe in einer Zeit, welche noch nicht, wie die heutige, eine allgemeine Versicherung auf Gegenseitigkeit ihr eigen nannte!

Aber unsere Brüderschaft hatte nicht nur für ihr eigenes Leid ein Herz, sondern suchte auch fremdem Leid durch milde Gaben zu steuern. So z. B. heißt es in den Abrechnungen der Brüderschaft unter anderem:

„1669. Dem Gefangen in der Torkey, Jochim Kruse Sohn, zu Denschendorf verehret 3 Mark.

1688. Einem vertriebenen Prediger 8 Sch.

1703. Jürgen Martenß Sohn zur Studia 6 Mark.

1703. Demselben desgleichen.

1751. Walter Rauerts Sohn, So in Sclaverey, zur Beysteuer außgegeben 20 Mark.

1754. Ein Fremd Schmidt Gesell 11 Sch.," welche Beispiele sich zahlreich würden vermehren lassen.

Wie fast alle Brüderschaften des Mittelalters hatte auch unsere Bürger-Kompagnie seit alters her enge Beziehungen zur Kirche. So wurden viele Jahre hindurch je 40 Mark zum Besten der Kirche aus-

Digitized by Google

gekehrt. Die Brüder waren zu regelmäßigem Kirchenbesuche verpflichtet, und wiederholt sind säumige Mitglieder wegen Versäumnis dieser Pflicht durch die Hauptleute in Brüche genommen. „a. 1602 aber Seyn die brüder eynig geworden und ihre Stöle in der Kirche bawen lassen vohr ihr eigen gelt, haben datlich vohr die Stöle gegeben hundert mark lüb.; dartho ein ieder broder gebröcht 1½ Rthaler. Und iß deshalben believet, dat hernachmahls der unser Broder werden will, schall geven, wie hier oben steit, dafern awerst einer von unser bröder Kindern is, schal mit em in die Gelegenheit und billigkeit gesehen warden."

Alljährlich wurde für die noch jetzt im Eigentum unserer Brüderschaft befindlichen 4 Stühle die Rangordnung festgesetzt. In den ersten Stuhl gingen die Hauptleute und die höheren Beamten der Stadt, welche meistens der Kompagnie angehörten, in die übrigen Stühle verteilten sich die Mitglieder nach dem Alter ihres Eintritts.

Daß bei so engen Banden, wie sie in unserer Brüderschaft bestanden, die Leichenfolge unter den Mitgliedern üblich war, ist fast selbstverständlich. Als jedoch im Jahre 1629 die Pest in unserem Eilande so entsetzlich wütete — heißt es doch auf einer alten in unserem Museum befindlichen, ursprünglich wohl aus der Kirche stammenden Bronzetafel der Segelerbrüderschaft: „anno 1629 ist alhir eine große Peste gewesen; gestoruen seyn aus dieser Gemeyne 602 Personen, jung undt alt" —, da hielt es offenbar schwer, die nötigen Träger bei Beerdigungen zu finden, da die Furcht vor Ansteckung alle Menschen befallen hatte. Deshalb haben „den 28. Juny 1629 die Bröder semtlich believet vnd beschlaten, alweile leider Gottes die Peste alhir anfanget und einer von unsern Bröder, bröder Fruwens werde versterueu, oder bröder Kinder, so scholen alßdan die bröder schuldig sin der Verstoruen leichnam to graue tho dragende und alle folgen, würde euwerst einem dat dragent tho Kamen und er wegen schwachniß nicht thuen könen, schall ehr dennoch schuldig sin, eine persohn vor sick, darmit de bröder fredlich sin, in seine stelle schaffen, undt dennoch, so ehr gesunt is, in de Person folgen bey einer wilkürlichen straſe. Wen ein broder seiner geschäfft halben buten landes verreißet, schall er schüldig sin einen guden ehrlichen Mann in sin stede so lange und wenn it nöthig, to schaffende. Ist ehr auerst binnen landes, so Schall Er sülverst dregen und folgen bei bröke jeder reiße eine halbe last böör."

Sie sehen, selbst in solch schrecklicher Zeit haben unsere alten Brüder ihren Durst nicht verloren.

Allmählich jedoch, im Laufe der Jahre wurden die Festlichkeiten unserer Brüderschaft in Bezug auf Dauer wesentlich eingeschränkt. Auch die wilde Trinklust machte edleren Sitten Platz, und so wurden, wie vorhin schon erwähnt, auch die Frauen wieder zu den Festen zugelassen. „a. 1769 setzen die bröder einhellig fest, wie hinfüro wegen das Ring Reiten und Feldt Reiten gehalten werden soll: wann die Compagnie

Digitized by Google

nicht speiße, so ist es denen Brödern erlaubt nach dem Ring zu reiten und auch mit die Jungfern nach Belieben ins Feldt zu fahren oder reiten. Wenn aber gespeiset wird, so soll das Ringreiten und Feldtfahren gänzlich nach Bleiben; wollen sie aber sich Plasier machen mit die Brüder Tochter nach dem Essen sich in Tantzen zu ergetzen, so ist es ihn jeder Zeit unverwegerlich."

Am „ins Feld reiten," besonders nach Staberholz und Flügge, sich zu beteiligen, ließen sich selbst die alten Brüder nicht nehmen. So heißt es z. B.: „a. 1763 am 1. Juny sind die löblichen Brüder aus der B. C. nach Staberholz gewesen und ist der Herr Bürger-Meyster Mildenstein der Comp. zugefallen in sein Ein- und Achtzigstes Jahr seines Alters mit dahin geritten. Der liebe Gott verlängere sein Leben noch viele Jahre, wenn es sein gnädiger Wille ist, der Stadt und Löblichen Bürg. Comp. zur Freude und Trost." Der Chronist hat dazugefügt: „Derselbe säete auf seinem Acker zuerst Klee, welcher bis dahin unbekannt gewesen auf Fehmarn." Vermutlich ist damit der Rotklee gemeint, da der weiße hier wohl von alters her einheimisch gewesen sein dürfte.

Außer an dem „ins Feldtreiten" fanden noch viele Brüder Freude am Schießen, und zwar wurde anfangs mit dem Bolzen, späterhin mit der Kugel geschossen. Allmählich nahm das Schießen immer mehr überhand, bis zuletzt die Brüderschaft mehr und mehr sich zu einer Schützengilde umgestaltete. „a. 1775 hat die Compagnie sich einen Silbern Vogel mit einer silbern Kette machen lassen an Gewicht 23 Loth und kostet der Compagnie am Gelde 62 Mark 6 Sch. Daran hat unser Bruder Claus Wilder als erster König von daß Vogelschießen den ersten Silber Schilt zum andenken verehret, er weget 6 Loth." Ein Brauch, welcher seit jener Zeit bis heute von den meisten Schützenkönigen befolgt wurde. Nach dem Abschießen zogen dann die Brüder, der König mit der silbernen Kette angethan zu Pferde, unter Musik vor das Haus des Hauptmannes, um dort bewirtet zu werden, und zwar hatten sie hier zu verlangen am ersten Tage 6 Schüsseln mit geräuchertem Fleisch nebst Butter und Brot, am zweiten dagegen eine frische Suppe nebst Stückfleisch und Schweinefleisch, ferner Braten, Butter und Brot. Nach dem Essen fand alsdann der sog. „Rundgang der Jungfer" statt, ganz wie es auch noch heute der Fall ist. Dieser silberne Prunkbecher soll aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen. Wahrscheinlich aber ist es, daß damals nur die Mühle an demselben gefertigt wurde, daß dagegen der eigentliche Becher schon wesentlich älter ist. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß der jetzt vorhandene Becher zwei verschiedenen Perioden entstammt.

Es interessiert vielleicht noch, aus der Mitte vorigen Jahrhunderts eine Kostenberechnung eines solchen Festes zu erfahren: „Für Bierproben 14 Sch., für Taback und Pfeiffen 18 Mark, 30 Kannen Brandtwein 45 Mark, 10 Tonnen Bier 50 Mark, 2 Tonnen Kohlen 3 Mark, Haus-

Digitized by Google

Ungemach 2 Mark 8 Sch., für Wachs und Dochte 8 Mark, für den Glocken-Leiter 2 Mark, das Mädgen im Hause 8 Sch., den Schenker sein Lohn 10 Mark, Musikanten 18 Mark, die Krone zu scheuern 2 Mark, die Jungfern zu tractiren des Nachts mit Kaffee, Thee und Butterbrot 30 Mark, Für Feuer und Licht 3 Mark, den Vogel zu beschlagen 10 Mark, das Zelt aus und eingefahren 4 Mark, 2 Nachtwachen zu halten 1 Mark, die Gewinnste 38 Mark," so daß also die Kompagnie etwa 320 Mark, in damaligen Zeiten eine recht bedeutende Summe, für ein solches Fest verausgaben mußte.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß an allgemeinen historischen Daten unsere Brüderschaftsbücher arm sind. Interessieren dürfte aber noch folgendes dort verzeichnete Faktum, als Beweis dafür, daß früher der nordische Winter zuweilen weit ärger, als jetzt einer der Lebenden es erfahren, hier gehaust hat. Es heißt dort: „a. 1670 den 17. February, als des Donnerstags im Fastlabendt ist ein tartarischer Fürst, Nahmens Kutlusza Ymarza nebenst 25 personen mit Flitzbogen und 30 pferden alhir durch die Stadt nach Putgorn und von dahr über Eys nach Röbich *) in Laalandt gereyset und glücklichen übergekommen."

Ereignisreiche Tage der Stadt Lübeck im Jahre 1806.

Von **Th. Möller** in Altona.

In der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober des Jahres 1806 wurde das preußische Heer nicht nur völlig geschlagen, sondern auch fast gänzlich zersprengt. Der Umsicht und der rühmlich bekannten Energie Blüchers gelang es jedoch, etwa 25000 Mann zu sammeln und unter seinem Befehl zu vereinigen. Da er mit diesen aber nach Osten bereits abgeschnitten war, wandte er sich nach Norden, in der Richtung nach Mecklenburg und gelangte nicht weit von der dänischen Grenze an die Ostsee. Ohne Brot und Fourage, hinter sich den übermächtigen Feind und vor sich das Meer, blieb ihm nur die Wahl, sich in dieses drängen zu lassen oder die Waffen zu strecken. Am 5. November, um 5 Uhr nachmittags, gelangte er so mit seinen Preußen vor die Thore der neutralen Hansestadt Lübeck.

Die Stadt Lübeck, am rechten Ufer der Trave, gerade unterhalb der Mündung der Wackenitz, welche nach Süden fast um die ganze Stadt herumläuft und sich eben oberhalb derselben mit der Trave vereinigt, liegt gleichsam auf einer Halbinsel, die sich von Norden nach Süden erstreckt. Damals führten drei Dämme, und zwar in der Richtung auf das Burgthor, Hüxter- und Mühlenthor, zu dieser Halbinsel, während eine steinerne Brücke über die Trave den Zugang bildete zu dem vierten, westlichen Thor, dem Holstenthor.

In dieser Lage konnte die Stadt verhältnismäßig leicht Widerstand leisten, besonders da sie noch ihre Wälle hatte, von denen nur die Brustwehren, der Unterwall, eine Bastion und einige Außenwerke fortgenommen waren. Am südlichen Mühlenthor befanden sich noch zwei Bastionen mit ihrem Mittelwall. Auf der Seite des Holstenthors, auf dem linken Trave-Ufer, war die Stadt durch eine

*) Röbich in Laalandt ist sicher das jetzige Rödby.

Digitized by Google

Linie von zehn Bastionen gedeckt, welche die Trave und den Damm des Burgthores bestrichen. Alle Gräben waren mit Wasser gefüllt. Die Abdachung des Walles nach dem Felde zu war teilweise zerstört und mit Buschwerk bepflanzt, zwischen welchem Fußsteige auf den Gang des alten Unterwalls führten. Die bedeckten Gänge waren seit langer Zeit unbrauchbar gemacht.

Auf die oben kurz angedeutete Weise zogen sich nun gleich einem schnell aufsteigenden und in demselben Augenblick fürchterlich losbrechenden Ungewitter der Schauplatz des verheerenden Krieges und die ihn begleitenden, unvermeidlichen Drangsale nach dieser friedlichen Stadt und ließen ihre Einwohner Auftritte erleben, wie sie solche nie geahnt, viel weniger gefürchtet hatten. Und wie konnte eine solche Ahnung oder Furcht sie befallen, da die Neutralität der Hansestädte von allen Nationen anerkannt war. Was aber Lübecks nächsten Nachbarn, Dänemark, anbelangte, war auch an irgendwelche Verwicklungen des dänischen Hofes mit dem französischen nicht zu denken. So deutete nichts, was als Warnung hätte dienen oder zu Vorsichtsmaßregeln anregen können, auf das plötzlich hereinbrechende Unglück hin.

Der 2. November, ein Sonntag, war noch so ruhig verlaufen wie gewöhnlich; ausgenommen vielleicht ein unbedeutendes Feuer, das am Abend außerhalb des Mühlenthors zum Ausbruch kam.

Am Montag, dem 3. November, rückte ein Korps Schweden vor die Stadt und verlangte Einlaß. Der Senat verweigerte denselben und wies auf die Neutralität der Stadt hin, konnte sich aber der Gewalt natürlich nicht widersetzen. Durch das Mühlenthor und Burgthor marschierten die Schweden ein, befleißigten sich jedoch einer freundlichen Behandlung der Einwohner und bezahlten durchgehends beim Abmarsch, was sie zu bezahlen hatten. Schon am Dienstag, dem 4. November, wurden in aller Eile einige Schiffe zum Transport dieser Truppen engagiert und eingerichtet, worauf die Hälfte der Mannschaften bereits am selben Tage an Bord ging, während fast alle übrigen am folgenden Tage eingeschifft wurden.

Am Mittwoch, dem 5. November, ungefähr 9½ Uhr morgens, zeigte sich vor dem Burgthor ein Trupp Preußen von einigen hundert Mann. Der wachthabende Offizier hatte das innere Thor geschlossen und den Schlüssel in die Stadt geworfen, um sich auf diese Weise die Auslieferung desselben selbst unmöglich zu machen. Nach einer ungestümen Forderung des Schlüssels und einer natürlich nicht erfolgten Aushändigung desselben ward das Thor gesprengt, worauf der Trupp einzog, aber ruhig durch die Stadt zum Mühlenthor wieder hinausmarschierte. Nach und nach folgten nun andere Trupps, bis endlich abends der General Blücher selbst mit dem Hauptkorps erschien. Alle Thorwachen wurden von den Preußen besetzt und einige Abteilungen nach Travemünde und verschiedenen Stellen des linken Trave-Ufers abgesandt. Die in der Stadt bleibenden Preußen wurden einquartiert, was bei der so großen Menge bis in die Nacht hinein dauerte, worauf sich die Bürger sogar noch in dieser Nacht ruhig dem Schlummer überließen.

Am Donnerstag, dem 6. November, wurden mit Tagesanbruch die Thore, Hauptstraßen und Plätze der Stadt, sowie die Wälle, folgendermaßen besetzt: Das Burgthor, woselbst der Herzog von Braunschweig-Öls kommandierte, durch das 2. Bataillon vom Regiment Braunschweig-Öls. Außerhalb des Thores standen zwei Bataillone: das Bataillon Kayserling, mit dem linken Flügel an einen kleinen Kirchhof gelehnt, und rechts neben demselben das Bataillon Ivernois. Vor der Front beider Bataillone wurden unter einer kleinen Gruppe von Bäumen vier Kanonen aufgefahren, welche später dem Aufmarsch der Franzosen vielen Schaden

Digitized by Google

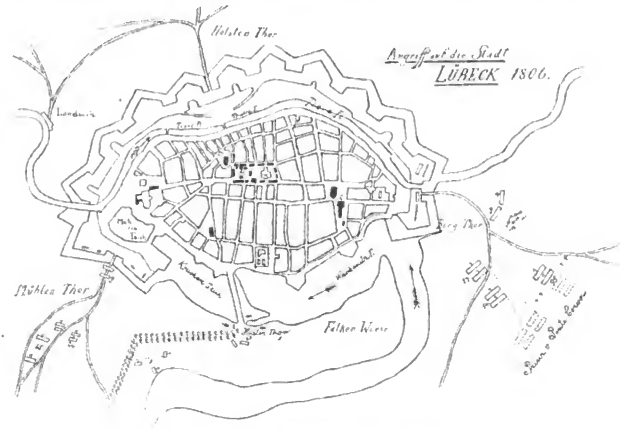
zufügten. Ferner standen rechts vom Burgthor auf dem neuaufgeworfenen Damm an der Wackenitz 12 Kanonen, sowie auf der Bastion Bellevue jenseits der Trave das 1. Bataillon vom Regiment Braunschweig-Ols mit 8 Kanonen.

Vor dem Hüxter-Thor standen das Regiment Owstien, 4 Kanonen von der reitenden Artillerie, 4 Bataillons-Kanonen und 4 Kanonen auf dem Krähenwall.

Das Mühlenthor mit den beiden daselbst befindlichen Bastionen wurden durch das Regiment Tschammer, 100 Schützen vom Regiment Kunheim, 50 vom Regiment Winning, eine Kompagnie vom Regiment Natzmer, durch eine Batterie und sämtliche Bataillons-Kanonen verteidigt.

Auf dem Markt befanden sich als Reserve, zum Eingreifen an geeigneter Stelle bestimmt, ein Bataillon vom Regiment Natzmer und etwas Kavallerie.

Von fern her hörte man den Kanonendonner, dessen Getöse von Viertelstunde zu Viertelstunde näherkam; Verwundete kamen von Zeit zu Zeit in die Stadt, Adjutanten sprengten durch die Straßen, und die Bewohner machten sich



Angriff auf die Stadt Lübeck 1806.

jetzt daran, so gut es ging, Thüren und Fensterläden zu verschließen. Granaten flogen auch hin und wieder in die Stadt, von denen eine das Dach des Rathauses durchbohrte, aber nicht zündete. Vor dem Burgthor, das von dem 1. Korps der großen Armee unter dem Prinzen von Ponte-Corvo angegriffen wurde, vernahm man am frühesten die Annäherung des Kanonenfeuers. Der Prinz ließ sein Korps derartig aufmarschieren, daß es das Lauer-Holz im Rücken hatte und mit dem linken Flügel sich an Marly lehnte. Das 4. Korps der großen Armee unter dem Marschall Soult war über Ratzeburg gegangen und formierte den Angriff von der andern Seite der Stadt.

Der französische Artillerie-General Eblé hatte eine Batterie dicht an der Wackenitz auf der andern Seite von Marly aufstellen lassen nebst einigen Wurfgeschützen und war im Begriff, durch einige Lagen von Brandkugeln die Einnahme der Stadt zu beschleunigen, als der Prinz von Ponte-Corvo auf die Batterie zu-

Digitized by Google

sprengte und rief: „Halten Sie, General! Die Stadt ist unglücklich genug; wir werden durch unsere Kanonen die Preußen überwinden, und nicht durch die völlige Zerstörung der Stadt darf dieses geschehen."

Das 27. Regiment Chasseurs legers war das erste, welches dem preußischen Kartätschenfeuer vor dem Burgthor entgegenging. Ein Bataillon marschierte rechts, das andere links um eine kleine Anzahl Häuser, unter welchen sich der Roddesche Garten und die Harmonie befanden. Dieser Angriff wurde vom 94. und 95. Linien-Regiment unterstützt und bewirkte, daß die preußischen Kanonen sich etwas zurückziehen mußten, wobei die französischen Regimenter bis gegen den neuaufgeworfenen Damm zwischen Trave und Wackenitz vorrückten. Das Thor selbst zu erreichen, war ihnen aber unmöglich, weil der Damm immer noch von einigen preußischen Kanonen, sowie von denen auf der Bastion Bellevue, bestrichen wurde. Der Prinz von Ponte-Corvo hielt selbst in der Nähe des von der Hudeschen und Lüdertschen Garten, um den Angriff zu ordnen: dessen ungeachtet scheiterte eine kurze Zeit lang die so kaltblütige, französische Bravour an der hartnäckigen Verteidigung der Preußen. Einige französische Offiziere entdeckten jetzt einen kleinen, schmalen Weg, welcher längs der Wackenitz hinführte und sofort benutzt wurde, um einen Trupp der Franzosen, welche zum Teil bis unter die Arme durchs Wasser waten mußten, ganz unvermutet den Preußen bei den neuerbauten Häusern der Brauerzunft in die Flanke fallen zu lassen. Das entschied die Einnahme des Burgthores. Der Herzog von Braunschweig-Öls hatte, um die preußischen Truppen zum Stehen zu bringen, selbst ein Bataillon seines eigenen Regiments vor das Thor geführt, eben vorher aber dadurch einen Fehler begangen, daß er die am Burgthor stehenden Kanonen in der Meinung, den andringenden Franzosen auf die Weise mehr schaden zu können, zurückziehen ließ. Jetzt wurden diese durch die Position seiner eigenen Truppen, die in der Schußlinie standen, außer Wirkung gesetzt, wogegen das Feuer einer französischen Batterie, welche auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt aufgeführt worden, fürchterlich war. Die Unordnung ward allgemein; Franzosen und Preußen waren sich so nahe gekommen, daß viele durch Bajonnettstiche fielen. Die Preußen schoben schnell das in die Burgstraße führende Thor an, doch vergebens; es ward bald gesprengt, und selbst zwei Kanonen, die innerhalb des Thores postiert waren, konnten nichts mehr wirken.

Die Preußen drangen ungefähr um 1 Uhr zugleich mit der Brigade des Generals Frère, dessen Adjutant und eine Ordonnanz an seiner Seite getötet, während ihm selbst ein Pferd unterm Leib erschossen wurde, in die Stadt, worauf das fürchterliche Gemetzel in der Stadt seinen Anfang nahm. In dem Hause eines Schmiedes unten in der Burgstraße beim Eingang in die Stadt, sowie an anderen Stellen, wurden die sich verteidigenden Preußen bis auf den Boden des Hauses verfolgt. Hierbei wurden auch mehrere friedliche Einwohner der Stadt ein Opfer der Feindseligkeit, wie z. B. der verdiente Prediger Stolterfoot. So wälzte sich nun die ganze Masse die Burgstraße entlang bis auf den Kuhberg und in die Königstraße. Der General Blücher, welcher nicht vermutete, daß die Gefahr schon so nahe sei, war im „Goldenen Engel," seinem Logis, mit dem Austeilen von Ordres beschäftigt, als schon unter seinen Fenstern geschossen wurde. Er bestieg eiligst ein Pferd und warf vermittels einiger Kavallerie die Voltigeurs, welche schon zwei Stabsoffiziere, den General-Quartiermeister-Lieutenant Oberst von Scharrenhorst und den General-Adjutant Rittmeister Grafen von Golz, gefangen genommen hatten, zurück. Es gelang ihm auch, bis gegen den Kuhberg zu kommen, er ward dann aber von der feindlichen Infanterie geworfen und mußte zurück, so sehr auch die Jäger durch heftiges Gewehrfeuer das Vordringen der Franzosen zu verhindern suchten, worauf er seinen Weg zum Holstenthor

Digitized by Google

hinaus nahm. In der Nähe der Marienkirche, vor dem Rathause und auf dem Markt wehrten sich die preußischen Jäger äußerst hartnäckig. Jede Nebengasse und jedes Haus wurden von den Preußen mit unglaublicher Tapferkeit verteidigt und mit ebenso beharrlicher Tapferkeit von den Franzosen erobert. Mehrere Musketen- und Büchsenkugeln fuhren durch die Fenster des Rathauses, von diesen 8—10 in den Audienzsaal und blieben teils in der Decke sitzen, teils rollten sie zu den Füßen der, aller Gefahr ungeachtet, hier versammelten Väter der Stadt. Ein fürchterliches Getöse von Schießen, Trommeln und Schreien umgab besonders das Rathaus, in welchem sonst doch nur Friede und Eintracht zu herrschen pflegten. Eine Menge Verwundeter lag in der Nähe umher und flehte um Hülfe; tote Menschen und Pferde, Gewehre, Pistolen, Säbel, Tornister und Patrontaschen bedeckten die Straßen und hinderten fast das Vordringen der französischen Krieger. Auch in der Königstraße setzten sich die preußischen Jäger, die überhaupt mit ihren Büchsen den Franzosen großen Schaden zufügten; aber einige Kartätschenschüsse bei der Katharinenkirche ließen auch dort ihr Unternehmen scheitern. Nichts konnte das Vordringen der Franzosen länger aufhalten.

Bei der Verfolgung der weichenden Preußen teilte sich das 1. Korps. Ein Teil desselben verfolgte die Preußen nach dem Holstenthor, woselbst das 2. Bataillon vom Regiment Kunheim den Rückzug decken wollte; doch die Franzosen gewannen den Wall, und das Bataillon litt sehr. Das auf dem Markt in Reserve gehaltene Bataillon vom Regiment Natzmer hatte ebenfalls nach einiger Gegenwehr weichen müssen. Der andere Teil des 1. Korps avancierte teils längs der Königstraße, teils über den Klingenberg nach der Mühlenstraße, gewann schließlich das Mühlenthor und fiel der dort postierten Besatzung in den Rücken. Von vorne hatte diese zu kämpfen mit den Tirailleurs vom Po, dem 26. Regiment Chasseurs legers und dem 65. Linien-Regiment unter dem Marschall Soult und wurde, so vorne und von hinten angegriffen, nun gezwungen zu retirieren. Sie nahm ihren Weg über den Wall zum Holstenthor hinaus. Nun ergab sich nach einer fürchterlichen Gegenwehr auch die Besatzung des Hüxterthors, welche besonders vom 8. Regiment korsischer Chasseurs angegriffen wurde. Dieses Regiment hatte sich durch einen Verhau arbeiten müssen, welchen die Preußen in der Gegend der Allee des Hüxterthors gemacht hatten. Die Besatzung dieses Thores wurde fast gänzlich gefangen oder getötet, da sie sich auch noch in der Hüxterstraße wehrte, wovon die Häuser in dem unteren Teile derselben die deutlichsten Beweise lieferten. Denn um die Preußen von den Wällen zu vertreiben, mußten die Franzosen auf die Dächer der nahen Häuser steigen, von wo aus sie ein lebhaftes Feuer auf die Preußen eröffneten.

Als Blücher sah, daß die Preußen beinahe gänzlich aus der Stadt vertrieben wurden, nahm er etwas Infanterie und einige Kanonen und versuchte noch einmal, das Holstenthor wiederzugewinnen. Es nützte aber nichts mehr; er mußte zurück. Ungefähr um 2 Uhr waren die Preußen sämtlich aus der Stadt vertrieben und hatten bei diesem Kampfe, außer 5000 Mann an Toten und Verwundeten, allein an 4000 Gefangene verloren. Freilich war auch der Verlust der Franzosen an Toten und Verwundeten sehr beträchtlich. Der Rückzug geschah nach dem Flecken Schwartau, wo die Preußen, so gut es in der Eile ging, wieder Stellung nahmen. Der Prinz von Ponte-Corvo, welcher dem preußischen Heer auf dem Fuß gefolgt war, ließ sogleich angreifen und zwang die Preußen, noch am selben Abend Schwartau zu räumen. In der Eile konnten die Preußen die Brücke über den kleinen Fluß Schwartau nicht einmal mehr abbrechen, was für sie auf jeden Fall von Vorteil gewesen wäre, da der Fluß mit seinen morastigen Ufern ihnen noch eine gute Verteidigungslinie verschafft hätte. Schon bald nach Tagesanbruch des

Digitized by Google

folgenden Tages wurden die Preußen, welche jetzt bei dem Dorfe Ratekau die letzte Stellung genommen, von neuem angegriffen, bis endlich der General Blücher einen Parlamentär an die Franzosen abschickte, und die Kapitulation abgeschlossen wurde.

Die Bedingungen wurden sogleich festgesetzt, durch die französischen Divisionsgeneräle Tilly und Rivaud gezeichnet, worauf sich das ganze, bis auf weniger als 10 000 Mann zusammengeschmolzene preußische Korps als kriegsgefangen ergab, darunter folgende Offiziere: General-Leutnant von Blücher, General-Major Prinz von Braunschweig-Ols, die General-Majors von Natzmer, von Larisch, von Irring, von Oswald, von Rudorff, von Pletz, von Beeren, von Heyking, von Pelet, von Wedel und von Wobeser. Ferner: 11 Obersten, 40 Majors, 84 Hauptleute, 35 Premier-Leutnants, 219 Sekonde-Leutnants, 103 Fähnrichs, 21 Quartiermeister u. a., zusammen 518.

Aber sowohl die französischen Generäle als auch jeder einzelne französische Soldat ließen den Preußen Gerechtigkeit widerfahren und erklärten laut, daß sie mit Heldenmut gefochten hätten. Sie wurden als brave Krieger, die ihre Schuldigkeit gethan, mit Edelmut und Achtung vom Feinde behandelt.

In der Stadt hatten unterdessen mancherlei Unordnungen bald ihren höchsten Gipfel erreicht. Überfüllt von Soldaten verschiedener Armeekorps, wozu noch eine große Anzahl von Gefangenen kam, betrachteten die meisten Soldaten die Stadt nur als eine durch Sturm eroberte und sahen deshalb die armen Einwohner derselben als halbe Feinde an. Sie forderten, durch Hunger und Durst getrieben, mit Nachdruck Lebensmittel und wurden oftmals aufgebracht dadurch, daß die Leute, der französischen Sprache unkundig, ihre Forderungen garnicht verstanden. In ihrem Unwillen zerstörten oder nahmen sie manche für ihre Eigentümer wertvolle Sachen, welche diese aus Furcht vor Feuersgefahr bei sich trugen oder zur eiligen Wegschaffung in der Nähe aufbewahrten. Der Wunsch, die aufgebrachten Soldaten zu besänftigen, verleitete mehrere Einwohner, ihnen zuviel Wein oder andere Spirituosen zu geben, was natürlich auf viele der Soldaten einen nur unheilvollen Einfluß ausübte. Doch darf man auch nicht der Bereitwilligkeit mancher Generäle, Offiziere und selbst einiger Soldaten vergessen, die, oft mit Gefahr ihres Lebens, die Häuser und das Eigentum ihrer Wirte schützten. Dazu kamen nun noch die schnell zu bewirkende Einrichtung von 10 Hospitälern und die notwendige Besorgung der dazu erforderlichen Bedürfnisse, ein sich bald einstellender Mangel an Fleisch, Brot und Fourage und Nahrungsmitteln aller Art, sowie unentbehrliche Requisitionen, welchen baldigst Genüge geleistet werden mußte.

Einige Tage später marschierten endlich zwei Korps ab, wodurch einer Menge von Verlegenheiten abgeholfen wurde, die sich bei einer so großen Menschenzahl täglich mehren mußten. Durch verschiedene scharfe Ordres gelang es endlich dem Prinzen von Ponte-Corvo, vereint mit dem würdigen Kommandanten Maison, die Ruhe wieder herzustellen und zu bewirken, daß die Kaufläden und Hausthüren wieder geöffnet wurden. Erst am Sonntag, dem 23. November, konnte der öffentliche Gottesdienst wieder beginnen, welcher während drei Wochen hatte ausgesetzt werden müssen, weil fast alle Kirchen mit Gefangenen und Verwundeten angefüllt waren.

Manche Widerwärtigkeiten, welche dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß eintreten mußten, lagen freilich noch lange mit erdrückender Last auf den Einwohnern der Stadt; denn Stillstand des Handels und daraus hervorgehende Nahrungslosigkeit machten sich bei fast allen mehr oder weniger unangenehm fühlbar. Und doch konnten die Bürger wohl zufrieden sein, daß die gütige Allmacht sie vor Schlimmerem bewahrt hatte, und in der Hoffnung der Zukunft entgegensehen,

Digitized by Google

daß mit dem so sehnlich herbeigewünschten Frieden die geschlagenen Wunden heilen und Lübecks Einwohnern die stille, glückliche Ruhe, aus der sie so gewaltsam gerissen, wiedergegeben werden möchte.

Zur Lebensweise des Agrion najas oder der Wasser-Schlankjungfer.

Von **W. Timm** in Wandsbek.

Das Agrion najas Hansem. ist neben dem roten Agr. minium die am kräftigsten gebaute Art unserer einheimischen Schlankjungfern (Agrion). Auch darin stimmen beide verwandte Arten überein, daß ihnen die den meisten unserer Agrionarten eigentümlichen hellen Hinterhauptsflecke fehlen. Agrion najas unterscheidet sich von seinem roten Vetter namentlich durch das dunkelerzfarbige Kolorit der Oberseite. Weitere Merkmale der Wasser-Schlankjungfer sind die beiden unterbrochenen gelben Längsstreifen auf der Brust des Weibchens, die allerdings auch fehlen können, die im Leben rot leuchtenden Augen und die blaue Bereifung am ersten, neunten und zehnten Hinterleibssegment des männlichen Tieres. Zieht man noch die den Agrionarten eigentümlichen, in ihrer großen Mehrzahl quadratischen Flügelzellen in Betracht, so ist die Art genügend gekennzeichnet, um eine Verwechslung mit einer der ziemlich zahlreichen verwandten Arten auszuschließen.

Über die Verbreitung dieser in biologischer Hinsicht interessantesten Art über unsere Heimatprovinz kann ich nicht urteilen, da meine Beobachtungen sich auf das südliche Holstein beschränken. Bei der weiten Verbreitung dieser Art läßt sich annehmen, daß sie auch über ganz Schleswig-Holstein an geeigneten Örtlichkeiten mehr oder weniger häufig anzutreffen ist. Auffällig ist, daß sie in der Sammlung einheimischer Libellen des Hamburger Museums nicht vertreten ist. Ich habe das Tier im letzten Sommer in der Umgegend Wandsbeks, wenn auch nur in wenigen Exemplaren, beobachtet. Häufiger war die Art bei Oldesloe, am häufigsten bei Leezen im Kreise Segeberg zu finden. Da das Tier nicht jedes Jahr in derselben Menge auftritt, zuweilen sogar ganz zu fehlen scheint (bei Leezen habe ich im Sommer 1899 um dieselbe Zeit nicht ein einziges Exemplar beobachtet, desgleichen bei Wandsbek nicht), dürfte eine zwei- resp. mehrjährige Entwicklungsdauer nicht ausgeschlossen sein. Überhaupt scheint die Lebensweise dieses Tieres noch wenig bekannt zu sein. Was darüber in den einschlägigen Werken (Tümpel, Die Geradflügler Mitteleuropas; Dr. Ris, Fauna Helvetica) enthalten ist, ist meist dürftig und stimmt mit meinen eigenen Beobachtungen vielfach nicht überein. Diese letzteren den Naturfreunden unserer Heimat zu unterbreiten, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Der Name Agrion najas, d. h. die im Wasser lebende Schlankjungfer, deutet schon darauf hin, wo wir das Tier zu suchen haben. Daß das Leben in oder auf dem Wasser ein besonderes Charakteristikon dieser Art ist, muß ich jedoch bezweifeln, obgleich andere Beobachter dieser Ansicht zu sein scheinen. Zwar habe auch ich die Art in größerer Anzahl am Ufer der Gewässer und an Wasserpflanzen gefunden, jedoch nicht häufiger als A. pulchellum, puella, minium u. a. Dr. Tümpel geht etwas schnell über die Lebensweise dieses Tieres hinweg, indem er sagt: „Gemein im Juni, fliegt bis August. A. najas fliegt von allen Agrionarten am schnellsten; es setzt sich mit Vorliebe auf Wasserpflanzen und Binsen (als ob diese keine Wasserpflanzen wären!) und ist daher nicht so leicht wie die anderen Agrionarten zu fangen." Diese kurzen Bemerkungen sind für ein Spezial-

Digitized by Google

werk doch allzu dürftig. Etwas ausführlicher berichtet Dr. Ris darüber in der Fauna Helvetica: „Eine ganz ausschließlich den größeren Torfgebieten angehörende, in solchen verbreitete und gemeine Art. Allerdings wurde najas früher in diesem Gebiete für selten gehalten, doch traf sie Liniger im Bernischen und ich im Zürcherischen an den obengenannten Lokalitäten in sehr großer Menge. Das Tier setzt sich stets auf die schwimmenden Blätter der Seerosen und Potamogeton und ist deshalb nicht so ganz bequem zu fangen. Es tritt sehr früh mit den allerersten Libellen vor Mitte Mai auf, dauert jedoch nicht in die zweite Hälfte der Saison hinaus, indem die letzten Nachzügler vor Mitte Juli verschwinden. Ein erneutes Auftreten findet nicht statt."

Da Herr Dr. Ris ein guter und zuverlässiger Beobachter ist, wird das hier Gesagte für die Schweiz zutreffen; nach meinen Beobachtungen ist die Lebensweise der Art bei uns jedoch eine andere. Sie wird also je nach der Landschaft verschieden sein. Ich habe die Art nicht vorwiegend auf dem Wasser, sondern in weitaus größerer Anzahl in größerer oder geringerer Entfernung von demselben besonders an Erlengebüsch angetroffen. Außerdem scheint sie in unserer Gegend größere Teiche und Seen mit lehmigem oder sandigem Grund zu bevorzugen. Am 2. Juni vorigen Jahres fand ich einige Weibchen von najas an einem Feldwege bei Oldesloe. Torfgewässer waren nicht in der Nähe; dagegen fand ich auf einem an den Weg stoßenden Acker ein größeres teichartiges Gewässer, wahrscheinlich eine Thon- oder Mergelgrube aus früherer Zeit, dessen Rand mit Riedgräsern und anderen Pflanzen bewachsen war. Hier beobachtete ich die Art in größerer Anzahl. Offenbar hatte sie sich aus diesem Gewässer entwickelt. In den Pfingsttagen fand ich sie darauf in großer Menge in der Nähe des Leezener Sees, die Weibchen vorzüglich an Erlengebüsch sitzend, dessen dunkelgrünes Laub ihnen einigermaßen Schutz gewährte, die Männchen, denen der blaue Reif am Hinterleib noch größtenteils fehlte, dasselbe lebhaft umschwärmend. Der Grund des Sees, aus dem sie sich offenbar entwickelt hatten, war an dieser Stelle, soweit sich erkennen ließ, sandig; wenigstens dürfte der See nicht als Torfgewässer bezeichnet werden können. Als ich in den Tagen darauf ein großes, in der Nähe Leezens befindliches Moorgebiet besuchte, fand ich hier nicht ein einziges Exemplar unserer Art, obwohl andere Libellen, wie L. quadrimaculata, depressa, dubia, rubicunda, Agrion pulchellum, puella, hastulatum u. a. sich mehr oder weniger zahlreich hier herumtummelten. Auch bei Wandsbek fand ich Agr. najas nur am sog. Bramfelder Teich mit seinem lehmigen Grund, obgleich auch hier ein großes Torfgebiet sich in der Nähe befindet, wo ich die Art nicht habe auffinden können. Ich schließe daraus, daß das Tier bei uns die eigentlichen Torfgewässer meidet.

Eine Eigenart des Agr. najas, die ich bei keiner anderen Libellenart wahrgenommen habe, will ich nicht unerwähnt lassen. An einem trüben zeitweilig regnerischen Morgen bezog ich wieder meinen Beobachtungsposten am Leezener See. Anfangs war keine Spur von meinen Lieblingen für mich erkennbar. Bei genauerer Durchforschung meines Gebiets fand ich jedoch am Ausfluß des Sees in die Leezener Au eine Anzahl dieser Tiere an Rohrstengeln sitzend. Bei dem Versuch, sie einzufangen, flogen die Tiere nicht etwa davon, sondern ließen sich nach Art gewisser Käfer und Schmetterlingsraupen auf den Boden, in diesem Falle auf den Wasserspiegel herab. Mit gespreizten Beinen standen sie alsdann auf der Wasserfläche, und die Flügel emporhaltend und als Segel benutzend, wurden sie schnell davongetrieben, so daß ich nicht imstande war, ein bereits aufs Wasser gefallenes Tier noch einzufangen. Stieß der kühne Segler während seiner Fahrt auf ein Blatt der Seerose oder des Potamogeton, so wurde dasselbe so schnell wie möglich erklettert, wahrscheinlich um der Gefahr, von Fischen ver-

Digitized by Google

schlungen zu werden, zu entgehen. Da mich die Erscheinung interessierte, setzte ich meine Versuche fort, und es dauerte nicht lange, da hatten sämtliche Tiere auf den schwimmenden Blättern einen sichern Zufluchtsort gefunden. Daß ein fliegendes Tier sich auf ein solches Blatt setzte, habe ich nicht beobachtet. Vielleicht ist die geschilderte Eigenart die Veranlassung zu der Behauptung einiger Autoren geworden, daß es sich stets auf Seerosen- oder Potamogetonblätter setze.

Die Larve habe ich nicht beobachten können. Sie wird sich in ihrer Lebensweise wahrscheinlich wenig von denen der verwandten Arten unterscheiden, da in keinem Werk etwas darüber enthalten ist.

Zum Schluß will ich noch einer Beobachtung Erwähnung thun. An einem warmen, sonnigen Morgen, es war der 5. oder 6. Juni, sah ich gleichfalls am Lezeuer See ein Männchen von Agr. najas in Copula mit einem Weibchen des Agr. minium und bald darauf noch eine versuchte Copula zwischen diesen beiden sich offenbar nahestehenden Arten. Meine Ausschau nach einer hybriden Form war indessen resultatlos. Herr Dr. Ris in Rheinau, dem ich diese Beobachtung mitteilte, schrieb mir, ihm seien Libellen-Hybriden nicht bekannt, er selbst habe auch noch keine Copula beobachtet, doch habe René Martin solche in Anzahl gesehen und zwar aus verschiedenen Gruppen, jedoch keinen Bastard entdeckt.

Das bisherige negative Resultat der Beobachtung schließt selbstverständlich das Vorkommen von Libellen-Hybriden nicht aus; im Gegenteil halte ich es bei der nahen Verwandtschaft vieler Arten für sehr wahrscheinlich. Den Freunden der Entomologie wäre demnach zu empfehlen, einmal ein Auge darauf zu haben.

Möchten diese Zeilen recht viele Naturfreunde, insbesondere Entomologen veranlassen, den Odonaten oder Libellen, dieser bisher vernachlässigten, aber nichtsdestoweniger interessanten Gruppe der Insekten ihr Interesse zuzuwenden, so wäre ihr Zweck erreicht, und der Erforschung der einheimischen Fauna würde ein guter Dienst geleistet werden.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

18. De gerech Valler.**)

Dar is mal 'n Mann weß, de hett sik 'n Valler[1]) föken wullt, gwer gerech hett 'e wesen schullt.

Nu geit 'e je los.

Ünnerwegens begegent em 'n Mann, de fragt em, wo hê hen will.

Hê will sik 'n Valler föken, sech' 'e, gwer gerech schall 'e wesen.

Do fragt de Mann em, wat hê em denn ne nem'n will to 'n Valler.

Ja, sech' 'e, wer hê denn is.

---

*) In dem Aprilheft des vorigen Jahrgangs habe ich ein kleines Märchen ‚Na Möörn' mitgeteilt. Ich habe mir damals den Kopf darüber zerbrochen, was von diesem ‚Möörn' zu halten sei. Jetzt weiß ich es. Es ist Wöhrden gemeint, ein Name, den die Wöhrdener selbst ungefähr wie ‚Wänern' sprechen, der aber in unserer Gegend — abgesehen von dem Anfangskonsonanten — ebenso ausgesprochen wird wie ‚Möörn,' nämlich ‚Wüad'n.' An Wöhrden gedacht habe ich schon lange, doch fehlte mir bis dahin für meine Vermutung die Bestätigung. Die habe ich jetzt gefunden. Ein junger Wöhrdener erzählte mir kürzlich, er sei früher von einem jetzt etwa achtzigjährigen Meldorfer mit dieser Geschichte gelegentlich geneckt worden.

**) Abgedruckt aus der ‚Deutschen Welt' Nr. 25. 1899. Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 44 ‚Der Gevatter Tod' und Bechsteins Märchen ‚Gevatter Tod.'

Digitized by Google

Hê is unſ' Herrgott, ſech' 'e.

Nę, ſech' 'e, em will 'e ne hebb'n. Hê is ne gerech. Den èn'n gifft hê Land un Sand, un den annern gifft hê 'n Staff [2]) in 'e Hand.

Nu geit he je wider.

As hê 'n lütt Flach bet tô is, do kümmt weller êu gegen em an. De fragt em uk, wo hê hen will.

Ja, ſech' 'e, hê will ſik 'n Valler ſöken, awer gerech mutt 'e weſen.

Do fragt de Mann em, wat hê em denn ne nęm'n will.

Ja, wer hê denn is.

Hê 's de Dot, ſech' 'e.

Ja, ſech' 'e, em will he nęm'n, hê is gerech, hê geit gra' dör, hê nimm't rik un arm, un junk un old.

Nu geit he je wa' trüch mit den Dot, un do ſecht he to em, hê ſchall em doch mal ſegg'n, wo dat tôgan deit, dat wilk [3]) Minſchen ſo frö dot bliv't un wilk ſo old ward.

Ja, ſecht de Dot, de Minſchen, de hebbt all 'n Lamp, dar is Öl in. Wilk hebbt man weni in, un wilk vęl. Un wo man weni in is, de bliv't junk dot, un wo vęl in is, de ward old.

Do fragt hê em, wo dat denn tôgeit, dat wilk ſo butz [4]) dot bliv't, un wilk ſik êrs noch ſo lang' quäl'n möt.

Ja, ſech' 'e, dat mutt he ſik uk ſo vörſtell'n as mit 'n Lamp. Menni Mal geit ſe, wenn dat Öl all' is, ſo butz ut, un menni Mal quält ſe ſik noch lang', denn glumm't [5]) dat noch ſo na.

Do bidd't hê den Dot, hê ſchall em doch mal ſegg'n, wovęl as hê noch in hett.

Ja, ſech' 'e, hê hett man 'n lütt bęten mêr in.

Do bidd't he em, hê ſchall dar doch noch 'n bęten tô in gêten in ſin.

Nę, ſecht de Dot, dat kann he je ne. Denn wêr hê je ne gerech. —

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) Gevatter. ‚Badder' (Vater) und ‚Valler' wird in der Ausſprache deutlich unterſchieden. [2]) Gemeint iſt der ſog. ‚weiße Stock,' mit dem der bankerott Gewordene ſeinen Beſitz verläßt. [3]) welche, einige. [4]) Interjektion: plötzlich. [5]) glimmt.

19. Na Neestadt.

As ik noch ſo 'n ol lütt Dêrn [37]) wêr, ſo vun 'n Igrer tein, do wêr ik mal mit miu'n Badder hen na Nêſtadt fört.

Min Badder harr in 'e Stadt wat to dôn, un wilt [1]) hê dat afmaken de', ſchull ik ſo lang' int Wêrtshus blib'n.

Awer as hê wech wêr, do güng' ik uk to Strat un wull mi de Stadt mal anſên.

Do verbiſter [2]) ik.

Toletz fünn' ik wa' hen na 't Wêrtshus, awer as ik dar ankôm, [3]) do wêr min Badder al wech fört, [4]) hen to Hus, un ik ſêt [5]) alleen in Nêſtadt.

Nu güng' ik je na.

As ik in dat êrs Dörp kôm, do wörr dat al ſo 'n bęten ſchummeri. Do güng' ik na 'n Hus rin un wull mal na 'n Wech fragen.

Do ſtünn' dar 'n Fru in 'e Kök bi 't Bodderfatt. De ſę, [6]) ik ſchull man 'n Ogenblick bi 't Bodderfatt ſtan gan, ſe wull ſik gau 'n Emmer Water hal'n. In 'n Dörp wêr ſo 'n ol grot Sög, [7]) ſę ſe, de kôm [8]) ümmer un ſtörr [9]) dat Bodderfatt üm.

Digitized by Google

As ik dar nu bi dat Bodderfatt stünn', do wörr ik achter 't Finster so 'n groten Wesselberböm war, mit reck so 'n schön swart Wesselbern.[10])

Do dach ik, ik kunn mi je gan 'n Handvull afplücken; in dē Tit wörr[11]) de ol Sög je ne kam'n. Awer as ik wa' rin kŏm na Kök, do wēr se dar doch al weß, de Sög, un harr dat Bodderfatt ümstött.[38])

Nu müß ik je man maken, dat ik wech kŏm.

Ik lŏp[12]) to Holt un stēg to Böm; dar wull ik de Nach ŏwer in besitten blib'n.[13])

As dat nu düster wēr, do kŏm'n dar 'n Schöv'[14]) Spitzbŏv' an, de setten sik gra' ünner den Böm hen, wo ik in sēt, un wull'n sik dar wat ęten kaken. Se bödd'n[15]) sik Für an, un vun dat Für un den Rok wörr dat je hell' in'n Böm, un do sęgen[16]) se mi dar sitten. Un do krēgen se mi dar rut un stēken[17]) mi in 'n ferdi[18]) Bērtnun'.

As se wat ęten hadd'n, do güng'n se wech un löten mi dar in de Bērtunn' sitten. Un ik sēt[19]) de ganz Nach ŏwer in de Bērtunn'.

Annern Morgen, as dat al hell' wēr, do kŏm dar 'n Voß an, de bör[20]) den[21]) Bēn ünnerhöch[22]) un wull an de Tunn' watern.

Do grēp[23]) ik gan mit de Hand dör 't Spundlock un krēg den Voß bi 'n Stērt fat.

De ol Voß, de verfēr[24]) sik je un wull utnei'n.[25]) Awer ik lŏt[26]) je ne los, un do fęg hē je mit de ol Tunn' af.

Ik hŏl[27]) ümmer stramm wiß[28]) un rŏp[29]) ümmerlos: ‚Attę[30]) de Voß,[39]) attę de Voß!'

Un de ol Voß, de wüß je ne, wat dar los wēr, de lŏp[31]) un lŏp, bargup un bargdgl, ŏwer Knick un Tun.

Toletz do flŏg[32]) de ol Tunn' gegen 'n Böm an un flŏg in Gniddern un Fliddern.[33])

Do krŏp[34]) ik rut. Un do kladder[35]) ik na 'n Wall' rup un wull mal sên, wo ik wēr.

Do wēr ik gra' up de sülwi[36]) Koppel, wo min Vadder to plŏgen wēr. —

Nach Frau Schlür geb. Harms in Griebel.

Die kleine Nichte Bertha Harms: ‚Gott, Tante, wo du di wul ęmal äng'st heß in de Bērtunn'!'

Anmerkungen: [1]) während. [2]) verirrte mich. [3]) ankam. [4]) gefahren. [5]) saß. [6]) sagte. [7]) San. [8]) käme. [9]) stieße. [10]) eine Kirschenart. [11]) würde. [12]) lief. [13]) besitzen bleiben, d. h. sitzen bleiben. [14]) Schar. [15]) zündeten an, inf. anböten. [16]) sahen. [17]) steckten. [18]) leer. [19]) saß. [20]) hob [21]) ‚Been' ist männlich. [22]) entstellt aus ‚in 'e Höch': in die Höhe. Andere Lesart: ‚de reet den Schinken ünnerhöch.' Gleichbedeutend mit ‚ünnerhöch' ist ‚in Enn'.' [23]) griff. [24]) erschrak. [25]) ausnähen, d. h. ausreißen. [26]) Nebenform zu ‚leet': ließ. [27]) hielt. [28]) gewiß, fest. [29]) rief. [30]) der übliche Ruf der Treiber bei Fuchsjagden, ohne Zweifel verkürzt aus dem französischen attendez d. h. ‚paßt auf!' [31]) lief. [32]) flog. [33]) kleine Stücke. Andere Lesarten: ‚in guiddern Stücken' und ‚in guętern Stücken.' [34]) kroch, inf. krupen. [35]) kletterte. [36]) auf derselben. [37]) Andere Lesart: ‚so 'n ol lütten Jung'. [38]) Die San. die das Butterfaß umstößt, ein für das Dorfleben der alten Zeit recht bezeichnender Zug, kommt in meinen Märchen öfter vor. [39]) Dieser Ruf kommt auch in meinem Märchen vom Dämmling vor.

Nacht auf dem Felde.

In dunkler Nacht schritt ich durchs stille Feld.
Ein Krähenflug stieg auf aus dunklen Tannen;
Die schwarzen Schwingen rauschten durch die Nacht
Und zogen schwer und abendmüd von dannen.

Digitized by Google

Im Grunde flimmerte ein dunkles Moor;
Ein Irrlicht huschte längs am Wiesensaume,
Im Ried saß eine Else, weiß und stumm,
Und winkte mit der Hand, müd wie im Traume.

Ihr bleiches Antlitz wandte sie mir zu,
Auf ihren Wangen zitterten die Thränen,
Und dann vergrub sie tief das müde Haupt
In ihren langen seidengoldnen Strähnen,

Und sank und schwand. — Der Nebel kroch herauf
Und wälzte schwer sich auf die schwarze Erde .....
Ich weiß ein Einst. Und heute sah ich es
Im Felde stehn mit trauriger Gebärde.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Mitteilungen.

1. In Nr. 1 der „Heimat" 1900 S. 20 oben wird ein Wort „Reband" zu deuten versucht; ich glaube, es handelt sich um ein einfaches „Reep-Band" Band aus Seil). — 2. In Nr. 4 der „Heimat" 1901 versucht Herr Dr. Gloy in seiner letzten wertvollen Arbeit zur Landesgeschichte eine Deutung des Namens Kerleggehusen (Kellinghusen); ich halte die Ableitung von einem Familiennamen von Kerlegge (S. 74) für völlig ausgeschlossen. Ständige Familiennamen, die zur Bildung von Namen neuer Ortschaften hätten beitragen können, kommen in Schleswig-Holstein meines Wissens erst hundert Jahre später als 1148 vor. Ich möchte lieber an ein Diminutivum Kerkleke (Kirchlein, Capella) denken, dem das Schloß (Husen) seinen Namen verdankt.

Mitgeteilt von P. von Hedemann in Marburg.

2. **Käferlarven im Bienenstock.** Geheimnisvoll und interessant ist die Verwandlung des Maiwurms oder Ölkäfers (Meloe proscarabäus). Das Weibchen legt die Eier gruppenweise in ein selbstgegrabenes Loch und verscharrt es dann so sorgfältig, daß sich die Stelle nicht verrät. Weil es über tausend Eier unterzubringen hat, für Käfer eine äußerst ungewöhnlich hohe Zahl, so muß sich dieser Vorgang sehr oft wiederholen. Nach einigen Wochen schlüpfen die Larven, welche im Verhältnis zur Größe der Käfer ungewöhnlich klein erscheinen, aus den Eiern aus, kriechen auf Blumen und setzen sich hier an die Bienen, die auf der Honigsuche hier sich eine Weile aufhalten. Diese tragen die kleinen Gäste mit in den Stock, wo sie in Zellen schlüpfen, welche mit Eiern versehen sind. Gelangen sie nicht in eine Eierzelle, so müssen sie Hungers sterben, und so kommt es, daß die Bienenwärter sie oft zahlreich tot an dem Boden des Stockes finden. (In dem Bienenstande des Schmiedes Sienknecht zu Schönbek bei Bordesholm beobachtete man in den ersten Tagen des Mai massenhaft diese Plagegeister der Bienen.) Hat aber die Larve eine Eierzelle gefunden, so sättigt sie sich an dem Ei und häutet sich darauf. Dann nährt sie sich von Honig, entwickelt sich 4—5 Wochen hindurch kräftig, häutet sich nun abermals und erscheint als bewegungslose Puppe. Aus der Puppe entsteht nach einiger Zeit wiederum eine Larve — also das dritte Larvenstadium —, und aus dieser entwickelt sich nochmals eine Puppe. Durch das zweite Puppenleben wird endlich die Verwandlung vollendet, und es erscheint nun der Käfer in vollkommenem Zustande. Da die Entwicklung von so vielen Zufällen abhängig ist, kommen von den vielen Eiern nur wenige zur vollen Entfaltung.

Ellerbek. Eckmann.

3. **Nebelkrähe und Hühner.** Im vorigen Frühjahr hatte ich Gelegenheit, bei einem dreisten Raubanfall einer Nebelkrähe und der wackeren Verteidigung der Hühner Zeuge zu sein. Vom Hofplatze hinter unserm Hause schaute ich auf das angrenzende Feld, wo eine Glucke mit ihren 16 Küchlein, die ungefähr 14 Tage alt waren, in einer Entfernung von etwa 20 m allein umherzog. Mit einem Male hörte ich die Henne schreien und sah, wie eine Krähe mit einem Küchlein im Schnabel aufflog und sich alsbald etwa 40 m davon wieder niedersetzte. Die Glucke ließ sofort ihre übrigen Küchlein im Stich und eilte hinter der Krähe her. Kaum hatte unser Hahn, der mit dem andern Federvieh weit davon entfernt war, das Geschrei der Glucke gehört, als er im Verein mit noch einer Henne ebenfalls hinterdrein stürmte und sofort die Krähe mit großer Wut angriff. Um sich zu verteidigen, ließ diese das Küchlein los und hieb ihrerseits kräftig auf den Hahn ein; jedoch blieb dieser, ein kräftiger schwarzer Minorkahahn, alsbald Sieger. Die Krähe erhob sich plötzlich in die Luft, setzte sich aber in geringer Entfernung wieder nieder. Stolz folgte der Hahn den beiden Hennen, die mit dem unversehrten Küchlein schon eine kleine Strecke weggelaufen waren. Da stürzte sich die Krähe noch einmal dazwischen und hatte das Küchlein wieder

Digitized by Google

im Schnabel. Aber der Hahn fuhr wieder darauf los und entriß der Krähe zum zweiten Male die Beute. Mittlerweile war ich auf dem Kampfplatz angekommen und brachte das Küchlein in Sicherheit. Die interessante Scene spielte sich sehr schnell ab und war mit großem Geschrei verbunden. Die übrigen, während des Kampfes verwaisten Küchlein hatten sich sämtlich unter einen Busch versteckt. Die Aufregung des Hahnes dauerte noch ein paar Stunden nach dem Kampfe an.

Schmedeswurth, den 20. April 1901. Herm. Meyer.

4. **Fleischverdauende Pflanzen.** Eine interessante Beobachtung machte ich im vorigen Spätsommer in einem Moorsumpf bei Plön. Hier stehen in der Gesellschaft des rundblättrigen Sonnentaus (Drosera rotundifolia L.) mehrere Exemplare der schmalblättrigen Art (D. anglica Huds.) Leichen und Skelette von Fliegen und Mücken fand ich fast in jedem Blatte der ersteren Art, oft in größerer Zahl, doch nie in den Blättern der letzteren. Dagegen entdeckte ich in einem Blatte der D. anglica eine Libellula in halbverwestem Zustande. Das Blatt hatte sich der Länge nach zusammengefaltet, den langen Hinterleib des Tieres umklammernd, so daß Kopf und Brust frei waren. Sollte etwa, was die Blattform vermuten läßt, diese Sonnentau-Art nur auf Libellen angewiesen sein? Wer hat ähnliche Beobachtungen gemacht?

Plön. Rohweder.

5. **Der Star.** Starkästen kannten wir in den vierziger Jahren in Angeln fast garnicht. Die Stare waren damals seltene Vögel. Ich habe in meiner ganzen Schulzeit nur ein Starnest gesehen, das sich alljährlich in einer hohlen Linde beim Pastorat befand. Erst in den fünfziger Jahren kamen die Nistkästen auf, und damit trat eine rasche Vermehrung dieser Vögel ein. Wie viele Tausende von Kästchen trifft man jetzt in Stadt und Dorf, und welche Scharen von „Sprehen" zeigen sich überall!

Flensburg. J. J. Callsen.

6. **Aberglaube.** In den zwanziger und dreißiger Jahren gab es noch gewisse Leute, welche mittels eines geerbten Schlüssels und allerlei Zeremonien einen Dieb ausfindig machen konnten oder solchem mit Hülfe eines bestimmten Nagels „ein Auge auszuschlagen" imstande waren. Aus Furcht vor solcher heimlichen Strafe kam es vor, daß nächtlicherweise ein Dieb die gestohlenen Sachen wiederbrachte. — In den dreißiger Jahren habe ich noch eine alte Frau gekannt, die nach allgemeinem Volksurteil eine Hexe sein sollte. Sie ritt ganz bestimmt alljährlich auf einem Besenstiel auf den Blocksberg zum Hexentanz. Man hatte sie zum Schornstein hinaus- und wieder hineinreiten sehen. Sie überschritt keinen Besenstiel, hieß es, und als sie einmal während des Dreschens in die große Diele unsers sächsischen Hauses trat, warf schnell der Knecht, als er sie in der Ferne kommen sah, einen Besenstiel quer vor den Eingang. Sie beachtete ihn nicht, ging ungeniert darüber weg, wie ich als Knabe aufmerksam beobachtete; trotzdem behauptete der Knecht steif und fest, sie wäre um den Besenstiel herumgegangen. Die alte Frau kam oft zu uns; sie hatte nichts Auffallendes an sich, im Gegenteil war sie uns Kindern sehr lieb. Sie hat meistens ihr Brot in unserm Backofen gebacken, zeichnete dasselbe durch einen mit mehreren Kreuzen versehenen Holzstempel, was von andern als Hexenzeichen gedeutet wurde. Sie hat uns aber nie verhext. — Damals gab es auch noch Unterirdische, welche mit Vorliebe die kleinen Kinder gegen ihre auswechselten, weshalb die alten Frauen den jungen Wöchnerinnen den Rat gaben, dem Neugebornen eine Nadel versteckt in der Kleidung anzubringen. — In den vierziger Jahren wurden noch Personen bezeichnet, welche Leute zu „binden" (festzubannen) imstande wären, und wir Kinder gingen mit geheimem Grauen an diesen Personen oder deren Wohnung vorüber. — Andere Personen konnten damals — und noch viel später — an dem brennenden Haarbüschel einer Kuh die Krankheit derselben erkennen und das Mittel dagegen geben, auch, wenn keine Butter aus der Milch zu erlangen war, solches sofort durch geheime Mittel möglich machen. — In den vierziger Jahren glaubte jemand neben einem Hünengrabe Unterirdische gesehen zu haben, die aber schnell wieder im Berge verschwunden waren. Das Gerücht lief von Dorf zu Dorf, und allsonntäglich fanden ganze Wallfahrten dahin statt, ja, einmal zog gar eine ganze Schule — unter Anführung einer Frau — dahin, doch hat keiner etwas gesehen. Schließlich gruben einige Jäger dort einen Dachs aus, und nun waren die Unterirdischen — verschwunden.

Flensburg. J. J. Callsen.

7. **Schlittenfahren.** Zum Artikel: „Beim Schlittenfahren," vergl. „Heimat" 1898, S. 244 und 1899, S. 28. — In Anlaß eines im „Flensb. Annoncenbl." vom 6. Februar veröffentlichten plattdeutschen Gedichtes, welches eine Danksagung an die Polizeibehörde für Freigabe einer Straße zum Schlittenrutschen enthält und mit den Worten schließt: „Seira Aue u. a. Lys!" bringt „Flensb. Avis" vom 10. und 12. Februar Korrespondenzen, welche sich mit der Erklärung dieses, wie es heißt, einem Deutschen unverständlichen und wohl auch vom Verfasser des Gedichtes nicht verstandenen Ausdrucks befassen. Ich erlaube

Digitized by Google

mir, darüber Folgendes zu bemerken: Nach Callsen („Heimat" 1898, S. 244) wäre der Ausdruck entweder dänischen Ursprungs (Seira! = Seil ad! = Segel los! oder = Jeg seier an! = Ich sage an!) oder ein französisches Wort. „Udepalys!" = Ud ad Lys! (dän.) Aus dem Licht! „Aue" wird nicht angeführt. — Nach Molsen („Heimat" 1899, S. 28) aber wäre der Ausdruck Seira! (auch Seiror, Heira, Heiror!) deutschen Ursprungs und = Sei dor! = Sie da! Hei dor! = He da! = Er da! Es wird dabei auf die Hamburger Aussprache verwiesen; ähnlich sei „Waarschu!" (so riefen die Apenrader Jungen) = Wohrl ju!" Eine Erklärung des „Aue" bringt Molsen nicht. Interessant ist darum nun die vollständige Wiedergabe des Ausrufs in den Flensburger Blättern: „Seira Aue u. a. Lys!" und die dänische Erklärung: Seira = Seier æ = Sage ich; Aue = August; u a Lys = ud af e Lys! = Aus dem Licht! (Weg!) Also: „August, sag' ich, aus dem Wege!" August soll dann ein Knabe gewesen sein, der den anderen wegen seiner Langsamkeit im Wege war und daher mit einem nachdrücklichen: Seir a = Sag' ich! gewarnt wurde. Aus zwei Gründen ist aber die Richtigkeit dieser Erklärung zu bezweifeln, einmal wegen des Seir a; die Flensburger Dänen sagen nicht a, sondern æ = ich; und sodann wegen der Wortstellung „Seira Aue!; es würde gerufen werden: „Aue! seir æ!" Eben wegen der Wortstellung wird auch von „Flensb. Avis" die Möglichkeit französischen Ursprungs (vergl. Callsen) zugegeben und zwar Seira = Ça ira! Nach meiner Auffassung ist der Ausdruck noch nicht genügend erklärt; die Deutung Aue = August halte ich für verfehlt, schon der Wortstellung wegen. Ich glaube, die Callsensche Erklärung des französischen Ursprungs ist die richtigste; dann wäre Seira = Ça ira! Gebrauchen wir doch ähnlich das französische Allons! (Zu vergleichen wäre das Ça-ça im Studentenlied Ça, Ça — Geschmauset! laßt uns nicht — — usw.!) Aue! aber möchte m. E. eine Verstümmelung des dänischen A (e) vej! = Aus dem Wege! sein; v = u; im Plättdänischen wird w mit einem breiten u-Anlaut ausgesprochen. — Udepalys! ist natürlich das dänische ud af(e) e Lys! = Aus dem Licht! Daß hier „ud" steht, während es bei a wej! fehlt, ist dem Kenner des Plattdänischen nicht auffallend. Demnach enthält der Ausdruck einen dreifachen Ausruf: Seira = Ça ira! (= allons!) = Vorwärts! Aue = A (e) wej! = Aus dem Wege! U (dep) a lys! = ud af (e) Lys! = Aus dem Licht!

Osterkinnet. P. Asmussen.

8. Zum Artikel: **Soldatenlieder, „Heimat" Nr. 3 S. 59. Nr. 4: Die ersten drei.**

Ernsthaft im Leben,
Heiter im Kampfe,
Standst du im dichten
Pulverdampfe
Immer als leuchtendes
Vorbild voran.

So bis zum Sterben
Hast du gestritten,
Lautlos den schönsten
Tod erlitten,
Bist glorreich gestorben
Bei rühmlicher That.

Trittau. Mitgeteilt von Pastor Jessen.

9. **Was sich das Volk erzählt.** Freund Klapperstorch schreitet gravitätisch über die Wiese, als ihm ein Frosch ins Gehege kommt. Herablassend freundlich redet er den Todeskandidaten an: „God'n Abend, Abendsblank!" „God'n Abend, Herr König von Engelland! Gistern Abend begegn mi de ol Mullwurf, de ol Pullwurf, de ol Kiel ut Lock, de segg to mi ‚God'n Abend, Brettfod!' Wat mi dat verdrot, dat kann ik keen Minschen segg'n!" — Da hatte der Storch den mitteilungsbedürftigen Frosch aber schon im Schnabel.

(Aus der Propstei.) Karl Radunz in Kiel.

Bücherschau.

Die Provinz Schleswig-Holstein, bearbeitet von Johannes Schmarje, Rektor in Altona. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. Preis 1,20 M. — Dieses Buch ist das fünfte Heft eines größeren Werkes, welches unter dem Titel „Landeskunde Preußens" von einer Reihe bewährter Lehrer ausgearbeitet ist und von dem Seminarlehrer Beuermann in Hannover herausgegeben wird. Die Verfasser haben zunächst für die Oberstufe der Schule ihre Bücher bestimmt, um der Heimatkunde, die bis jetzt als bloße Vorstufe des erdkundlichen Unterrichts diente, eine wichtigere Stellung im Abschluß der Schulbildung zu geben. Inwieweit dieses Bestreben berechtigt ist, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern. — Es ist Schmarje gelungen, mehr als ein Schulbuch zu schreiben; seine Schrift ist nach meinem Urteil ein rechtes Hausbuch geworden, das für den Familientisch empfohlen werden darf. Wer im Hause ernste Lektüre nicht verschmäht, der wird es mit Interesse und mit Nutzen lesen. — In welcher Richtung die Verfasser gearbeitet haben, bestimmt der Satz aus dem Vorwort: „Die Landeskunde Preußens zeichnet das Landschafts- und Kulturbild des Heimatlandes nicht nur beschreibend: sie versucht vielmehr im Geiste

Digitized by Google

der neuzeitlichen Erdkunde das Werden des Heimatlandes zu zeigen; dabei sucht sie überall auch die Abhängigkeit des Bewohners und seiner Kulturarbeit von diesem Boden und von den übrigen natürlichen Verhältnissen zu beleuchten." Was hier versprochen wird, das leistet Schmarjes Buch in vorzüglichem Maße. Fast alle wichtigen Fragen, die unser Land betreffen, werden berührt; in gründlicher und doch interessanter Weise werden die Eigentümlichkeiten unseres Landes erklärt. Bei dem eigenartigen Gange der Darstellung merkt man nirgends die Trockenheit, die einer Beschreibung so leicht anhaftet, überall spürt man das Werden und Leben und erfährt, wie die Lebensäußerungen vom Boden und von den Naturverhältnissen abhängig sind. Die Grundlage bilden die Landschaften unseres Landes; sie sind gleichsam die Einheiten, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist. Als solche Landschaftsbilder zeichnet Schmarje Ostholstein, Ostschleswig, Nordschleswig, die Heidegegend des nördlichen und mittleren Schleswig, die Moore, den mittleren Landstrich Holsteins, den Sachsenwald, das Elbufer Holsteins, die Elbmarschen, die Seemarschen Holsteins, die Westküste Schleswigs, die Watten, die Halligen, die Nordsee-Inseln. Eine sehr eingehende und klare Darstellung hat die Urzeit des Landes erfahren. Das Kapitel von den Bewohnern des Landes behandelt die Besiedelung des Bodens, den gegenwärtigen Stand der Bevölkerung, die Erwerbsquellen und Beschäftigung der Bewohner, die Verkehrswege (die alten Heerstraßen, die Chausseeen und Eisenbahnen, den alten Eiderkanal, den Kaiser Wilhelm-Kanal, den Elb-Trave-Kanal), das Volkstum und die Eigenart der Bewohner. Was sonst ausführlich in der politischen Geographie beschrieben wird, das teilt der Verfasser in Kürze in dem Abschnitt „Verwaltung des Landes" mit. 22 Bilder dienen zur Veranschaulichung und Belebung des gebotenen Stoffes; besonders lehrreich sind die Zeichnungen, welche die Wasserscheide Schleswig-Holsteins mit ihren wichtigsten Seitenarmen und die Bodenverhältnisse darstellen. — Überall merkt man, daß der Verfasser die Ergebnisse der heimatlichen Forschung der letzten Jahre berücksichtigt hat und mit vorsichtiger Hand sie in populärer Weise zu verwenden versteht. In ausgiebigem Maße ist der Bedeutung der Ortsnamen Rechnung getragen. Ob alle Erklärungen richtig, wage ich nicht zu entscheiden; man wird sie gelten lassen müssen, bis bessere gefunden sind. Der Ausgabe A ist eine kleine Handkarte von Harms beigelegt; Ausgabe B wird ohne diese Karte abgegeben. Für eine neue Auflage lenke ich den Blick des Verfassers auf den Druckfehler auf Seite 50, wo Hohheide statt Ilohheide steht, und auf S. 120: „zu den bekanntesten Schlangen hier zu Lande gehört die nützliche Ringelnatter, seltener sieht man die Blindschleiche." Es liegt hier die falsche Schlußfolgerung nahe, als gehöre die Blindschleiche zu den Schlangen.

Ellerbek. Eckmann.

Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. Spanier. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Dr. Spanier, der durch sein Buch über künstlerischen Bilderschmuck in der Schule geistvoll und warmherzig eingetreten ist in die Bewegung, die durch künstlerische Jugenderziehung Licht und Freude auch in die Hütten tragen will, giebt uns in dem vorliegenden Werk ein prächtiges Buch, das ihm den Dank aller Freunde Falkes — und derer sind viele — eintragen wird, ganz besonders, weil er ihnen dadurch ein so billiges Werbemittel für den Dichter gegeben hat. Das in einem reizenden blauen Umschlag, geziert mit einem stilisierten Springbrunnen, gebundene Buch bietet zuerst ein feinsinniges Essay. Knapp, klar spricht Spanier über die moderne Lyrik im allgemeinen und geht dann zur Würdigung Falkes über, der „in der ersten Reihe der modernen Lyriker steht, die lebendige Gedichte schaffen, Gedichte von starker und eigener Seelenart." „Falkes Empfindung ist von einer Innigkeit, die in dieser Stärke in der modernen Lyrik wohl einzig ist. Es ist da eine volle Hingabe, ein Verzichten auf alles Scheinwesen; alles Äußerliche versinkt, in tiefen Atemzügen offenbart sich die Seele." — Feinfühlig ist Spanier den Spuren des Dichters nachgegangen. Mit liebender Hand deckt er alle Schönheiten der Falkeschen Lyrik auf, wird auch, was mir besondere Freude bereitet, dem herrlichen Humor des Dichters gerecht. Wer je Gedichte wie „Lebensläufe," „Ich hatt' einmal," „Vorbeimarsch" u. a. gelesen hat, der wird den Humoristen Falke nie vergessen. Den letzten Teil des Buches füllt eine im Verein mit dem Dichter und einigen seiner Freunde besorgte Auswahl der nach Meinung der Zusammensteller besten Gedichte. Daß sie gut sind, ist selbstverständlich, daß ich keines davon aus dem Buche ausgeschieden wissen möchte, ebenfalls, wie es auch ebenso selbstverständlich ist, daß ich gern noch manch anderes Gedicht in dem Buch gesehen hätte. — Zum Schluß weise ich nochmals auf die einzelnen Gedichtbände von Falke hin: „Tanz und Andacht," „Mit dem Leben," „Neue Fahrt," „Mynherr der Tod." Wem aber diese einzelnen Werke zu teuer sind, der säume nicht, diese von Dr. Spanier feinsinnig besorgte Auswahl zu kaufen. Sie ist ein herrliches Geschenkwerk und kostet nur 2.50 M. Auch bemerke ich noch, daß der Verleger, Alfred Janssen in Hamburg, einen von Löwenberg, dem bekannten Lyriker, verfaßten Falke-Prospekt gratis versendet. Ich empfehle ihn sehr.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 7. Juli 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Hansen, Ein ditmarsischer Bauernhof des 16. Jahrhunderts. — 2. Lorenzen, Das Maigrafenfest. — 3. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 4. Verein zur Förderung der Kunstarbeit in Schleswig-Holstein. — 5. Hansen, Bericht über Landeskunde. — 6. Sebrandt, Vergessene Namen. — 7. Pörksen, Ein Friesengrab. — 8. Mitteilungen.

Bücherschau.

1. **Erzählungen des rheinischen Hausfreundes** von J. P. Hebel. Im Auftrage des Altonaer Prüfungsausschusses herausgegeben von A. Volquardsen. Otto Hendels Verlag in Halle a. S. Preis geb. 0,75 M. Es betrifft der Inhalt freilich nicht heimatliche Verhältnisse, aber das Buch eignet sich doch für Familien unseres Landes. Was Johann Peter Hebel — geistesverwandt mit unserm Matthias Claudius — schreibt, ist gesunder und unterhaltender Lesestoff und wird nicht bloß die Jugend, sondern auch die Erwachsenen erfreuen.

2. **Beziehungen der Familie von Ahlefeld zur alten Holstenstadt Kiel.** Festschrift zum zweiten Familientag am 13. Januar 1901 in Kiel. Verfaßt von J. H. Eckardt. Im Jahre 1320 wird in Kieler Urkunden zum ersten Male ein Ritter „Benedictum de Alvelde" genannt. Die Nachkommen dieses Ritters haben bis Ausgang des 19. Jahrhunderts in mannigfacher Beziehung zur Stadt Kiel gestanden. Ein Klaus von Ahlefeld war von 1474 bis 1486, ein Heinrich von Ahlefeld 1488 Schloßhauptmann in Kiel zu der Zeit, als die Stadt unter Lübecks Herrschaft stand. Es war nämlich im Jahre 1469 die Stadt Kiel von Christian I. an Lübeck für die Summe von 26 685 Mark Lüb. verpfändet worden; erst im Jahre 1496 wurde Kiel durch den Herzog Friedrich von Gottorp wieder aus der Pfandschaft Lübecks gelöst. Von 1500 an wurden neben vielen Adeligen besonders die Ahlefeld Hausbesitzer in Kiel; im Jahre 1631 waren unter 83 adeligen Besitzern 19 Ahlefeld. An den Streitigkeiten zwischen Bürgern und Adel beteiligten sich die Ahlefeld nicht so sehr wie andere Geschlechter; freilich ist es ein Johann von Ahlefeld von Fresenburg, der 1530 von Kieler Bürgern erschlagen ward, weil er in der Stadt großen Mutwillen verübt hatte. — Der Hauptaltar in der Nikolaikirche zeigt das Ahlefeldsche Wappen; an der Südwand des Chors hing einst des Feldmarschalls Klaus von Ahlefeld († 1674) Harnisch, Degen und Fahne, welche Rüstung sich seit 1836 im Museum vaterländischer Altertümer befindet. In Verbindung mit der Familiengeschichte schildert der Verfasser die Beziehungen zwischen dem Adel und der Stadt im Wechsel der Zeiten und zeigt, wie Kiel anfangs wenig vom Adel beeinflußt, dann während der Verbindung mit der Hansa ganz von demselben gelöst ist, wie dann aber seit 1500 mit dem Wachsen der Fürstenmacht auch der Einfluß des Adels

Digitized by Google

in der Stadt zunimmt, daß dadurch der Wohlstand zurückgeht und daß mancher Streit zwischen Bürgern und Adel auf Kosten der Stadt ausgefochten wird, wie endlich nach 1700 die Adeligen sich mehr und mehr auf ihre Güter zurückziehen und wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts die meisten adeligen Häuser in bürgerlichem Besitz sich befinden und daß nur zur Zeit des Umschlags der Adel in der Stadt sich versammelt, bis auch dieser altberühmte Geldmarkt seine Bedeutung größtenteils einbüßt.

3. **Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel für das Jahr 1900.** Aus dem Abschnitt „Rundschau über Lage und Gang des Verkehrslebens" lasse ich einige Zahlenangaben folgen, welche allgemeines Interesse beanspruchen dürften: „Der Schiffbau konzentriert sich namentlich an der Kieler Föhrde, wo außer der kaiserlichen Werft sich die Germaniawerft und die Howaldtswerke zu großer Blüte entfalten. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug bei der kaiserlichen Werft 6200, auf der Germaniawerft ca. 3000 und auf Howaldtswerke rund 2500." — „Bei der von staatlicher Seite auch im verflossenen Jahre ausgeführten Versuchsfischerei im Kaiser Wilhem-Kanal traten zwei Momente besonders hervor: einmal die Verschiebung der Heringslaichplätze von km 74—75 nach km 76—78 und sodann die Zunahme und das auffallend gute Gedeihen der Süßwasserfische." Resultate des Fischfangs in dem Bezirk:

	Heringe	Sprotten	Dorsch	Goldbutt	Aal
Eckernförde . .	468 471 Wall	411 571 Wall	55 383 kg	55 659 Stieg	102 kg
Kieler Föhrde .	33 000 „	163 000 „	80 000 „	10 000 „	5 400 „
Heiligenhafen .	1 500 „	—	140 000 „	160 000 kg	4 000 „
Fehmarn . . .	—	—	4 800 Stieg	7 000 Stieg	12 000 „

— Die Reederei der Stadt Kiel mit Gaarden, Ellerbek, Wellingdorf und Neumühlen bestand am Ende des Jahres aus 89 Dampfern mit 67 000 cbm und 16 Segelschiffen mit 2630 cbm Netto-Raumінhalt. — Der Verkehr im Kaiser Wilhelm-Kanal betrug 1900: 29 650 Schiffe gegen 20 068 Schiffe im Jahre 1896; die Einnahme ergab 2 135 000 M. gegen 903 132 M.

Ellerbek. Eckmann.

Albumblätter für Pfannenstiel aus Burg a. F.

3. Gleich dem zackigen Blitz — er fährt aus dem Schoße der Wolken,
Leuchtet am rötlichen Himmel und schwindet ins nächtliche Dunkel —
So entfliehn die Jahre der Jugend dem munteren Jüngling.
Nutze die Stunden, o Freund! Mit Flammenschrift wird von der Gottheit
Jede Minute im Buch der menschlichen Thaten verzeichnet.

Burg auf der Insel Fehmarn, den 12. Mai 1821.

Zum Andenken an Gregers.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Beiträge zur Geschichte der Leibeigenschaft in Holstein. Von Dr. A. Gloy. — Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Nach mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt von Richard Wossidlo. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. — Geschichte der deutschen Litteratur. Von Adolf Bartels. In 2 Bänden. 1. Band: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Avenarius. 1901. Preis 5 M.

J. von Fehren, Ecke Ringstrasse und Königsweg
empfiehlt sein grosses Lager
naturreiner Portweine
der Californischen Wine-Import-Company
in jeder Preislage.

Stahlbad und Luftkurort
Albersdorf i. H.
Sehr gute Heilerfolge. Illustr. Prosp. gratis durch den Kurverein.

Gebetbuch
für Schule und Haus,
gebd. sonst 60 Pf., jetzt 40 Pf. frei von Lehrer Hansen, Stahlbad Albersdorf i. H.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 7. Juli 1901.

Ein ditmarsischer Bauernhof des 16. Jahrhunderts.

Von Dr. R. **Hansen** in Oldesloe.

Wie die Bauern unseres Landes in früheren Jahrhunderten lebten, davon kann man sich nach den Mitteilungen gleichzeitiger Schriftsteller und nach den Sammlungen von Altertümern, die wir an verschiedenen Orten unserer Provinz haben, eine ziemlich genaue Vorstellung machen. Am besten unterrichtet über das, was zu dem Besitze eines einzelnen Bauern gehörte, wird man aber durch genaue Inventarien, wie sie zu gewissen Zwecken gemacht wurden. Dies geschah dann, wenn der Fiskus einen bestimmten Teil der Güter zu beanspruchen hatte. In Ditmarschen war dies der Fall nach Einführung des neuen Landrechts von 1567, wenn jemand einen Totschlag begangen hatte; alsdann hatte der Staat Anspruch auf die Hälfte der Güter des Totschlägers; die Güter wurden daher „wardirt," aufgezeichnet und eingeschätzt. Die Listen der „wardirten" Güter gestatten uns einen guten Einblick in die Verhältnisse der Bauernhöfe. Die Bauern Ditmarschens galten zur Zeit der Eroberung des Landes für besonders wohlhabend, und ihr Reichtum lockte vor allem die benachbarten Fürsten zu den Versuchen, sich des Landes zu bemächtigen; daher wird es, denk' ich, für manche Leser interessant sein, nach einem solchen Inventarium einen Gang durch einen ditmarsischen Marschhof zu machen.

Hinricks Carstens Hinrick zu Wesselburen hat bald nach Einführung des neuen ditmarsischen Landrechts Claus Vagedes Claus vpm Wehren (Dorf Wehren im Kirchspiel Wesselburen) entleibt; weshalb, wissen wir nicht, wahrscheinlich in gehobener Stimmung bei einer Schlägerei, die nicht selten zu Totschlag führte, da man mit der Waffe leicht zur Hand war. Sein Vater Hinricks Carsten war vor dem Totschlag bereits verstorben, dessen Erbe aber noch nicht zwischen ihm und seiner Schwester geteilt, sondern noch im Besitze der Witwe. So wird außer dem eigenen Hofe des Totschlägers auch der Hof des Vaters „wardirt." [1])

[1]) Aus dem Kopenhagener Archiv von Michelsen veröffentlicht in der Sammlung altditmarsischer Rechtsquellen (1842), S 309 ff.

Digitized by Google

Es ist ein stattlicher Marschhof, den Hinricks Carsten besessen hat, 55 Morgen 6 Scheffel 7½ Ruten groß, etwa 73 ha; nach heutigen Preisen mag ein solcher Hof einen Wert von etwa 180—200 000 M. haben. Verpfändet sind dem Bauern außerdem noch 19 Scheffel gewesen; von dem gesamten Besitz hat er aber bei Lebzeiten seinem Sohne Hinrick bereits 13 Morgen 10 Scheffel zuschreiben lassen; von dem Rest hat der Vater nur 14 Morgen, meistens Wiese und Weide, für eigene Benutzung behalten, den Rest, reichlich 28 Morgen, vermietet, wofür er 192 Tonnen 2 Scheffel 1 Spint Gerste als Miete erhält, etwa 500—600 M. an Wert, wenn wir den Durchschnittspreis der Gerste für jene Zeit auf etwa 3 M. rechnen. Man sieht, der jedenfalls schon bejahrte Hinricks Carsten hat es sich in seinem Alter bequemer gemacht.

Auch Kapitalien besaß Hinricks Carsten, wie man aus seinen Wirtschaftsbüchern entnehmen konnte, 2000 Mk. (1 Mk. = 1,20 M.) Hypotheken, 525 Mk. in „besiegelten Briefen," 584 Mk. in „Handschriften," 47 Mk. bar Geld; noch ausstehendes Geld, wohl für verkauftes Vieh u. dergl., 1550 Mk., außerhalb des Kirchspiels 77 Mk. Das Gesamtvermögen in Kapitalien beträgt demnach 4783 Mk.

Der größte Reichtum Hinricks Carstens ist sein Vieh, da wir ja wissen, daß er vor allem Grasland in seinem Betriebe hat. Er besitzt 7 Milchkühe, 3 Stück Jungvieh (d. h. Quien oder Starken) im Alter von 2 Jahren, 5 alte Schweine, 6 junge ½ Jahr alte, 4 Baupferde, nämlich 3 Stuten und 1 Wallach, 2 drittehalbjährige Ochsen.

Seine Gebäude umfassen Haus und Stall; dazu kommt noch eine Windmühle, jedenfalls eine kleine Bockmühle. — Auch Seehandel treibt er: er hat ein Viertel in dem Schiffe eines Meseken Böyge. Die Schifffahrt war bis in die Mitte unseres Jahrhunderts bei dem Mangel an wegsamen Landstraßen für die Marschen von sehr hohem Werte; das Korn mußte auf dem Seewege fortgeschafft werden, und zur Herbstzeit beförderten ganze Wagenreihen den Erntesegen nach den Häfen. Für einen Landmann war es daher von großer Wichtigkeit, sicher ein Schiff zur Verfügung zu haben, und aus diesem Grunde hat Hinricks Carsten seinen „Part" an dem Schiffe.

Gehen wir ins Haus. In der „Dornse," der Wohnstube, finden wir die Wände mit Zinngefäßen und Krügen reich geschmückt: 9 zinnerne Fässer, 5 zinnerne Kannen, 3 Steinkrüge, 9 kleine Bowlen werden aufgezählt, ferner 2 Quartiere (1 Qu. = ½ Kanne), 1 „Kunthor" (wie es die älteren Leser jedenfalls noch aus ihrer Jugend kennen), 1 Butterkanne. Die Sitzbänke sind mit Pfühlen und Kissen verziert: 2 Bankpfühlen mit Stickerei und Decken, 6 Eckkissen („Horneküssen"), 2 weißen Kissen. Stühle giebt es in der Dornse nur 3.

Von der Dornse führt uns das Inventar auf die Diele. Es wird nicht eine Längsdiele gewesen sein wie im sächsischen Bauernhause, sondern

Digitized by Google

eine Querdiele. Das Haus umfaßte an der Vorderseite 2 Stuben, nämlich die Dornse und den Pesel; parallel damit lagen Diele und Küche, hinter der Diele der Stall. Auf der Diele stehen ein kleiner Tisch und zwei preußische Kisten, d. h. Kisten aus preußischem Holze; die eine Kiste enthält 2 Bund Flachs, einen Beutel mit Garn und 4 Kissenbezüge, die andere die Kleider des Sohnes Hinrick. Auch hier sind die Bänke mit Pfühlen und Decken belegt. Allerlei für den Hausbedarf nötige Gerätschaften sind an der Wand auf Borden aufgestellt: 5 große und 8 kleine Grapen, 2 größere und 6 kleine Kessel, 1 Messingeimer, 1 Feuerbecken, 2 kleinere Becken, 2 Quartiere, 3 „Planken“ (1 Planke = ½ Quartier), 4 Leuchter aus Messing, endlich 1 Nachtgeschirr aus Messing. Mehrere Kleider, Wamse, „Hasen“ (d. h. lange Strümpfe), ein rotes Futterhemd, muß man sich an der Wand hängend denken.

Die Küche kann nach dem, was sich in ihr findet, nicht klein gewesen sein. Sie enthält: 1 Kessel, 1 Rost, 1 eisernen Feuerrost, 1 Holzgestell für Fässer, 15 irdene Gefäße, 7 steinerne (d. h. irdene) Töpfe, 2 große und 2 kleine Grapen, 3 kleine Kessel, 1 eiserne Zange, 1 Stuhl, 1 Kissen, 1 Dreifuß, 2 Kesselhaken, 8 Stück Fleisch, 1 hölzernen Besemer (Schnellwage), 1 alten Speiseschrank, 1 Handgefäß aus Messing, 35 hölzerne Milchsatten, 3 Brotkörbe, 2 Siebe, 1 hölzerne Buttermaschine („Karne“), 2 Garnwinden, 2 hölzerne Leuchter, 2 Hecheln, 1 Spaten, 1 Ledereimer, 2 kleine hölzerne Stühle, 1 hölzerne Flasche, 1 Tonne voll Salz, 1 föhrene Kiste mit 1 Beutel voll Garnknäuel und etlicher grober Leinwand, 1 Bett mit Kopfpfühl, Laken und Decken, 1 Fensterkorb, 1 altes Schwert, 18 Stück Speck und 30 Stücke Rindfleisch.

Die kostbarsten Sachen finden sich im Saale, dem Pesel. 4 große und 8 kleine Zinngefäße, 8 Zinnkannen, 1 Quartier, 5 Planken, 4 Tafelkränze (wahrscheinlich Ringe mit Handhaben zum Auftragen heißer Schüsseln), 2 große messingene Becken, 1 messingenes Feuerfaß, 1 Zinnschale und vier Salzgefäße prangten jedenfalls sämtlich auf Borden an der Wand. Eine Messingkrone und ein großer Spiegel fehlen nicht als Zierat. Von Wohlhabenheit des Besitzers zeugen die 18 Ecktissen und 2 Bankpfühle mit Decken und Stickerei, desgleichen die Silbersachen: 2 große und 4 kleine Becher, 5 Löffel, 1 Schale, 1 Horn und 1 hölzerner „scholcke“ (ein Trinkgefäß), mit Silber beschlagen, im Gewicht von 3½ Pfund Silber. Im Pesel sind auch die Betten der Familie, sicher in Bettschränken: 2 Betten mit Zubehör, 2 Unterbetten, 1 Federdecke, 1 wollene Decke, Laken und Kissen. Außerdem werden als im Pesel befindlich aufgeführt: 1 alte Feuerbüchse, 2 Heiligenbilder, 4 weiße Kissen, 1 hölzerne Fußlade mit etlichen Stücken Leinewand, 1 Schenkschrank mit etlichen hölzernen Trinkgefäßen und hölzernen Tellern, 1 Bettbezug, 1 Bettstickerei, 1 Nähkorb, 1 Beutel mit Garnknäueln, 8 Stücke Leinewand, 4 Kissenbezüge, endlich 14 alte Bücher.

Digitized by Google

Im Stalle finden sich nur 2 Kufen und 8 Tonnen, auf dem Boden 2 Tonnen Weizen, 3 Tonnen Hafer, 8 Tonnen Gerste.

Von dem ganzen Besitze Hinricks Carstens ist bei der Wardierung abgezogen, was die Witwe eingebracht oder zu fordern hat. Die eingebrachte Geldsumme beträgt 500 Mk., die „Wiederlage," die ihr bei der Erbteilung zukommt, ebenfalls 500 Mk.; geerbt hat sie von anderer Seite 1700 Mk. und 16 Morgen.

Ähnlich wie im Besitze des Vaters sieht es bei dem Sohne aus. Er besitzt reichlich 14 Morgen Marschland; seine Frau hat ihm außer 1000 Mk. Bargeld 18 Morgen eingebracht, die ihr Eigentum bleiben. Der Viehstand umfaßt 4 Milchkühe, 3 Stück Jungvieh 1 Jahr alt, 2 Ochsen, 1 „guste" (nicht tragende) Kuh, 3 alte Schweine, 8 Sommerferkel, 3 Baupferde, 3 junge Kälber. — Der Hausrat ist nicht sehr abweichend von dem des Vaters; es fehlt aber an Silbersachen. Die Küche wird nicht genannt, sie ist von der Diele anscheinend nicht getrennt gewesen. Auf der Diele nennt das Inventar folgende Sachen: 1 föhrene Fußlade, darin 2 Bunde Knäuel von Hedengarn; 1 Sattel mit Zaum und Gurten, 1 Hundekette, 1 Beil mit langem Griffe, 1 Degen, 1 Sieb, 1 hölzernen Wagenstuhl, 1 Kramfaß mit 3 Tonnen Malz, etliche Milchsatten mit Mehl, etliche alte Tonnen, 18 Bretter für eine Planke, jedes 7 Fuß lang und $1^1/_2$ Fuß breit, vier Bretter von 12 und $1^1/_2$ Fuß, 1 alten Schrank, 1 alten Tisch, 1 Kanne, 1 Quartier, 1 Handkessel, 1 Rost, 1 Kesselhaken, 1 hölzernes Gestell mit Löffeln, Gefäßen und Tellern, 2 kleine eiserne Dreifüße, 1 kleinen Mörser von Messing, 1 Blasebalg („puster"), 1 eiserne Fleischforke, 1 Nachtgeschirr von Messing, 1 kleinen Grapen, 1 kleinen Kessel, 1 kleine Zinnschale, 1 Salzbehälter aus Zinn, 6 irdene Gefäße, 1 eisernen Bratspieß, 4 alte Grapen, 3 alte Kessel, 1 Feuerbecken, 1 Messingbecken, 2 rote Holzgefäße, 1 langen alten Tisch, 2 alte Tonnen, 3 leere „Vierteile" (= 2 Spint), 1 hölzernen Eimer mit eisernem Beschlage.

In der Dornse finden sich 3 Bücher: eine Bibel, die Tischreden Luthers und ein Buch „schertz und ernst rede."

Von Lebensmitteln besitzt der Sohn folgende Vorräte: 2 Seiten Speck, 7 Stück Ochsenfleisch, 3 Stück Schaffleisch, 2 „schmer" (d. i. Talgboden), 10 Mettwürste, 2 Stieg Schollen, 1 Stieg Wittlinge, 1 Rochen. Das Korn ist noch nicht eingeerntet. Auf dem Boden liegt 1 Tonne Hafer, $^1/_2$ Tonne Weizen, 1 Scheffel Gerste, ferner 6 Fuder Brennholz. Letzteres ist sicher zur See gekommen, da Hinrick dem Holzschiffer noch 9 Mark schuldig ist.

Betten befinden sich in allen 3 Räumen: im Pesel 2 mit 3 Unterbetten, 2 Federdecken, 2 wollenen Decken, 2 Kopfpfühle mit den Laken, ferner 2 Bankpfühle mit Banklaken; in der Dornse 2 Bankpfühle mit Zubehör, auf der Diele 1 Bett und 1 Bankpfühl mit Zubehör.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Besitz von Hinricks Carsten und Hinricks Carstens Hinrick das Gepräge der Wohlhabenheit zeigt. Mögen

Digitized by Google

ihre Wohnräume auch nicht so luxuriös wie der Swynsche Pesel in Lehe eingerichtet gewesen sein, für jene Zeit waren sie sicher behaglich; sie beweisen, daß der Wohlstand im 16. Jahrhundert recht erfreulich gewesen ist. Durch den verhältnismäßig kurzen Feldzug von 1559, der übrigens Wesselburen nicht berührte, hat auch der Wohlstand Ditmarschens nicht so sehr gelitten wie durch die Kriege des 17. Jahrhunderts und die hohen Lasten, die besonders Norderditmarschen für die Fürsten zu tragen hatte.

Das Maigrafenfest.

Historischer Beitrag zur schleswig-holsteinischen Pfingstfeier in alten Tagen.

Von **P. J. Lorenzen** in Schleswig.

Von alters her sind um die herrliche Frühlingszeit besondere Pfingstgebräuche beim deutschen Volke im Schwange gewesen, wie alte Chronisten berichten, davon als Überreste aus vergangenen Tagen z. B. der Pfingstochse der Schlachter in verschiedenen Städten, das Pfingstschießen, das Einholen von grünen Maibüschen usw. noch gelten und Kunde geben dürften aus alter und fröhlicher Zeit dem heutigen Geschlechte.

In Schleswig-Holstein hat man vormals, soweit uns bekannt, vornehmlich in fast allen Städten sächsischer Herkunft, ein besonderes Maifest zur Pfingstzeit gefeiert, das sich im Laufe der Zeit zu einem Volksfeste im vollsten Sinne des Wortes ausbildete und Jahrhunderte hindurch eine Rolle in unserm alten Volksleben gespielt hat, bis endlich der Zeitgeist auch über diese Eigentümlichkeit wie über so manche andere unserer Provinz, denen wir ein längeres Dasein hätten wünschen mögen, zur Tagesordnung geschritten ist. Wir meinen damit das vormals so lustig gefeierte Maigrafenfest, unseres Erachtens ein echtes deutsches Volksfest zur Pfingstzeit, an welchem unsere Vorfahren stets eine hohe Freude genossen haben, das jetzt aber dem allgemeinen Gedächtnis bis sogar auf den Namen entschwunden ist und nur in alten Büchern noch beiläufig genannt wird.

Wann eigentlich das vormals so hochgefeierte Maigrafenfest in unserm Volke entstanden ist, weiß wohl niemand mehr genau anzugeben, da unsere alten Chronisten weiter nichts darüber berichten als nur die Thatsache selber. Uralt aber ist das beregte Maifest auf alle Fälle.

Als in alter Zeit und Sitte wurzelnd, haben deshalb einige Chronisten das Maigrafenfest, wie hier erwähnt sein mag, mit dem mosaischen Laubhüttenfest in Verbindung bringen wollen, andere es aus den griechischen und römischen alten Volksspielen unter Aufwand einer erstaunlichen Gelehrsamkeit abgeleitet und noch andere es von Adams und Evas Schürzen im Paradiese hergekommen vermutet, was einstweilen auf sich beruhen bleiben muß. Wir dagegen halten dasselbe, bis wir eines Bessern belehrt werden, für ein dem deutschen Volke ursprünglich angehöriges und unter deutscher Sitte und Gewohnheit ausgebildetes Volksfest, dessen Untergang nicht erfreuen kann, zumal unsere jetzigen Volksfeste nichts Besseres für Geist und Gemüt darbieten dürften, als jenes bereits zu seiner Zeit geleistet hat.

Wenn nämlich der junge Frühling nach kalter Winterszeit seinen linden Hauch durch die deutschen Gaue strömen ließ und endlich den unbestreitbaren Sieg über den „Alten mit dem grauen Barte" errungen hatte, alsdann scharten sich,

Digitized by Google

wie berichtet wird,[1]) die alten Germanen Norddeutschlands, unsere Vorfahren, unter den Domgewölben ihrer Eichen- und Buchenwälder zusammen, um den Göttern, insbesondere der Nertha oder Hertha, unserer Nährmutter Erde, ihre dankbare Verehrung und Anhänglichkeit zu bezeugen. Sie schmückten sich alsdann mit frischem, duftigem Grün, wanden Kränze zur Zierde der Gottheit und brachten Dankopfer unter Tanz und sonst üblichem frohem Gelage im Walde. Dies ist der Fall gewesen und allenfalls in etwas veränderter Gestalt fortgesetzt worden, als etwa zur Zeit der Geburt Christi, vom Tanäis oder Donflusse einwandernd, der asiatische Heros Othin oder Wodan den sächsischen und skandinavischen Völkerschaften eine neue Religions- und Weltanschauung aufdrängte und endlich selber nebst seinen vornehmsten Genossen, wie z. B. Thor, Freya usw. als Götter der Welt und der Menschen auf „Midgaard" eine allgemeine Verehrung erlangten. Der Wald war damals auch der liebste Aufenthalt unserer alten Vorfahren. In den Götzenhainen, deren manche jetzt im Lande noch ortsgemäß und namenkundig bekannt sind, standen nicht bloß die Opferaltäre, sondern auch die Götter- und Volksfeste fanden hier statt, wobei Laubputz und Kranzschmuck nicht gefehlt haben werden.

Als eine schätzenswerte und für unser Volksleben erfreuliche Blüte dieser altheidnischen Volkssitte, welche auch von einem großen Gedanken getragen worden ist, entwickelte sich später unter dem herrschenden Banner des Christentums, wenngleich in nicht genau bestimmbarer Zeit, das deutsche Wald- und Maigrafenfest, welches die Kirche selber sich dienstbar zu machen wußte. Die damalige Geistlichkeit verstand es alsbald, das Maifest als weltlichen Abschluß der kirchlichen Pfingstfeier anzufügen, und verlegte dasselbe bestimmt auf den jetzt bei uns abgeschafften dritten Pfingsttag. Um dasselbe ganz in der leitenden Hand zu behalten, feierten die Kirche und ihre Diener es selber mit, demselben dadurch ein religiös-christliches Gepräge aufdrückend; denn wie sich nachweisen läßt,[2]) wurden zu Pfingsten die düsteren Kirchenräume, beziehungsweise die zahlreichen Altäre, mit jungem Waldesgrün und Maibüschen festlich geschmückt als Ausdruck des Dankes für den empfangenen Pfingstsegen. Nachdem alsdann am bezeichneten Tage vom Volke den kirchlichen Pflichten ein Genüge geleistet war, wurden auf öffentlichen Plätzen Pfingstschießen und andere Volksunterhaltungen eingeleitet, welche Lust und Freude im Gefolge hatten, wie es die damalige Gewohnheit erforderte.

Versetzen wir uns jetzt einmal in Gedanken in die Zeit vor etwa 300 bis 400 Jahren zurück. An der Hand alter Skribenten[3]) erfährt man über die Feier des alten Maigrafenfestes als Abschluß der Pfingstfeier in unserer Provinz ungefähr Folgendes, das uns eine heitere Seite des alten Volkslebens in lichten Farben schildert.[4])

In Städten sächsischen Ursprungs, größtenteils auf der waldbekränzten Osthälfte unserer meerumschlungenen Provinz Schleswig-Holstein belegen, zog am Nachmittage des dritten Pfingsttages, nachdem der letzte geistliche Lobgesang an den Altären in den Kirchen voller Maiengrün verklungen und den kirchlichen Pflichten überhaupt genug gethan war, die ganze Bürgerschaft, mit Ausnahme von Schwachen und Kranken, unter Führung eines für den Tag gewählten vornehmen Mannes des Ortes, der Maigraf oder, wie auch geschrieben wird, Maigrawe betitelt wurde und einen hohen Ehrenposten damaliger Zeit einnahm, in den nahen Wald

[1]) Vgl. Tacitus, Germania 9. 40 usw. Arnkiel, Heidenreligion usw.
[2]) Vgl. Dr. August Sach, Beschreibung der Stadt Schleswig.
[3]) Ulrich Petersen, Die Stadt Schleswig.
[4]) Über die Umänderung der heidnischen Feste in christliche ist lesenswert Mone, Geschichte des Heidentums usw.

Digitized by Google

hinaus mit Pfeifen, Trommeln und Trompeten, unter jauchzenden Gesängen und mit flatternden Bannern und fliegenden Fahnen. Man wollte den jungen Mai, der nämlich durch grüne Laubgewinde und blumenreiche Kränze dargestellt wurde, aus dem Gehölze in die Stadt holen, wie es damals hieß, um später damit Häuser, Straßen und Zimmer aufzuputzen. Auch sich selber sowie den Maigrafen zierten die Festteilnehmer mit Laub und Kränzen. Auf der kahlen und waldarmen Westseite unserer Provinz scheint dagegen diese Festlichkeit, soweit nämlich unsere Kunde reicht, entweder garnicht oder doch nur in einem höchst unbedeutenden Grade stattgefunden zu haben, was sich etwa aus dem Waldmangel erklären dürfte, falls nicht schon die Abstammung der Bewohner allein dafür ausreicht. Daß es aber während der Festlichkeit in den betreffenden Ortschaften sehr fröhlich und lustig herging und alt und jung, Kind und Kegel als Festgenossen daran teilnahmen, muß als selbstverständlich erscheinen, wo alles, Kirche, Haus und Hof, im maigrünen Festschmucke paradierte.

In kostbarer Rüstung, mit Harnisch und Helm, Speer, Schwert und Bogen, ließt man, erschienen bei diesem Volksfeste zunächst die alten Ritter und ebenbürtige vornehme Leute. Ein Schleswiger Fähnrich der Bürgerwehr damaliger Zeit, obschon er sonst nur ein Schneider gewesen ist, wie geschrieben steht,[1]) trug bei einem Schützenfeste hieselbst einen kostbaren Frack mit goldenen Knöpfen, Posamenten und goldenem Besatze. Seine seidenen Strümpfe allein kosteten 67 Thaler 9 Schilling, die Schuhe waren mit dicker roter Seide bestickt, und der große, prunkende Federhut zeigte sich mit einer breiten Goldtresse hübsch umfaßt. Im Jahre 1609 kostete der Anzug des Fähnrichs die damals erhebliche Summe von 165 Thalern alten Geldes, was zur Illustrierung des Putzes der damaligen vornehmen Welt hier hinzugefügt sein mag. Die Geistlichkeit pflegte im vollen Ornate sich an dem Volksausfluge zu beteiligen, hielt auch gelegentlich Anreden mit resp. Ermahnungen zur Mäßigkeit und Warnungen vor Übertreibung. Bei dem Aufputz der Kirchen, meistens schon am Pfingstabend ausgeführt, fehlte sie niemals, wenn auch einmal aus besonderen Gründen die Beteiligung an der Waldtour unterblieb. Ärmere und gemeine Leute, denen es an Vermögen für die Anschaffung eines besonderen Festkleides mangelte, erschienen mit Hellebarden, Äxten und Beilen bewehrt hinten am Zuge, während die Zünfte der Handwerker den Geistlichen und Rittern folgten und Weiber und Kinder, freie Knechte und Mädchen den Nachtrab ausmachten. Trompetenschall, Trommelschlag und Jubelgetön aller Art erfüllten Stadt, Wald und Flur, bis endlich nach der Heimkehr der Tag mit einem Trinkgelage und einer Tanzbelustigung auf dem Rathause für die höhere und auf dem Hauptmarktplatze für die niedere Bürgerschaft abschloß, um im nächsten Jahre einen gleichen Anfang und Verlauf zu nehmen. Das Volksvergnügen wurde nämlich lokalisiert und währte, bis der kommende Morgen endlich als glückliches Finale die ermüdeten Festgenossen sanft zum Schlafe bettete, wie's damals Brauch war.

Was nun insbesondere die Feier des Maigrafenfestes in der Stadt Schleswig betrifft, so hat man bis jetzt die erste schriftliche Nachricht darüber im Jahre 1471.[2]) Es soll damals der hiesige Magistrat als Festgeschenk ein Quantum gutes Bier gespendet und dadurch eine große „Erquickung" dem ermüdeten Volke geschaffen haben. Fast ein Jahrhundert später wissen aber unsere Geschichtsschreiber erheblich mehr von der Sache und schildern dasselbe Fest als ein echtes Volks- und Bürgerfest den alten Waffen- und Schützenübungen gegenüber, die in der Verteidigung von Stadt und Land gegen anziehende Feinde hauptsächlich ihren

[1]) Vgl. Schröder, Geschichte der Stadt Schleswig.
[2]) Vgl. eine alte Kämmereirechnung der Stadt Schleswig von 1471.

Digitized by Google

Endzweck fanden. „1560. Dingesdages in den pinxten wurd de gröne May" — heißt es — „under vullem gewehre mit freuden ingehalet vun 230 personen, darunder 31 rustninge, 52 haken, 85 hellebarten, fedderspite unde desgliken sik presentirten. Maigrawe was Andreas Sulfgrawe, ratsher. 1561. Dingesdages in den pinxten wurd de May ingehalet mit der ganzen burgerscup rustning unde gewehr. Maygrawe was Thomas Kalundt, borgermester.[1]) 1564. Dingesdages in den pinxten wurd to eneme Maygrawe geküret Gerd Werdinghausen, borger, de mit rustning unde angestelleder gewehr ok slegender fahne ward ingebracht; ik wet nich, ut wat ursaken he na olden, löfflichen hergebrachten bruk kenen Maykranz, as anfangelich de löfflichen vorfahren, borgemester, ratshern unde borgern ider tit van joren to joren bet hütigen dages gebragen, unde man enen lütten Prutkranz ummegehat, he makede doch de borgerscup ene angeneme zeche unde gastgebot up deme hufe, as gewonlick." [2])

Aus diesen Worten bestätigt sich gewiß ein großer Teil unserer voranstehenden Festangaben. Andererseits ergiebt sich daraus, daß schon im Jahre 1564 im Aufputze des Maigrafen sowie in der Wahl seiner Person, die früher auf den Bürgermeister oder einen Ratsherrn gefallen war, ein Wechsel stattgefunden hatte, welcher wegen des „lütten Prutkranzes" dem alten Skribenten nicht gefallen wollte, obgleich er die gegebene Zeche nebst dem Gastgebot auf dem Rathause am Festabend als gewöhnlich und angenehm betont. Die Zeche betraf aber diesmal auch 5 Tonnen Rostocker Bier und sonstigen Stoff nach Bedarf, was immerhin einen gesunden Durst konstatiert. Über das Gastgebot des Tages ist uns freilich nichts Genaues bekannt, so interessant das auch erscheinen möchte. Ein noch bekannter Speisezettel über ein Essen der Honoratioren auf dem Rathause am „Sünte Pedersdage" wird aber wohl aushelfen können und den Beweis liefern, daß man hierorts in alter Zeit die Tischfreuden auch zu schätzen wußte. Die Rechnung in niedersächsischer Sprache lautet besser verständlich in hochdeutscher Sprache, nämlich also:[3]) „Für 5 Tonnen Bier à 9 Schilling, 17 Stäbchen Meth zu 4 Witten, Brot für 10 und Weißbrot für 4 Schilling, 7 Pfund Öl zu 4 Witten, 5 Pfd. Reis zu 2 Schilling, 3 Pfd. Mandeln zu 2 Schilling, 2 Pfd. Rosinen zu 5 Witten, 1 Pfd. Pfeffer zu 8 Schilling, 3 Lot Safran à Pfd. 4 Schilling, Hering für 10 Schilling, Erbsen für 3 Schilling, Klippfisch für 8 Schilling, Hecht und Brassen für 2 Mark 4 Schilling, Salz für 4 Witten, Weizenmehl für 10 Pfennig, Honig für 2 Schilling, Essig für 2 Schilling, Kohl für 16 Schilling, Licht für 2 Schilling und 1 Tonne Hamburger Bier zu 2 Mark."

Über den Verlauf des Maigrafenfestes im 17. Jahrhundert, in welchem es seinen Gipfelpunkt schon überschritten haben dürfte und anderen Sitten und Gewohnheiten bereits neben sich Raum geboten, wird uns[4]) geschrieben, daß besagtes Fest zwischen den Jahren 1630—1640 zwar „kontinuieret, endlich aber durch die Kriegesnöten in Abgang geraten sei, vielleicht daß der grüne May durch die weitläuftige Gesellschaft dem erwählten Maigrafen den grünen Geldbeutel welk gemachet. Das Andenken daran" — heißt es weiter — „ist endlich und zuletzt auf das Stadtvieh vererbet, welches noch 1670 bei der vormaligen großen Hölzung, nördlich von der Stadt Schleswig belegen und voller Weide, alle Jahr am Mai mit einem grünen Kranze von Buchenlaub um den Hals beleget und also gezieret wieder nach Hause getrieben ward, davor der Kuhhirt sein Accidens zu erwarten hatte." Worin diese „Accidens" bestanden, ist nicht gesagt, indes

[1]) Derselbe starb am Pfingsttage 1578. Vgl. Schröder S. 260.
[2]) Vgl. Dr. Sach S. 167 in seiner Beschreibung von Schleswig.
[3]) Vgl. Schröder, Beschreibung der Stadt Schleswig.
[4]) Vgl. Ulrich Petersen, auch Dr. A. Sach.

Digitized by Google

geben alte Stadtrechnungen aus dieser Zeit wiederholt davon Nachricht, daß dem Kuhhirten der Gemeinde ein Paar Schuhe als besondere Verehrung für geleistete Dienste außer seiner Gage, bestehend aus 3 heytschepel droget Rogge, den schepel to V ß, und gegen den winter 1 ß godespenning unde 1 ß to beer, gegeben worden sind.

Aus vorstehenden Angaben geht inzwischen hervor, daß das alte, lustige Maigrafenfest in Schleswig seit dem Jahre 1640 außer Kurs geraten ist, um endlich ganz zu verfallen. Als Überrest der alten Sitte zeigte sich indes noch im 18. Jahrhundert die Gewohnheit, die Domkirche am Pfingstabend mit grünen Maibüschen hübsch auszuputzen, was jetzt auch nicht mehr stattfindet. Es befand sich vor Zeiten im benachbarten Dorfe Berend eine Hufenstelle, welche dem Domkapitel unterlag, und deren Inhaber alljährlich zu Pfingsten dem Kirchenverwalter die benötigten Maibüsche nach Bedarf und ganz frisch liefern mußte bei entsprechender „Pön," wie ausdrücklich stipuliert war. Der übliche Pfingstochse unserer Schlachter, welcher gelegentlich geschmückt und bekränzt unsere Stadtgasse durchwandern muß, mag als letzter Rest des alten Maienfestes gelten für unsere Stadt. Gewiß wäre es interessant, aus anderen schleswig-holsteinischen Städten Kunde zu haben von dem Vorkommen und von der Ausführung des vormaligen Maigrafenfestes; leider aber sind wir bei unserm beschränkten litterarischen Material nicht in der Lage gewesen, unserm Wunsche genügen zu können.[1])

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging das alte Maigrafenfest endlich völlig zu Grunde. Nach vorhergehenden, uns jedoch unbekannten Spezialverfügungen für verschiedene Ortschaften erschien im Jahre 1750 für Schleswig-Holstein ein Machtgebot des Landesherrn, die Kirchen am Pfingstabende nicht mehr wie bisher mit Maibüschen zu schmücken, dem sich 1764 und zuletzt, unseres Wissens, im Jahre 1784 weitere und einschärfende Verbote anschlossen und der Sache ein Ende machten.[2]) Als Veranlassung zu diesen Todesurteilen über eine Jahrhunderte andauernde, inzwischen schon fast ganz abgestorbene alte Volkssitte und Gewohnheit wird im Erlaß vom 1. Mai 1750 Verschiedenes angeführt, desbezüglich wir hier den Wortlaut folgen lassen wollen: „Wir Friedrich der Fünfte ꝛc." — heißt es daselbst — „Demnach an verschiedenen Orten die Aussetzung der Maien in den Kirchen schon durch speciale Verfügung abgeschaffet worden, das Maiensetzen an sich selbst von keinem Nutzen ist, vielmehr solches dem Gehör des göttlichen Wortes Hindernisse verursachet, und den Kirchen, welche von den Hölzungen weit entlegen, keine geringe Kosten machet, daneben die Hölzungen dabei leiden, imgleichen verschiedene Prediger über die ihnen daher entstehende Incommodität Beschwerden geführet: als ergehet hiemit an euch Unser allergnädigster Wille und Befehl, daß ihr Anstalt machet, daß an bevorstehendem Pfingstfest sowohl, als künftig keine Maien mehr in den Kirchen, welche in dem euch anvertrauten District belegen, gesetzet werden. Wornach ꝛc. Glückstadt den 1. Mai 1750." In der Gegend bei Pinneberg, sei hier hinzugefügt, scheint der Überrest der alten Maifeste sich am längsten erhalten zu haben, indem die unter Hinweis auf die Erlasse von 1750 und 1764 bekannte Verfügung vom 6. Mai 1784 diesen Ort ausdrücklich nennt.

Obgleich nun vorstehend Verschiedenes zur Begründung des landesherrlichen Verbots des letzten Überrestes vom alten deutschen Maigrafenfeste uns entgegentritt, so ist unseres Erachtens doch besonders durch die deutliche und unbezweifelte

[1]) Schröder weiß fast nichts davon und nennt in seinem Buche nur einmal (S. 283) das Maigrafenfest auf Grund der Angaben von Ulrich Petersen. Jürgensen hüllt sich ganz in Schweigen und erwähnt nicht einmal den Namen des Festes.

[2]) Vgl. Gesetzsammlung, betreffend die genannten Jahre.

Digitized by Google

Angabe der „Incommodität der Prediger" konstatiert, daß dem nüchternen Protestantismus, welcher vormals auch die Heiligenbilder der älteren Landeskirche entfernte und unsere ehemalige plattdeutsche Litteratur für Kirche und Schule vernichtete, die Sache nicht mehr gefiel und sie daher weichen mußte. Einige Zeit nach der Einführung der Reformation in Schleswig-Holstein zeigt schon Ulrich Petersen den Niedergang der alten Pfingstsitte an, welche endlich durch „die Kriegsnöthen" in Abgang geraten sein soll. Wie eine geschmückte Kirche das Hören des Gottesworts hindern konnte, auch die Anschaffung von etwas Laub große Kosten machen und die Wälder so erheblich schädigen würde, um deshalb eine uralte Volkssitte zu verbieten, vermögen wir nicht einzusehen. Die Gegenwart denkt bekanntlich wieder anders im Laufe der wechselnden Zeiten und schmückt wiederum die Kirchen bei festlichen Gelegenheiten. Daß übrigens diese alte Maifeier noch länger in Holstein wie im Schleswigschen sich erhalten hat und daselbst sogar wiederholte Regierungsverbote notwendig machte, spricht für die Bedeutung derselben und beweist, wie tief sie in unserer Volkssitte und im deutschen Volksleben wurzelte.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

20. De twee Döchter.*)

Dar is mal 'n Fru weß, de hett twê Döchter hatt, ên rech Dochter un ên Stêfdochter.

Nu êmal da's,[1]) do schall de Stêfdochter mal hen to Water hal'n.[2]) Se hett awer man ümmer so 'n ol grif' Kruk mitkrêgen.

As se êr Kruk nu vull füll't hett, do steit dar 'n ol Fru bi êr, de bidd't[3]) êr, se schall êr 'n bêten to drinken gêben.

Do spölt se de Kruk êrs ontli ut, un do wa't[4]) se bet[5]) rin un füll't êr rech rein Water ut.

Do wünscht de ol Fru êr, bi jeden Wört, wat se sprêken deit, schall êr 'n Goldstück ut de[6]) Mund fall'n.

As se nu mit êr Water to Hus kümmt, do schelt êr Mudder, wo se so lang' weß is.

Do will se êr dat je vertell'n. Un so as se vertell't, fall't êr bi jeden Wört 'n Goldstück ut de Mund.

Annern Dach, do mutt de rech Dochter je hen to Water hal'n. De kricht awer 'n sülwern Kruk mit.

Do is de ol Fru dar weller un bidd't êr uk, se schall êr mal drinken laten.

Nê, sech' se, so 'n ol Minsch gifft se êr sülwern Kruk ne.

Do wünscht de ol Fru êr, bi jeden Wört, wat se sprêken deit, schall êr 'n Poch[7]) ut de Mund fall'n.

As se nu to Hus kümmt, do lur't[8]) êr Mudder al up êr un fragt êr, wo 't word'n is.

Do will se êr dat je vertell'n. Awer so as se vertell't, fall't êr bi jeden Wört 'n Poch ut de Mund.

Do ward de Olsch so böf' un jagt de Stêfdochter ut 'n Huf'.

De Stêfdochter geit an 'n Wech hensitten un wen't.

Do kümmt de Köni dar verbi fôrn, de fragt êr, wat êr fel'n deit.

*) Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 13 ‚Die drei Männlein im Walde'.

Digitized by Google

Do vertell't se em dat, nu bi jeden Wört fall't ęr 'n Goldstück ut de Mund.
Do nimm't de Köni ęr mit un nimm't ęr to 'n Fru.
Wat de rech Dochter weß is, de sünd je ümmer Pogg'n ut de Mund full'n.
Dar is dat ganz Hus toletz so vull Untüch[2]) vun weß, dat is gar ne mèr uttohol'n weß, un se hebbt sik dar gar ne mèr vör bargen kunnt.
Do hett de Olsch ęr Dochter wechjagt, to Holt, un dar is se ümkam'n.

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) einmal tags d. h. eines Tags. [2]) So sagt man in der Gegend von Griebel statt ‚hen na 'n Water hal'n.' [3]) sprich ‚birrt.' [4]) watet. [5]) weiter. [6]) ‚Mund' ist im Plattdeutschen weiblich. [7]) Frosch, Plural ‚Pogg'n.' [8]) lauert, wartet. [9]) Unzeug, der plattdeutsche Ausdruck für ‚Ungeziefer'.

21. De Fischprinzessin un de Snider.

Dar is mal 'n Prinzessin weß, de is in 'n Fisch verwünscht weß. Un all' Meddach Klock twölf is se int Water ünnerhöch kam'n; denn is se baben 'n Minschen weß un nedd'n[1]) 'n Fisch. Un denn hett se ęr Hor kämm't. Un de ęr in de Tit hett to 'n Spręken krigen kunnt, denn is se erlöst weß, un de hett ęr denn to 'n Fru hebb'n schullt.
Nu sünd dar al vęl kam'n, awer kèn èn hett dar Sprak in krigen kunnt.
Do kümmt dar uk mal 'n Snider an reisen, de kricht dat uk je to hörn.
Do geit he hen na 'n Köni un sprickt dar üm an, wat hè dar ne mal hen schall.
De Köni, de will dat èrs je ne tögęben. Awer hè will sin Dochter uk je gèrn erlöst hebb'n, un do gifft he dat doch tò toletz.
As de Prinzessin nu ut 't Water kümmt, do fang't de Snider an to vertell'n.
‚Dar is mal 'n Bildhauer weß,' sech' 'e, ‚un 'n Snider un 'n Dokter, de gat mal tosam'n dör 't Holt.
Do secht de Bildhauer, hè will mal sên, wat he sin Kunst[2]) verstan deit. Un hè kümmt bi un nimm't 'n Stück Holt un haut dar 'n Minschen ut.
De is ganz natürli weß as 'n Minsch, blots[3]) dat hett je ne lęv't.
Do secht de Snider, denn will hè uk mal sên, wat he sin Kunst verstan deit. Un hè nimm't Blę'[4]) un nei't dar Kleder vun; de treckt[5]) he den Minschen an.
Do hett dat ganz natürli utsên as 'n Minsch, blots dat hett je ne lęv't.
Do secht de Dokter, denn will hè uk mal sên, wat he sin Kunst verstan deit. Un do pußt[6]) he dar Aten in, un do lęv't dat. Do is dat 'n ganz'n natürli'n Minschen weß'.
Do secht de Prinzessin, as de Snider dat vertell't hett: ‚Kèrl, du lüchs.'[7])
Do hett de Snider ęr je to 'n Spręken kręgen.
Un do is se weller to 'n Minschen word'n, un de Snider hett ęr to 'n Fru kręgen.

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) nuten. [2]) sprich ‚Kunß'. [3]) eine Vermischung des plattdeutschen ‚blot' und des hochdeutschen ‚bloß'. [4]) statt ‚Blęder'. [5]) zieht. [6]) mit hellem u: pustet, bläst. [7]) mit hellem ü.

22. Dat Undeert.*)

Dar is mal 'n Fru weß, de is so smuteli[1]) weß un so nusseli[1]) un hett ęr Stuv' ümmer ne ontli utfęgt.
Nu hett de ol Katt dar mal .....[2]) ünner de Bänk.

*) In dem Grimmschen Seitenstück Nr. 174 ‚Die Eule' ist es ein in die Scheune eines Bürgers geratener Schuhu, vor dem die ganze Stadt bange wird. Auch in Müllenhoffs hdschriftl. Nachlaß findet sich die Geschichte. Sie wird hier auf einem offenbar aus Ditmarschen stammenden Blatt mit noch drei anderen Streichen von den guten Büünern erzählt. Der Inhalt ist kurz folgender. Beim Reinmachen findet eine Frau, wie sie eine

Digitized by Google

De Fru is dat gwer ggr ne wgr word'n un hett dgr ümmer bi lauk fegt. Un do is dgr je so 'n Ruchrip[3]) up wussen[4]) un is ümmer höger word'n.

Toletz do ward se dat je wgr. Do mênt se, dat is 'n Undêrt,[5]) un se ward dgr bang' vör un wêt ggr ne, wo se dat wech krigen schall.

Die Märchenerzählerin Frau Christine Schlör geb. Harms in Griebel, geb. in Griebel 1828.*)

schwere Kiste von der Stelle rückt, einen rauhen Gegenstand dahinter. Erschrocken ruft sie ihren Mann, um ihm das ‚wunderbare Tier' zu zeigen. Der Mann läßt den Bauervogt holen, aber der ist ebenso bange und schickt zum ‚Waghals'. Waghals kommt in ‚majestätischem Gange, eine große Mistgabel auf der Schulter' herbei, und eine große Menge Menschen läuft hinter ihm her. Er besieht das Tier, das noch immer ruhig da liegt, wagt aber auch keinen Angriff. ‚Waghals, stick! Waghals, stick tool' rufen die Umstehenden. Da wendet er sich ruhig um und sagt: ‚Weeren jüm ni so bang' as if, so säden jüm ui: Waghals, stick!' In dieser Fassung ist die Pointe offenbar entstellt. Waghals müßte im Gegenteil sagen: ‚Weeren jüm so bang' usw.' Seine Antwort ist so klug, daß die Büsumer stolz darauf sein könnten. Während Waghals noch da steht, kommt ein Hund, springt hinter die Kiste, nimmt das Tier ins Maul und läuft damit fort und setzt sich dann hin, es in Ruhe zu verzehren. Da wagt sich auch Waghals an das Tier heran. Und was ist es? Eine verschimmelte Wurst.

In der zweiten der vier Geschichten wird erzählt, wie die Büsumer die Tiefe eines Brunnens in der Weise ausmessen, daß sich einer an die Füße des andern hängt. ‚Hol't jüm fast, Jungens, ik mutt mal in de Füst spigen; anners glitsch ik af'.

Die dritte Geschichte ist die von Müllenhoff S. 94 f. mitgeteilte. Nach der Handschrift stecken aber die neun ihre Nase nicht in den Sand, sondern in einen Misthaufen.

In der vierten Geschichte fürchten die Büsumer bei einem Gewitter, der Blitz könne in den Turm schlagen und ihre schöne Glocke schmelzen. Sie versenken sie deshalb in die See. Und um die Stelle wiederfinden zu können, schneiden sie eine Kerbe in das Boot.

*) Weitere Angaben finden sich in dem Oktoberheft des vorigen Jahrgangs S. 207. Von ihren Märchen sind in der ‚Heimat' bis jetzt 13 veröffentlicht: Nr. 1. 2. 4. 5. 10. 12. 14. 15. 18—22.

Digitized by Google

Do kricht se to hörn, dat de Burvogg[6]) 'n Knech hett, de bi de Suldaten weß is, dat dê so driß[7]) is.

Do geit se hen un bidd't em, hê schall doch mal henkam'n. In er Stuv' dar licht 'n grot Undêrt ünner de Bänk, dat schall he dot maken.

Ja, secht de Knech, hê will mal henkam'n.

As hê nu kümmt un besücht dat, do secht hê, ja, so geit dat noch ne. Hê will sik 'n Waggenstell[8]) hal'n un dat vör de Stubendör schuben;[9]) dar will he up stan gan. Un denn will hê 'n lang' Stakfork[10]) nem'n un dar na stêken, na dat Undêrt.

As hê nu up dat Waggenstell steit, do rop't de annern: ‚Burvoggsknech, stick[11]) tô, Burvoggsknech, stick tô!'

‚Ja, sech' 'e nu wen't, ‚wenn ju so to Mô'[12]) wêr as mi, denn stêken ji[13]) uk ne tô.' Un dormit springt he vunt Wagenstell raf[14]) un löppt wech.

Un wenn dar kên dristern[15]) kam'n is as de Burvoggsknech, denn steit dat dar noch ünner de Bänk.

Nach Frau Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) unsauber. [2]) ergänze ‚wat hen makt hatt'. [3]) Rauhreif, der plattdeutsche Ausdruck für ‚Reif'. [4]) gewachsen. [5]) Untier. [6]) Bauervogt, gesprochen ‚Boorvoch'. [7]) dreist, mit hellem i gesprochen. [8]) Wagengestell. [9]) schieben. [10]) Heu und Garben werden auf dem Felde ‚aufgestakt' und zu Hause ‚abgestakt', in die Bodenluke hinein. [11]) Nebenform ‚stêk'. [12]) zu Mute. [13]) stächet ihr. [14]) herab. [15]) mit hellem i.

Verein zur Förderung der Kunstarbeit in Schleswig-Holstein.*)

Die Arbeit des Vereins im ersten Jahre seines Bestehens hat demselben neue Freunde und Förderer erworben. Es wuchs demgemäß die Zahl der Mitglieder, welche nunmehr 90 beträgt. Der Umstand, daß unsere Mitglieder sich immer mehr aus den einzelnen Gauen der Provinz rekruttieren, läßt uns hoffen, daß mit dem Wachsen der Arbeit und der Verbreitung des Vereins sich immer neue Kreise der Provinz den Bestrebungen zur Förderung der Kunstarbeit anschließen werden.

Nachdem mehr Klarheit darüber gewonnen ist, welche Wege der Verein zur Erreichung seiner Ziele zu gehen hat, und welche Kräfte ihm zu Gebote stehen, wird demnächst die pekuniäre Unterstützung weiterer Kreise der Provinz, namentlich der lokalen und provinziellen Behörden, hoffentlich mit Erfolg erbeten werden können, und ist somit in Aussicht genommen, gestützt auf größere Mittel, im neuen Vereinsjahre mit verschiedenen Veranstaltungen vorzugehen.

Die Ausführung von Knüpfkissen für den an der Kieler Föhrde errichteten Neubau des Yachtklubs unseres Mitgliedes Excellenz Krupp ist glücklich zu Ende geführt. Die von den Kieler Weberinnen Frau Hansen und Frau Weyland in Langenhorner Technik gearbeiteten Kissen sind zur Zufriedenheit ausgefallen und geben den Beweis dafür, daß diese Technik auch für die Durchführung von Mustern in neuzeitlichem Geschmack durchaus geeignet ist. Daß Excellenz Krupp auf Anregung des Herrn Regierungspräsidenten Zimmermann zu Schleswig für dasselbe Yachtklubhaus durch die Schnitzschule des Herrn Direktor Sauermann zu Flensburg ein eigenartiges schleswig-holsteinisches Zimmer arbeiten ließ, welches durch die reichen Schnitzereien, Beiderwandwebereien und Kissenbeläge ein glänzendes

*) Indem wir den Lesern der „Heimat" von den Bestrebungen und Erfolgen des Vereins durch folgenden Auszug aus dem Jahresberichte für 1900 Kenntnis geben, bemerken wir, daß der Jahresbeitrag für Mitglieder 3 M. beträgt und dafür dieselben Zutritt zu den Veranstaltungen des Vereins genießen und an der Lotterie desselben teilnehmen. E.

Digitized by Google

Zeugnis von den künstlerischen Fähigkeiten und Leistungen der genannten Anstalt abgiebt, darf hierbei auch erwähnt werden.

Die Verbindung, welche der Verein bereits im vorhergehenden Vereinsjahre mit der Landesindustrie-Lotterie geknüpft hatte, wurde weiter befestigt und erweitert. Es sind der Landeslotterie teilweise unter Überreichung eigener zu dem Zwecke gefertigter Zeichnungen Vorschläge für die Beschaffung von zur Verlosung bestimmten Kunstarbeiten gemacht worden. Dieselben betrafen Schnitz- und Tischlerarbeiten von Bendixen in Süderbrarup, Marten in Schleswig, Dreesen in Meldorf, Webereien des Meldorfer Museums und Frau Hansen in Kiel, schließlich Töpferarbeiten von Richter in Schleswig. Dieser Anregung wurde nicht nur Folge gegeben, sondern einzelne der Zeichnungen sogar für weitere Handwerker nutzbar gemacht, so daß zusammen für rund 1930 ℳ Arbeiten auf Grund unserer Anregungen in Bestellung gegeben wurden.

Auf Ansuchen und Kosten des Vereins hat Herr Kunstmaler Burmester Entwürfe für radierte Thonplatten und für Völer Knüpfkissen gefertigt. Erstere sind dem Kunsttöpfer Richter in Schleswig, letztere dem Sylter Hausfleißverein überwiesen worden.

Die Verbindung mit dem Vorstande des Sylter Hausfleißvereins führte dazu, einzelne Arbeiten des letzteren im Thaulow-Museum zur Ausstellung zu bringen. Die Ausstellung wurde vom Publikum fleißig besucht und sind entsprechend auch reichliche Verkäufe vermittelt worden.

Die Beiderwandwebereien des Meldorfer Museums haben so guten Anklang beim Publikum gefunden und sind namentlich die Verkäufe, welche durch die Firma Nebendahl in Kiel vermittelt wurden, sowie die Bestellungen der Landesindustrie-Lotterie so zahlreich gewesen, daß die Ausbildung weiterer Kräfte zur Erzeugung dieser Stoffe sich als notwendig herausgestellt hat.

Die von Frau Geheime Regierungsrat Seelig ins Werk gesetzten Bestrebungen zur Begründung einer Webeschule für Kunst- und Handweberei in Kiel haben zur Bildung eines besonderen Vereins, des schleswig-holsteinischen Vereins zur Förderung der Kunst- und Hausweberei, geführt.

Unabhängig von dem vorgenannten neuen Verein hat die Kunstweberei in Kiel durch die Knüpfarbeiten und Hautelissewebereien der Frau Hansen und Frau Weyland weitere Fortschritte gemacht. Bei der Ausbildung der Muster der Knüpfarbeiten hat Maler Burmester mitgewirkt. Die Entwürfe der Gobelinwebereien stammen von Herrn Gadso Weyland. Die Arbeiten sind mehrfach im Thaulow-Museum ausgestellt, haben ihren Weg sogar bis zu den Ausstellungen des Kunstvereins in Wien gefunden.

Auf der Pariser Weltausstellung war die schleswig-holsteinische Kunstarbeit, abgesehen von dem niederdeutschen Zimmer des Direktors Sauermann, durch die Hautelissearbeiten der Scherrebeker Webeschule und die Kunsttöpfereien von Muß in Altona vertreten.

Während in Flensburg der Bau des neuen Kunstgewerbemuseums, mit dem auch Lehrwerkstätten verbunden werden sollen, endlich zur Ausführung gelangt, ist bedauerlicherweise der geplante Erweiterungsbau des Thaulow-Museums in Kiel von der Provinzial-Verwaltung, trotzdem die Stadt Kiel eine Baubeihülfe zugesagt hatte, auf mehrere Jahre verschoben worden. Es veranlaßte dies den bisherigen Direktor des Thaulow-Museums, Dr. Haupt, sein Amt niederzulegen und in Leipzig eine andere Stellung anzunehmen. Es verliert hierdurch unser Verein eines seiner thätigsten Mitglieder, das hauptsächlich die Anregung zur Bildung des Vereins gegeben, die Wander-Webeausstellung des Jahres 1898/99 ins Leben gerufen und dem Verein als Schriftführer und eifriger Pfleger die wichtigsten Dienste geleistet hat.

Digitized by Google

Der Direktor des neu erbauten Altonaer Museums, Herr Dr. Lehmann, hat sich unserem Verein angeschlossen, wird in seinem Amte als Museumsdirektor die Vereinszwecke zu fördern suchen und gemeinschaftlich mit der nach Altona verzogenen Bildhauerin Fräulein Anna Petersen das Pflegeramt in Altona übernehmen.

Seitens des schleswig-holsteinischen Architekten- und Ingenieur-Vereins wird für die vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine geplante Veröffentlichung des „Deutschen Bauernhauses" der größere Teil der Provinz Schleswig-Holstein bearbeitet. Die Aufnahmen werden vom bisherigen Vorsitzenden unseres Vereins, Regierungs- und Baurat Mühlke, geleitet. Hierbei fand sich vielfach Gelegenheit, den Resten alter Volkskunst nachzuspüren und dieselben im Bilde festzuhalten. Die Aufnahmearbeit wird demnächst ihrem Ende entgegengeführt. Soweit das aufgenommene Material nicht in der Veröffentlichung Verwertung findet, soll es dem Thaulow-Museum überwiesen werden. Auch eine Frucht dieser Arbeit ist bereits zu erkennen, nämlich die Erhaltung und Versetzung des Heldtschen Bauernhauses von Ostenfeld nach Husum.

Die von dem Kunstmaler Hampke in Schleswig gegründete Anstalt für die Wiederherstellung alter Bildwerke hat eine größere Restauration, nämlich des Dionysiusaltars zu Enger in Westfalen, glücklich zu Ende geführt und hierdurch den Nachweis ihrer Tüchtigkeit und Existenzberechtigung erbracht. Es ist zu hoffen, daß das große Interesse, welches jetzt der Erhaltung und Wiederherstellung alter Kunstwerke gewidmet wird, auch dazu führt, weiteren Volkskreisen die Wichtigkeit einer Fortbildung unserer neueren Kunstarbeit vor die Augen zu führen.

Erfreulicherweise mehren sich die Anzeichen, daß nicht nur bei öffentlichen Bauten des Staates, der Provinz, der Städte und sonstigen Gemeinden, sondern auch bei Privatbauten der Verwendung einheimischer Kunstarbeiten zur Ausstattung der Fassaden und Innenräume ein größerer Raum gegeben wird. So kommt namentlich wieder unser einheimischer Baustoff, das Holz, im malerischen Aufbau des Äußern, als Wandbekleidung und Deckenbekleidung wieder zu Ehren. Es wird Aufgabe des Vereins sein, auch die heimische Kunsttöpferei für den Hausbau heranzuziehen.

Seitens des Buch- und Kunsthändlers Schimmelpfeng zu Mülheim a. d. Ruhr ist auf Anregung unseres Mitgliedes Schwindrazheim der Antrag gestellt, ihm Arbeiten unserer Volkskunst zum Vertriebe zu überlassen. Dem Antrage ist Folge gegeben worden, und war dies zugleich eine Anregung, auf die Einrichtung von Verkaufsstellen für die Klienten des Vereins in den Städten der Provinz selbst Bedacht zu nehmen.

Der Vorstand:

Keßler, Landesbaurat, erster Vorsitzender, Kiel, Reventlou-Allee. Burmester, Kunstmaler, Schriftführer, Möltenort bei Kiel. Posselt, Amtsgerichtsrat, Säckelmeister, Schleswig. Mühlke, Regierungs- und Baurat, Stellvertreter des Vorsitzenden. Baur, Senator, Altona. Goos, Museums-Vorsteher, Meldorf. Voigt, Architekt, Kiel.

Bericht über Landeskunde.

Von Dr. **R. Hansen** in Oldesloe.

(Vgl. Jahrg. 1900, S. 117.)

Areal. Eine Grenzverlegung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark ist durch einen Staatsvertrag Preußens mit Dänemark vom 12. Februar 1900 vereinbart worden. Zwischen den Kirchspielen Heils und Aller wurde als Grenze beim Abschluß des Friedens von 1864 die Mittellinie der Norderau (Fovsau) und

Digitized by Google

der Kjärmühlenau für eine Strecke festgelegt. Die Norderau, deren Lauf früher viele kleine Windungen enthielt, ist von der im Jahre 1885 gegründeten Norderau-Ent- und Bewässerungsgesellschaft reguliert und begradigt, ebenso die gleichfalls sehr gewundene Kjärmühlenau in ihrem unteren Teile von dem Besitzer der Kjärmühle. Die alten Auläufe, die noch immer als Grenze galten, bald rechts, bald links von den jetzigen Bächen liegend, sind zugeworfen und in Acker oder Wiesenland verwandelt. Um die Unzuträglichkeiten zu beseitigen, die sich aus diesem Zustande ergaben, sind die Staaten Preußen und Dänemark zu einer Grenzänderung geschritten. Nach den vorgenommenen Vermessungen hätte Dänemark, wenn man die jetzigen Auläufe als Grenzen annähme, zusammen 793,5 qm verloren; um diesen Schaden wieder zu ersetzen, wird die Kjärmühlenau ein neues, etwas weiter südlich liegendes Bett erhalten. Von dem preußischen Landtag ist das entsprechende Gesetz in der laufenden Sitzung angenommen.

Der Auguste Victoria-Koog, über dessen Eindeichung im vorigen Jahrgang berichtet wurde, ist im Frühjahr 1900 in kleineren Parzellen verkauft worden. Der größte Teil des Areals ist in die Hände der benachbarten Besitzer im Friedrichskoog gekommen, so daß die thatsächliche Besiedelung des neuen Koogs sehr geringfügig ist und keine neue Gemeinde gebildet werden konnte.

Der Küstenschutz ist durch Verstärkung der Deiche in der Wilstermarsch weiter fortgeführt; in der Wilstermarsch sind vom Staate dafür 24 800 ℳ ausgeworfen. Die Verstärkung der Deiche in Osterland- und Westerland-Föhr ist 1900 zum Abschluß gekommen; als letzte (4.) Rate hat der Staat dazu 362 000 ℳ hergegeben.

Die Arbeiten zum Schutze der Halligen und zur Beförderung des Anschlickens sind fortgesetzt. Auf Gröde-Appelland ist ein Steinwall angelegt. Die Wattendämme nach dem Festlande haben sich gut gehalten, und die Ablagerung des Schlicks hat in erfreulicher Weise begonnen. Mit den Einwohnern der Hallig Hooge sind Verhandlungen eröffnet über Uferschutzwerke; es ist zu hoffen, daß auch hier auf Schutzwerke Verbindungsdämme nach den benachbarten Inseln folgen werden. Erfreuliche Zunahme zeigt die Padeleckshallig bei Husum, wo durch praktische Behandlung des beschlickten Landes die Ansetzung neuen Schlickes sehr gefördert ist.

Schiffahrtsstraßen. Die Korrektion der Unterelbe, im Jahre 1897 begonnen, ist 1900 zum vorläufigen Abschluß gekommen. Nicht nur die Schiffahrt auf der Elbe hat davon einen ganz erheblichen Vorteil, sondern auch der Altonaer Hafen. Die aus dem Köhlbrand kommende Strömung führte fast direkt in den Altonaer Hafen hinein, und schon in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts führte die dänische Regierung darüber Klage bei Hamburg. Durch den Leitdamm vor dem Altonaer Hafen hat dieser ein viel ruhigeres Fahrwasser erhalten.

Mit dem Umbau der Husumer Schleuse ist begonnen; die Tiefe des äußeren und inneren Fahrwassers soll 4½ m betragen, die der Schleuse 5 m, so daß eine weitere Vertiefung auf beiden Seiten möglich ist.

Für die Haderslebener Föhrde ist für 1901 die Restsumme von 310 000 ℳ vom Staate bewilligt, so daß die Vertiefung voraussichtlich im laufenden Jahre beendigt wird.

Der Elbe-Trave-Kanal ist am 16. Juni 1900 von dem Kaiser in feierlicher Weise eröffnet worden; am Kaiserthor, das seit langer Zeit unter den Festungswällen versteckt gewesen, jetzt aber beim Kanalbau wieder ausgegraben war, bestieg der Kaiser das Kaiserschiff und fuhr auf dem nördlichsten Teile des Kanals um die Ostseite Lübecks herum bis zur Einmündung des Kanals in die Trave. Der Verkehr auf dem Kanal muß sich natürlich erst allmählich heben; Kohlen aus Böhmen kommen auf den Elbkähnen direkt, ohne Umladung an die Stadt Lübeck. — Die Vertiefung der Trave unterhalb Lübecks hat begonnen, ebenso die Grade-

Digitized by Google

legung der Trave bei der Herrenfähre, wodurch diese Fähre ein Stück weiter nordöstlich verlegt wird.

Meliorationen. Die Aufforstung der Heide nimmt ihren regelmäßigen, wenn auch langsamen, doch erfreulichen Fortgang. Der Heidekulturverein, der neben privater auch eine staatliche Beihülfe von 5500 ℳ bekommen hat, hat besonders im Kreise Husum bei Bohmstedt und Langenhorn Erfreuliches geleistet.

Das Kreidelager bei Pahlhude (vgl. Jahrg. 1899, S. 119) hat leider die Hoffnungen, die man auf die bergmännische Erschließung setzte, getäuscht: man konnte der eindringenden Wassermassen nicht Herr werden, das Bergwerk ist, wie in den siebziger Jahren das Salzbergwerk bei Segeberg, „ersoffen."

Anthropologisches. Über die Auffindung einer Moorleiche bei Damendorf, Kreis Eckernförde, ist von kompetentester Seite (Frl. Professor Mestorf) im Jahrgang 1900 der „Heimat" berichtet.

Spezialschriften. Für alle Leser der „Heimat," die sich mit heimischer Geschichte beschäftigen, wird von Interesse sein die „Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck" von H. Bödeker, 2. Aufl. 1900, die für den billigen Preis von 50 Pf. eine gute Übersicht der Geschichte Lübecks giebt; Lübeck hat in außerordentlich mannigfachen Beziehungen zu seinem Nachbarlande Holstein gestanden, so daß eine ungefähre Kenntnis seiner Geschichte eine gebieterische Notwendigkeit ist.

Schleswig-Holsteins Ost- resp. Nordseeküste sind behandelt in der bei Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) 1900 erschienenen Bänden der Sammlung „Land und Leute, Monographieen zur Erdkunde," Bd. 7, Deutsche Ostseeküste. Von Georg Wegener, 168 Seiten mit 150 Abbildungen, und Bd. 8, Deutsche Nordseeküste. Von Hippolyt Haas, 176 Seiten mit 166 Abbildungen. Beide Schriften sind nach dem gleichen Plan angelegt: nach einer geographischen, geologischen und historischen Übersicht des Gebietes und kurzem Bericht über Klima, Pflanzen- und Tierwelt und die Bevölkerung werden die einzelnen Landschaften, Städte, Badeörter usw. in Form einer fortlaufenden Wanderung geschildert. Die geologische Entwickelung der beiden die Provinz einschließenden Meere und die Folgen der Eiszeiten sind recht anschaulich dargestellt, ebenso ist die Beschreibung der Küstenlandschaften im ganzen den jetzigen Verhältnissen entsprechend; nur die neueste Entwickelung Lübecks, sein Fortschritt zum Seehafen für tiefer gehende Schiffe ist nicht berücksichtigt, und die für Lübeck gemachten Abbildungen passen passen nicht alle mehr, da der Kanalbau manche Veränderung hervorgerufen hat. Beide Schriften werden sonst vielen eine interessante und belehrende Lektüre bieten und seien daher auch dem Leserkreis der „Heimat" empfohlen.

Volkszählung. Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung am 1. Dezember 1900 und der damit verbundenen Vieh- und Obstbaumzählung werden den Lesern aus den Zeitungen bekannt sein; die definitiven Ergebnisse, die im statistischen Büreau ermittelt werden, werden wohl noch etwas auf sich warten lassen. Sie werden hier später besprochen werden.

Vergessene Namen.

(Aus: „Delve." Eine Kirchspiels-Chronik von Lorenzen, Diakonus 1861.)

Zwei Männer, deren Namen unverlöschlich in die Geschichte des Delver Kirchspiels eingezeichnet und unzertrennlich mit der Geschichte ihrer Heimat, Ditmarschen, verbunden sind, verdienen auch in unserer Zeitschrift Erwähnung. Es sind Peter Dethlefs und Hans Lübkens.

1. Der Erstgenannte war einer der 48 Regenten des Landes, die bekanntlich (seit 1447) an der Spitze jenes Bauern-Freistaates standen und seine äußere und innere Ver-

Digitized by Google

waltung besorgten. Er wird uns geschildert als „ein Mann mit grauem Haar, mit den Zügen des Friedens im Angesicht, begabt mit jener Weisheit, die nach dem Gewissen geht und nicht nach Menschengunst, und die stets das Beste zu raten weiß, und mit einem Herzen voll Gottesfurcht." — Zweimal tritt er als ein Mann des Friedens in der Geschichte seiner Heimat auf.

Eine blutige Fehde zwischen den Lundenern und den Westerdöfstern war ausgebrochen. Mehrere Treffen waren bereits geschlagen. Der Kampf drohte immer größeren Umfang anzunehmen, zumal da die östlichen Kirchspiele auf die Seite der Lundener traten. Da trat Peter Dethlefs aus Delve als Friedensstifter hervor. Durch seinen Respekt, den er im Lande bereits besaß, beschwor er die Leidenschaft und bewirkte Versöhnung und Ruhe.

Das andere Mal war sein Auftreten leider nicht mit gleichem Erfolge gekrönt. Es war in jener denkwürdigen Versammlung zu Heide (1524), wo die katholischen Mitglieder, angeregt durch Torneborg, den Abt des Klosters zu Meldorf, die Landesversammlung zu dem Entschluß drängen wollte, den evangelischen Prediger Heinrich von Zütphen als Ketzer zu erklären und damit für immer der neuen Lehre den Eingang zu versagen. Auch hier war es wieder jener Mann, der in der aufgeregten Versammlung in jenem Augenblicke, als Leidenschaft die Gemüter aufs höchste erregt, mit besänftigenden Worten hervortrat, zur Ruhe und Vorsicht mahnte und vor jedem voreiligen Handeln warnte. Der Einfluß seiner Worte muß groß gewesen sein; er war niedergeschlagend für die Anhänger des Abtes, denn der Beschluß der Versammlung lautete dahin: „solche Dache auf ein künftig Konzil zu verschieben, welches in kurzem gehalten werden sollte. In mittlerer Zeit würde sich wohl ausweisen, was recht oder unrecht wäre." Wir wissen freilich, daß die Mönche durch hinterlistige Ränke und schauerliche Gewaltthat das erreichten, was sie nicht auf dem Wege des äußeren Rechtes erlangen konnten, weil ihnen jener Mann mit der Macht seiner Weisheit und seines Ansehens gegenüberstand. Die Erwähnung seines Namens durch Luther zeigt, daß er „groß war in seiner Zeit!"

2. Hans Lübkens. An den vorhin genannten Namen reiht sich ein anderer, dessen Träger ebenfalls seinem Kirchspiel Ehre gemacht, wenn auch in anderer Weise.

Es war im Jahre 1559. Die feindlichen Heere rückten gegen Ditmarschen heran, und die Stadt Meldorf ward bereits durch Johann Ranzau bedroht. Auch längs der Eider lag Kriegsvolk, besonders im Kirchspiel Erfde, in den Dörfern Tielen, Scheppern und Bargen. Ihr Hauptmann hieß Jürgen Knutzen. Es waren meistens Friesen, denn die Gelegenheit, Rache zu nehmen für erlittene Unbill, war günstig. Am 3. Juni, dem Tage der Eroberung Meldorfs, geht eine große Zahl Feinde bei Scheppern über die Eider. Am Ditmarscher Ufer angelangt, eilt der Trupp, dessen Zahl einige Hunderte beträgt, nach dem nahen Wallen. Die aufsteigenden Rauchwolken verkünden, was sie dort gethan und was den nahen Dörfern Schwienhusen und Delve bevorsteht. Nur wenige Bewaffnete liegen hier, und angesichts der drohenden Gefahr kommt Furcht über viele. Da tritt ein junger Bauer aus Schwienhusen hervor — „en jung, lang, stark Mann tho der Tidt," sagt Neocor —, ruft den Seinen zu: „Bröder, wat de dar gedaen, werden sie hier ook balde dohn; wille jy mit, so wille wi to er hen un uns sehn laten." Der so Redende ist Hans Lübkens. Wenige sind geneigt, ihm zu folgen. Mit 10 Genossen zieht er dem feindlichen Trupp entgegen, obwohl schlecht bewaffnet, aber ohne Angst und Beben. Die Begegnung findet statt auf dem Eiderdeiche zwischen Schwienhusen und Scheppern. Mit ihren schweren Hakenbüchsen schießen die Feinde in die nahende Schar — keiner fällt; bevor die Büchsen wieder geladen sind, liegen bereits 10 Feinde erschlagen am Boden. Nach dem ungestümen Angriff der kleinen Heldenschar wendet sich der Schwarm der Feinde. Ihre Fahne lassen sie fallen und eilen hinab zur nahen Eider, wo sie Hals über Kopf in ein Boot stürzen, daß es überfüllt wird und umschlägt. Andere wollen sich durch Schwimmen retten und ertrinken, unter diesen der Hauptmann. Gegen 400 Friesen sollen umgekommen sein.

Leider vermochte solche Heldenthat das Schicksal des Landes nicht zu ändern! — Aber Herzog Adolf mag wohl über jenen Sieg und die zweifelhafte Tapferkeit seiner Unterthanen empört gewesen sein.

Es wird erzählt, daß er auf der Rückkehr von dem glücklichen Kriegszuge durch Erfde kam, dort auch den Kirchhof besichtigte und angesichts eines großen Leichenhügels von dem ihn begleitenden Prediger an die Geschichte erinnert wurde. „Sind se wol wert, dat se dar mank framen Christen liggen schölen?" soll er seinen Begleiter gefragt haben.

Respekt wird er sicherlich vor jenen Tapfern gehabt haben. Keinem ließ er es entgelten, ward doch Hans Lübkens in späteren Jahren Kirchspielvogt in Delve. Der heldenmütige Retter dieses Dorfes starb hochbetagt und hochverehrt im ganzen Lande wegen seiner Gerechtigkeitsliebe im Jahre 1598, wie der Chronist Neocor berichtet.

Mitgeteilt von J. Sebrandt.

Digitized by Google

Ein Friesengrab.

Weit — allein auf letztem Hügel siehst du jene Kiefer ragen? —
Drunter her die braune Heide, drüber hin die Winde jagen. —

Zu dem weißen Heidesande geht ein wunderbares Leben,
Spinnt es wie mit Geisterhänden, webt es, wie nur Götter weben.

Aber ob der Frühling leuchtet, ob der Sommer steht in Prangen,
Ob sich Erd' und Himmel mählen, — hier doch wohnt des Todes Bangen.

Denn hier unten liegt begraben Frieslands letzter großer Herzog,
Liegt begraben auch die Freiheit, seit die Hel ihm seinen Speer bog.

Nur die Kiefer wiegt vom Hügel weh ihr Haupt zur Gruft des Toten,
Grau, wie einst der große Herzog, eh zum Ahnherrn er entboten.

Denn wo einst die Bautasteine redeten mit tiefen Runen,
Ziehen ihre Thal und Hügel ewig nun die Sandlagunen,

Und die Kiefer — wie ein Wächter blieb nur sie an dieser Stätte,
Wie ein Wächter in der Wüste steht sie auf dem Riesenbette. —

Sommers Glut und Herbstes Stürme morschten längst auch ihre Glieder,
Winters Schnee- und Eiseslasten beugten sie zum Hügel nieder.

Doch wie Trauerflore decket ihr Gezweig die kahle Heide,
Liegt es auf des Helden Grabe, zeugt's von seines Volkes Leide.

Denn wenn in den dunklen Nächten hoch am Rund die Sterne scheinen,
Geht ein Klagen durch die Äste, wie von vieler Weiber Weinen —:

Raunt's vom letzen Friesenherzog in geheimnisvollen Sagen,
Wie die Seele zu den Vätern sonnwärts übers Meer getragen.

Und die weite Heide bebet, wie von vieler Männer Tritten,
Und auf schwarz verhängten Mähren kommt es fern daher geritten.

Kommt's in langen, grauen Zügen her zum Hügel auf der Heide,
Und der nachtverlor'ne Fremdling suchet, wie den Ort er meide. — —

Weit — allein auf letztem Hügel — einsam auf dem Heidegrabe
Ragt die Kiefer, und darüber zieht gen Ost ein alter Rabe. —

Itzehoe. Emil Pörksen.

Mitteilungen.

1. **Alte Berechnung von Sonnen-Auf- und Niedergang.** Zu Anfang dieses Jahres ist dem Kreismuseum zu Apenrade von dem Hufner Matzen Keppel eine 150 Jahre alte Schultabelle über den Auf- und Niedergang der Sonne geschenkt worden. Die Tabelle trägt, auf einem Bogen von annähernd gewöhnlicher Größe geschrieben, folgende Überschrift: „Wenn der Sonnen Auf und Niedergang. Berichtet nach dem Verbesserten Calleuder wobey den Bemerken daß jeder 15-ten Tag Respective im auf und Nieder steige eine stunde ab und zu nimmt! Geschrieben d. 17. Aprilis 1756." Sodann ist für jeden einzelnen Monat der Auf- und Untergang der Sonne von 5 zu 5 Tagen verzeichnet, z. B. „1. Januarius

Sonnen Auf und Niedergang
1. 8. 36 3. 24
5. 8. 32 3. 28
10. 8. 25 3. 35 usw."

Unter der Tabelle steht: „Ostern Tag fält am alle diese Jahre
d. 10. Apr. d. 26. Martz d. 15. Apr. d. 21. Apr. d. 22. Martz d. 11. Apr.
= Ao. 1757 Ao. 1758 Ao. 1759 Ao. 1760 Ao. 1761 Ao. 1762.
Hans Fransen (?) in Todtzbüll ist Schulle Meister zu dieser Zeit."

Apenrade. Ottsen.

2. **Pappeln mit baumartigen Seitentrieben** wurden von uns gelegentlich einer Segelfahrt an der schleswigschen Ostküste am Strande der kleinen Insel Kallö in der Gjennerbucht entdeckt. Es handelt sich um zwei Stämme der Schwarzpappel (Populus nigra), welche an der Wurzel zusammengewachsen sind. Die Gjennerbucht gestattet den Nordost-

Digitized by Google

stürmen ungehinderten Zutritt, und die Meereswogen steigen am steilen Ufer empor und unterwühlen den Boden so sehr, daß mehrere Pappeln, nachdem das Wurzelwerk nach der Seite freigelegt worden war, in der Richtung nach dem Strande niedergefallen sind, doch so, daß noch ein Teil der Wurzeln im Erdboden stecken geblieben ist. Das gilt auch von den beiden von uns beobachteten Stämmen, von denen der stärkere eine Länge von 4,25 m und einen Durchmesser von 45 cm aufzuweisen hat. Die ursprüngliche Krone ist unter dem Anprall der Wogen aufgerieben worden. Aber die Lebenskraft war den Stämmen geblieben, und den unter der Rinde schlummernden serialen Knospen, schlechthin auch Reserveknospen genannt, war es beschieden, den Baum vor dem Zugrundegehen zu bewahren. Während nun an den meisten am Boden liegenden Stämmen die Knospen zu stranchartigen Seitentrieben ausgewachsen sind, zeigen diese beiden Stämme die seltsame Erscheinung, daß an dem einen Stamme zwei Zweige, an dem anderen ein Zweig zu senkrecht nach oben strebenden Stämmen mit üppig entfalteten Baumkronen entwickelt sind, mit einem Durchmesser von bezw. 30, 20 und 18 cm. So vermag die Pappel aufs neue der Brandung Trotz zu bieten. Zwischen den drei Stämmen hatte sich ein ganzes Seegraspolster verfangen.

Barfod.

3. **Schlittenfahren.** Bedenken in betreff des in der Mitteilung des Juniheftes über „Schlittenfahren“ von Herrn Pastor Asmussen in Osterlinnet gebrauchten Ausdrucks „Flensburger Dänen.“ Von diesen werde, so hieß es da, für das deutsche „ich“ nicht æ, sondern æ gesagt. Das klingt doch so, als sei in Flensburg das Dänische zum Teil noch Volkssprache, was allerdings nach mancherlei Anzeichen (neben so gut wie ausschließlichem Gebrauch des Deutschen als Schriftsprache) in früheren Jahrhunderten vielleicht der Fall gewesen sein mag, im 19. jedenfalls nicht mehr. Dahin äußert sich in seiner Selbstbiographie auch der Bischof Martensen, der, zu Flensburg 1808 geboren, bis zu seinem 9. Jahre etwa im nördlichen Teile der Stadt gewohnt hat, bevor er mit seinen Eltern nach Kopenhagen zog. Plattdeutsch, behauptet er, sei die alleinige Volkssprache gewesen. (Zu jenen Anzeichen einer früher teilweise dänischen Volkssprache rechne ich das dänische Ausrufen der Krant- und Fischfrauen, das bis Ende 1864 gedauert haben mag, eine Menge von dänischen Ausdrücken, die dem Plattdeutsch beigemischt sind, einzelne dänische Ansrufe, Sprichwörter u. dgl. m.) Wenn nun aber auch die geborenen Flensburger unter sich deutsch sprechen, so bedienen sich die Geschäftsleute im Verkehr mit den dänisch redenden Bauern der nördlichen Umgegend des dortigen Patois, in welchem allerdings das deutsche „ich“ nicht, wie wohl weiter nördlich, durch a, sondern durch æ wiedergegeben wird. Ich glaube aber nicht, daß es richtig sei, solche Flensburger Geschäftsleute „Flensburger Dänen“ zu nennen, ebensowenig wie die aus Nordschleswig übergesiedelten, die sich sehr bald die deutsche Volkssprache aneignen. Unter „Flensburger Dänen“ verstehe ich diejenigen, welche während der Blütezeit der Dänenherrschaft 1850—64, zum Teil auch später, aus dem Königreich Dänemark hierher eingewandert sind und, wenn sie Flensburgerinnen geheiratet hatten, mit ihrem stärkeren Patriotismus diese vermocht haben, soweit das Dänische sich anzueignen, daß sie (wenigstens öffentlich, um zu demonstrieren) mit ihren Kindern dänisch sprechen können. Natürlich aber bedienen sich auch diese Kinder unter sich der herrschenden deutschen Volkssprache, des Hochdeutschen oder Plattdeutschen. Ich mußte lachen, als vor längerer Zeit eine solche mir bekannte Neugeborenenmutter beim Verlassen des Glücksburger Dampfschiffes ihren kleinen Jungen fragte: „Hvor har du dine Blomster?“ (Wo hast du deine Blumen?) und dieser im reinsten, kräftigsten Deutsch antwortete: „Ins Wasser geschmissen!“ Die Eltern solcher Kinder können mit gewissem Recht „Flensburger Dänen“ genannt werden; doch ist ihre Zahl jetzt sehr gering. Diese nun sagen für das deutsche „ich“ weder a noch æ, sondern jeg. An sie hat also Herr Pastor Asmussen nicht gedacht, als er obigen Ausdruck gebrauchte. Auch ist dem Herrn vielleicht alles, was ich angeführt habe, sehr wohl bekannt. Nicht ihn habe ich belehren, sondern nur den falschen Folgerungen vorbeugen wollen, welche weiter entfernt Wohnende, namentlich Holsteiner, aus der nicht glücklich gewählten Bezeichnung ziehen könnten. Steht doch Flensburg noch von 1848 her weithin in dem Ruf, eine überwiegend dänische Stadt zu sein. Die damalige dänische Gesinnung, die trotz der völlig deutschen Volkssprache der größere Teil der Einwohnerschaft zeigte, hatte ihren Grund aber fast ausschließlich in der Auffassung der materiellen mit Schiffahrt und Handel verbundenen Interessen, nicht in irgend einer Vorliebe für dänische Nationalität und Sprache. — Nachschrift. Zu betreff des Seira erlaube ich mir noch eine abweichende Auffassung eines verstorbenen ältereu Herrn mitzuteilen. Dieser behauptete, Seira sei ein Ruf der Seeräuber älterer Zeit gewesen. Das dänische Witzblatt „Korsar,“ welches in den vierziger Jahren erschien, habe das Bild eines Seeräubers mit der Über- (oder Unter-) Schrift Seira als Titelvignette geführt.

Flensburg. H. Hansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 8. August 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Gaibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Gaibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Doris Schnittger, Der Thorwaldsen-Schüler Wilhelm Bissen. — 2. Pörksen, Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung. I. — 3. Heimkehr. — 4. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 5. XI. Generalversammlung des Vereins am 8. und 9. Juni 1901 zu Schleswig. — 6. Albumblätter. — 7. Mitteilungen.

Albumblätter für Pfannenstiel aus Burg a. F.

4. Sammle Dir Schätze, die kein Sturm verwehet,
Die kein Feuer verzehrt, kein Meer verschlinget,
Die, ein unzerstörbares Gut, im Tode
Dich nicht verlassen!
Nütze den Augenblick! Er trägt den Samen
Ewig wuchernder Frucht. Die Weisheit segne
Deinen Geist, die Tugend dein Herz! Nur diese
Bleiben Dir eigen.

Mit diesen Worten empfiehlt sich Ihnen, lieber Pfannenstiel, zum freundschaftlichen Andenken Ihr ergebenster H. Wilder, Pastor zu Burg auf Fehmarn, den 13. Mai 1821.

5. Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat Dir Natur gegeben,
O, bring' es rein zurück!

Denken Sie hiebei, mein guter Pfannenstiel, an mich mit Liebe.
Burg, den 15. Mai 1821. H. H. Hammer.

6. Ein guter Engel stehe Dir zur Seite,
Er mahne Dich befreundet an die Pflicht,
Er wassne Deine Brust in jedem Streite
Und ström' auf dunkle Tage Licht!

Mit Freundschaft werde ich oft an Sie denken und mich sehr Ihres Glückes freun.
Burg auf Fehmarn, den 15. Mai 1821. C. L. Hammer, gb. Lochet.

7. Die Erde gebar Dich, die große Natur nährte Dich an ihren Brüsten, eine sanfte Stimme erzog Dich — und diese Gottesstimme wird Dich einst fragen: „Mensch, der Du einen Gott und eine Zukunft glaubtest, wie hast Du gelebt?"
Hat eine zu schlaffe Feder nicht genug Wirkung, so bricht die zu spröde auch von

Digitized by Google

dem besten Stahl; nur in dem gehörigen Grade der Elasticität liegt ihre Vollkommenheit: je vollkommener Du diese Dir zu eigen machst, je dauerhafter gründest Du Dein irdisches Glück. Die innigste, vollkommenste und reinste Liebe zu Dir erfüllt das Herz Deines Vaters.

Burg, den 18. Mai 1821.

8. Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen nagt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem äußern Sturm und innern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Bei diesen Worten Goethes gedenken Sie Ihres wohlwollenden Freundes

Burg, den 19. Mai 1821. Chemnitz.

9. Ob sich des Schicksals Woge türmt,
Ob ein Orkan dein Schiff umstürmt:
Verzage nicht, du Schiffer auf den Wellen! —
Gedenke, daß ein Gott dich schirmt!
Vertraue fest, und laß den Ew'gen walten!
Durch ihn kann sich der Nächte Dunkel hellen;
Ein einziger Moment kann alles umgestalten.

Zur freundschaftlichen Erinnerung an

Augustenhof, den 28. Mai 1821. Er. Aug. Lassen sen.

(Mitgeteilt auf der Generalversammlung zu Burg a. F. von Eckmann-Ellerbek.)

Mitteilungen.

1. **Nachtrag zu dem Artikel über „Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern."** Herr Bürgermeister Mewes in Oldesloe giebt uns freundlichst folgende Auskunft über das Ende der dortigen Saline: „Die Allerhöchste Ordre, durch welche die ehemals fiskalischen Salinenländereien an die Stadtgemeinde Oldesloe überlassen worden sind, datiert vom 24. Januar 1874. Nach bei glaubwürdigen Leuten eingezogener Erkundigung ist der Salinenbetrieb Ende 1863 eingestellt worden, nachdem die Bundes-Exekutionstruppen (Sachsen und Hannoveraner) eingerückt waren und der dänische Salinendirektor nach Dänemark entwichen war. Möglich ist auch, daß die Einstellung des Betriebes Anfang 1864 erfolgt ist. Die dann folgenden verschiedenen provisorischen Regierungen haben den Betrieb nicht wieder aufgenommen, ebensowenig wie die preußische Regierung später sich dazu veranlaßt gefunden hat." E.

2. **Seira** (vgl. S. 122 u. 144 im Juni- bezw. Juliheft). Es scheint sich zu bestätigen, daß dies Wort französischen Ursprungs ist. Das dänische Witzblatt „Korsaren," welches in Kopenhagen erschien, führte bis zum 30. Juni 1848 als Titelvignette das Bild eines Piratenschiffes, welches sich die Einfahrt in einen Hafen erzwingt. Die Fahne des Schiffes enthält die Worte: „Ça ira, ça ira!" Der Vordermast trägt eine senkrecht dreigeteilte Flagge. Die Worte sind einem bekannten Jakobinerlied entnommen, dessen Refrain lautet: „Ah! ça ira, ça ira, ça ira! les aristocrats à la lanterne!" Dieses Lied der ersten französischen Revolution war sehr populär und namentlich sein Refrain allgemein bekannt, so daß sich wohl annehmen läßt, daß aus dem „ça ira" das „seira" entstanden ist.

Eckernförde. Willers Jessen.

Landwirthschaftliche
Lehranstalt und Winterschule
in Hohenwestedt (Holstein).
Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director Conradi.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 8. August 1901.

Der Thorwaldsen-Schüler Wilhelm Bissen.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

Auf der für die Sommermonate geplanten Ausstellung von Werken schleswigscher Künstler in Flensburg wird man außer einem Jugendbildnis Bissens auch einzelne Arbeiten seiner Hand finden.

Am 13. Oktober 1798 in Schleswig geboren, in einem nahen Dorfe aufgewachsen und später aus der Ferne oftmals auf längere Zeit in seine Vaterstadt heimgekehrt, werden wir ihn wohl als den Unsern bezeichnen können — mit oder ohne Erlaubnis seines französischen Biographen Eugène Plon, der auch Thorwaldsens Biograph ist. Dieser Schriftsteller freilich stellt ihn nicht nur auf dem Titelblatt vor als »Le sculpteur danois Vilhelm Bissen«,[1]) sondern betont, wo es paßt und nicht paßt, des Künstlers glühenden dänischen Patriotismus, den er ohne weiteres bei uns armen Schleswigern — „der großen Majorität der Bewohner" — voraussetzt! Es wird noch in vieler Gedächtnis sein, welche Erregung Bissens dänische Siegesdenkmäler bei uns hervorriefen: der tappere Landsoldat von Friedericia und der hochnasige Flensburger Löwe nach der Schlacht bei Idstedt. Ja, der gute Schleswiger Junge war in Kopenhagen allmählich wirklich gar zu dänisch geworden! Aber da nun

[1]) Es soll von dem Buche auch eine deutsche Übersetzung geben.

Digitized by Google

über so manches Schlimmere Gras gewachsen ist, dürfte man allgemach die künstliche Schranke entfernen, welche der sonst so treffliche Mann zwischen sich und uns aufgebaut hat. Ja, ein so vortrefflicher Mensch wie tüchtiger Künstler ist er geworden, der blöde Sohn des ehrsamen Schleswiger Bürgerhauses, und es lohnt sich wirklich, an der Hand jenes Buches (Verlag H. Plon, Paris), das, in einem merkwürdig bequemen Französisch geschrieben, recht ansprechend ist trotz einzelner Dummheiten, diesem emporsteigenden Lebensgang zu folgen. Nicht stören soll uns dabei das bekannte Naserümpfen der modernen Kritiker, für die ja alles, was nicht von heute oder gestern stammt, in der Kunst nichts bedeutet, die besonders längst Thorwaldsen und was an ihn erinnert zum alten Eisen geworfen haben.

Die von Plon benutzten Quellen waren, außer zwei auch mir vorliegenden Artikeln der dänischen Professoren Olsen und Höyer, u. a. die Mitteilungen von Gliedern der Familie Bissen in Paris. Außerdem hat der Schriftsteller den Bildhauer in Kopenhagen besucht. Was ich über ihn lese, stimmt fast überall genau mit dem, was ich — sparsam genug — hier von alten Schleswigern erfahre. War der Vater ein Holsteiner, stammte die Mutter — Tochter eines Schiffskapitäns — aus dem nördlichen Schleswig, so war Wilhelm richtiger Schleswig-Holsteiner. Ein Jahr nach seiner Geburt zog die Familie von Schleswig nach Gelting in der nahen Landschaft Angeln, wo sie eine kleine Landstelle erstanden hatten. (Der Franzose bezeichnet Angeln »l'Angel« als Besitz der Familie!) Der Knabe Wilhelm muß ungewöhnliche Begabung und Lernbegier gezeigt haben, sonst würde der Geltinger Pastor nicht sich und ihm die vergebliche Mühe gemacht haben, ihm sogar Latein beizubringen. Als Bissens 11 Jahre später — nachdem sie l'Angel hatten verkaufen müssen — wieder in die alte Heimat zogen, wo der Vater ein kleines städtisches Amt verwaltete, mußte bei des Hauses bescheidenen Verhältnissen der Knabe mit der Bürgerschule vorlieb nehmen. Doch hat er nie aufgehört, alle bescheidenen Mittel, die sich ihm zur Förderung boten, für eifriges Studium zu benutzen. Was es damals an Kunstlitteratur gab, wird kaum bis zu ihm gedrungen sein; Naturwissenschaftliches aber gab es sogar unter des Vaters Büchern. Diesem wird Handgeschicklichkeit nachgerühmt, die er früh auch bei zweien seiner Söhne pflegte, welche später als Uhrmacher Außergewöhnliches leisteten, einer in Paris, der andere in Schleswig, wo z. B. die vor Jahren durch Feuer zerstörte Uhr des Schloßturmes als ein Wunderwerk seiner Erfindung galt. Wilhelm ging unbeeinflußt seinen eigenen stillen Gang, schon als Siebenjähriger den kräftigen Keim eines Bildners in sich tragend. Was ihn umgab, wurde nicht nur eingehend beobachtet, die empfangenen Eindrücke nahmen Gestalt an, gleichviel durch welches Mittel. Der Stift füllte das Papier mit Figurenwerk, die Schere schnippelte Figürchen oder unter den schmutzigen Jungensfingern entstanden

Digitized by Google

Statuen aus Lehm, aus Brotklumpen oder aus Lakritz, bis diese letzten sicher zuletzt den Weg in den Mund fanden. Oft auch führte die Kinderhand das Schnitzmesser kühnlich ins Holz. In Schleswig haben seine Schneegebilde, oft Soldaten, sogar solche in Kämpfergruppen, dauernden Eindruck hinterlassen. Liebevolles Verständnis freilich brachte anfangs nur die Mutter diesem kindlichen Schaffenstrieb entgegen.

Nach der Konfirmation 1815 trat Wilhelm bei einem Tischler in die Lehre. Dann aber, nachdem ihm ein Brett auf den Fuß gefallen war, so daß er mit anhaltendem Fußleiden einen Winter lang an das Elternhaus und an seine Studien gefesselt blieb, erregten seine künstlerischen Fortschritte wirkliches Aufsehen in dem kleinen Kreise von Kunstfreunden, die dem begabten Knaben ihr Interesse zuwandten. Zu ihnen gehörte der damalige Propst, spätere Generalsuperintendent Callisen. Dessen noch unter uns lebende Tochter hörte den Vater oft erzählen, wie damals Wilhelms Tischlermeister oft von ihm Zeichenvorlagen für den Kranken sich erbeten habe, und auch bei den schwierigsten sei stets die Kopie dem Original gleichwertig gewesen. Auch lebensgroße Porträts nach der Natur gerieten dem garnicht Geschulten vortrefflich. Nun verschafften jene Gönner — außer Callisen waren es der Schleswiger Historienmaler Böhndel, von dem die vortrefflichen Lithographieen nach dem Schleswiger Domaltar gezeichnet sind, und der Auktionsverwalter Westphal — dem dankbar Glücklichen die Mittel für ein mehrjähriges Studium in Kopenhagen, wohin er 1816 übersiedelte. Aber der überaus Blöde, nur in sich hinein Lebende kam trotz alles Lerneifers aus der Sehnsucht nach dem Elternhause garnicht heraus, in das er nach zwei Jahren zurückkehrte, um darnach in Deutschland weiter zu studieren.

Da geschah es, daß der dänische Kronprinz — der spätere König Christian VIII. — Schleswig besuchte. Der Superintendent erhielt — nach seiner Tochter Mitteilung — bei der Festtafel seinen Platz neben dem prinzlichen Adjutanten, der u. a. mit Bedauern äußerte, tüchtige Porträtisten gäbe es zur Zeit in der dänischen Hauptstadt nicht. Die Folge war eine Vorstellung des Schleswiger Bürgersohnes beim Prinzen, der, von den vorgelegten Arbeiten sehr befriedigt, den Jüngling abermals nach Kopenhagen zog. Schon im folgenden Jahre hatte derselbe die silberne Medaille erworben und sah daneben die ersten klingenden Erfolge seiner Leistungen. Auf Professor Lunds Anraten bewirbt er sich dann um die kleine goldene Medaille, kann sich aber garnicht entschließen, ob als Maler oder als Bildhauer. Als echter Schleswiger besinnt er sich gehörig lange, sich dabei gemächlich auf seine Palette stützend. Als ihm diese unter der Hand zerbricht, so daß er seine Farben nicht mischen kann, nimmt er sein Modelliergerät zur Hand und erwirbt so mit seiner ersten bedeutenderen plastischen Arbeit die vielumworbene Goldmedaille! Der im Relief ausgeführte Gegenstand gehört der Geschichte Josephs an: die

Digitized by Google

Söhne Jakobs zeigen dem Vater Josephs blutigen Rock. Nun erst beginnt Bissens Künstlerlaufbahn als Bildhauer, was ihm nie so erstrebenswert erschienen war als jetzt, da der ruhmgekrönte Thorwaldsen zum Besuch in Kopenhagen weilte. Eine Reihe biblischer Darstellungen, z. T. für die Christiansborger Kapelle, bringen Bissen Anerkennung, die Ausführung der Erweckung von Jairi Töchterlein bringt ihm 1823 die große Goldmedaille mit einem Reisestipendium auf drei Jahre. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt bei den Eltern zog er über Berlin, wo Rauch ihn fesselte, über Dresden, München nach Rom. Nach eigenem Geständnis hatte bis dahin die Überfülle des Geschauten ihn mehr gedrückt, verwirrt als gehoben. Nun, vor des großen Landsmanns Werken stehend, Werken, die ein Zeitgenosse geschaffen, der von der Antike sich hatte befruchten lassen — nun zum ersten Mal sah und fühlte er mit freudig erschlossenem Sinne. Doch schaute der 30 Jahre Jüngere stets voll Ehrfurcht zu dem großen Meister empor. Mutlosigkeit übermannte den allzu Bescheidenen mitunter dermaßen, daß er z. B. seine erste in Rom fast vollendete Statue — eine schlummernde Bacchantin — zerstörte! Mit Hingebung wurden Italiens Kunstschätze studiert, doch wurden mit Bedacht unter den alten Meistern die Vorbilder gesucht. So hütete z. B. Bissen sich wohl, in des übermächtigen Michelangelo Fußstapfen treten zu wollen, der so manche Nachfolger verwirrt hat.

Thorwaldsen blieb leuchtendes Vorbild und wohlwollender Ratgeber, ohne — nach Plons Behauptung — geradezu Lehrer gewesen zu sein. (»B. ne fut pas, dans le sens strict du mot, élève de Th., il fut en réalité son disciple.«) Da aber der jüngere Bildhauer stets unter des älteren Augen, d. h. in einem seiner vielen Ateliers arbeitete, und da die mir bekannten Kunstschriften und Lexika das „Thorwaldsen-Schüler" festhalten, so wollen auch wir das thun. Ist doch niemand unter dem Einfluß des schönheiterfüllten Dänen ihm an idealer Gestaltungskraft so nahe gekommen wie unser Landsmann. Beweis genug, wie sehr die Wertschätzung erwidert wurde, dürfte sein, daß Thorwaldsen testamentarisch verfügte, Bissen möge seine unvollendeten Werke ausführen und sein Museum einrichten. Aber eins unterscheidet die beiden, eins hat nach meinem Bedünken der handfestere Schleswiger vor jenem Griechen des 19. Jahrhunderts voraus: sein realistisches Können, das, nicht überall sich vordrängend, nur an rechter Stelle zur Wirkung kam. So oft ich auch nur die zwei Bildwerke von seiner Hand ansehe, die unser Haus birgt, fällt mir das Seltsame auf: ein Realist aus Thorwaldsens Schule! Eine lebensgroße Gipsbüste des Generalsuperintendenten Adler von so grotesker Ausprägung der Häßlichkeit, daß sie aus des empfindsameren Meisters Hand gewiß anmutender hervorgegangen wäre. Daneben eine fast lebensgroße Büste von Bissens geliebter Mutter, jener Geltinger Bauerfrau. Das Haar ist unter einem schlicht und wenig schön geschlun-

Digitized by Google

genen Kopftuch verborgen; aber das alternde Antlitz strahlt in einem wohlthuenden Gemisch von Güte und Kraft, die tiefliegenden Augen, der feingeschnittene Mund zeugen von energischer Eigenart: „Se is dar, gans se sülbst!" Einer ausgezeichneten kleinen Statue von Vater Bissen erinnerte sich der kürzlich in Schleswig gestorbene englisch-hamburgische Maler Bottomley, den die beschriebene Mutter Bissen immer in Begeisterung versetzte. In Rom, wo er unsern Bildhauer getroffen, hatte dieser seinen Vater aus der Erinnerung höchst charakteristisch modelliert. Derselbe Alte ist 1840 noch einmal vom Sohne in eigenartiger Haltung sitzend dargestellt; die Stellung erinnert an den Greis in Thorwaldsens „Winter." Diese Statuette ist im Besitz eines Großneffen des Künstlers, des Herrn Professor Dr. W. Petersen in Flensburg.

Gewiß ist Bissen für das Bildnis, für lebensvolle Wiedergabe der Persönlichkeit hervorragend begabt gewesen; die etwa 200 Büsten und Statuen meistens berühmter Zeitgenossen — aber auch so unberühmter wie Friedrich VII. — erfreuen (oder als moderner Mensch wird man wohl sagen müssen, erfreuten) sich guten Rufes in der Kunstwelt. Doch ist er auf allen Gebieten, welche die Plastik beherrscht, Meister geworden. Dem, der in Kopenhagen gewesen, werden zahlreiche und großenteils bedeutsame Schöpfungen seiner Hand in der Erinnerung geblieben sein, wie sie dort in Schlössern, Kirchen und Museen sich reichlich finden, z. B. auch in den Sammlungen der Kunstmäcene Jacobsen, Vater und Sohn in Ny-Carlsborg. Doch haben wir auch von seinen antiken Statuen, Originale in Marmor, in unserm Lande, in den Sammlungen der Herren Etatsrat Bauer und Donner in Altona. Mainz hat von ihm ein Gutenberg-Denkmal in Bronze.

Noch wurde nicht erwähnt, wie sich des Meisters, späteren Akademieprofessors Privatleben nach Ablauf der Lehrzeit gestaltete. Es war ihm vergönnt, nach seiner Heimkehr aus Rom 1834 seine Jugendliebe heimzuführen, die er in elfjähriger Abwesenheit nicht gesehen, aber noch weniger vergessen hatte. Er kannte keine Freuden als die der Familie, der Arbeit und eines engen Freundeskreises, trieb aber zur Erholung viel ernste Lektüre. Die Gattin starb früh; von den Kindern lebt ein Sohn als Bildhauer und eine Tochter, Frl. Anna Bissen, die noch in etwas die Verbindung mit den hiesigen Verwandten aufrecht erhält, mit den Herren Professor und Bürgermeister Petersen (Sonderburg) und deren Schwestern. — Was ich an Bildnissen des Künstlers kenne, trägt den Stempel tiefen Ernstes, mit Wohlwollen gepaart. Außer dem von Plon mitgeteilten, giebt ihn die „Illustreret Tidende" von 1860 im Arbeitskittel. So sieht man ihn auch auf einem Gemälde Chr. Magnussens aus dessen Jugendzeit, als er in Kopenhagen bei Bissen zeichnete. Aus dem hochansteigenden Atelier sieht man im Hintergrunde in ein niederes Nebengemach, an dessen Eingang der Meister steht. Zum hell-

Digitized by Google

blauen Arbeitsrock kommt, etwas grell, ein rotes Fes. Das Gelbblond von Bart und Haar ist uns bekannt von einem sehr ansprechenden Ölbilde im Besitz unseres Hauses. Es giebt den jugendlichen Bissen wieder; leider unbezeichnet, könnte es vielleicht Selbstbildnis sein. In jener Werkstatt hat unser Frl. Callisen ihn besucht, wie Thorwaldsen in der seinigen. Sie erinnert sich des Kontrastes der beiden Erscheinungen. Verglichen mit dem selten schönen, weichlich liebenswürdigen Dänen — der, wie Bottomley ihm nachsagte, „küssend durchs Leben ging" — muß unser Schleswiger eine Art derber Kraftmensch gewesen sein. Trotzdem hatte er oft von Kränklichkeit zu leiden; er starb 1868, betrauert von Dänemark; warum in seiner Heimat so sehr in den Hintergrund gedrängt, das wurde eingangs dargelegt. Wir wollen ihn uns wieder annektieren, und zwar jetzt, ehe die Quelle der mündlichen Tradition ganz versiegt ist. Ihn auf allen Stadien seiner künstlerischen Entwicklung zu begleiten, seine Werke einzeln auf ihren Wert zu prüfen — das besorgt die Fachlitteratur. Hier sollte nur gezeigt werden, was den „dänischen" Künstler mit Schleswig-Holstein verband, wie er trotz alledem doch zu den Unsern gehört, unsere Eigenart die seine ist. Gewiß kannte mein Leser — früher, ehe die Schule und alle möglichen Vereine dafür sorgten, daß an Geist und Talent nichts umkomme — hie und da in Stadt und Land ähnliche Gottbegnadete, wie Wilhelm Bissen und Asmus Jacob Carstens es waren. Man sah sie in stiller Abgeschlossenheit schaffen, in sich selbst, ohne Anregung von außen, fast von niemandem bemerkt, alles verarbeiten, aber meistens in richtigem Instinkt nur geistig Wertvolles sich erobern und so in ein schaffensreiches Leben hineinwachsen, in dem Geist oder Talent wahrhaft Tüchtiges, ja, Bleibendes leisteten. „Dat is so vun unse Slag Lüd!"

Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung.*)

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

I.

Der europäische Verkehr war bis zum Ausgang des Mittelalters nur auf den Privatweg, soweit er Briefe betraf, auf die Gefälligkeitsbeförderung durch Reiter oder Fußboten der großen Handelshäuser usw., soweit er Güter und Personen anging, auf den guten Willen und die Spekulation der Fuhrunternehmer in den verschiedenen Ortschaften der Gaue oder auf die Gefälligkeit fahrender

*) Quellen: Außer persönlichen Mitteilungen von Friedrichsen-Itzehoe, H. Brandt, weil. Itzehoe und eigenen Beobachtungen folgende Schriften: „Itzehoer Wochenblatt." — M. Jansen: „Poleographie der cimbrischen Halbinsel" und „Uwe Jens Lornsen." — A. C. H. Niemann: „Schlesw.-Holst. Prov.-Ber." — Joh. v. Schröder: „Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig." — Karl Böhme-Itzehoe: „Die Stadt Itzehoe und ihre Post."

Digitized by Google

Hausierer angewiesen. Und so unsicher war dieser Verkehr, daß selbst in einer verhältnismäßig recht späten Zeit — noch zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — jeder, der auch nur eine kurze Reise über Land zu machen hatte, vorher das Abendmahl und einen vollständig ernst zu nehmenden Abschied fürs Leben von den Seinen nahm, in deren Hände er sein Testament niederlegte. Kehrte er aber zurück, so galt das als eine besondere Errettung aus Lebensgefahr, infolge deren nicht selten recht bedeutende Schenkungen und Stiftungen gemacht wurden, um so Gott Dank für seinen Schutz zu erstatten, wie das in dieser Weise in der Auffassung der damaligen Zeit begründet lag. Auch wurden wohl von solchen, die sich dazu befähigt hielten, besonders von Pastoren, aus Anlaß solcher, selbst verhältnismäßig kleiner Reisen ganze, oft umfangreiche Reiseberichte angefertigt und der Familienchronik oder den Kirchenbüchern zum „ewigen Verbleib" angeheftet. Aus solchen Reisebeschreibungen, von denen ich selbst in meiner Jugend einige gesehen habe, erfährt man, wie umständlich und gefährlich das Reisen noch vor hundert und weniger Jahren war, und doch gab es zu dieser Zeit auch bei uns schon ein ziemlich regelmäßiges Postwesen.

Ich sagte oben: die Länder Europas kannten einen staatlich organisierten oder auch nur unter staatlichen Schutz gestellten Verkehr bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nicht, und Dänemark, das seinen Handelsverkehr bis dahin größtenteils zu Wasser hatte, richtete gar erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts seine erste Post ein. So kam es denn, daß auch Schleswig-Holstein, das unter dänischer Verwaltung stand, bis zu dieser Zeit an der allgemeinen Mangelhaftigkeit und Unsicherheit des Verkehrs großen Anteil hatte. Denn bestanden hier auch an einzelnen Orten, z. B. in Itzehoe und Neumünster, größere Frachtfuhr-Unternehmungen, so waren doch alle Wege, vorzugsweise die Hauptlandstraßen, derartig unsicher, daß von einer einigermaßen sicheren und regelmäßigen Beförderung in keiner Weise die Rede sein konnte. Und waren es bei uns auch nicht gerade, wie im übrigen Deutschland, die letzten Reste des einst so blühenden Raubrittertums, die dort auf allen Landstraßen Gut und Leben bedrohten, so existierte doch auch hier ein Wegelagererwesen, das sich infolge der in unsern Landen so häufig geführten Kriege, die immer ein recht großes Kontingent an Marodeuren usw. stellten, recht lange einer ganz besonderen Blüte erfreute. Zudem gab es hier außer der alten großen Heerstraße von Ripen über Flensburg, Rendsburg, Heide und Itzehoe nach Hamburg, die noch eine Abzweigung über Neumünster nach Lübeck hatte, fast gar keine regelmäßigen Wege, so daß eine Verbindung der einzelnen Ortschaften unter sich mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft war. Denn gerade dieser Mangel an Wegen bot dem Raub- und Strauchdiebwesen günstige Bedingungen zu seiner Entwickelung.

So konnte es für eine allgemeine Verbesserung des Verkehrs auch nicht viel bedeuten, daß zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von Kopenhagen aus eine Post eröffnet wurde; denn da man nicht zugleich eine Anlage von guten Straßen und energische Bekämpfung des Straßenraubes unternahm, so waren auch die Beförderungen mittels königlicher Postreuter und Postwagen nichts weniger als sicher. Ja, die allgemeine Verkehrsmisère blieb noch auf lange Zeit auch in Schleswig-Holstein bestehen und ließ Handel und Wandel nicht zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen. — Wie es dann allmählich besser und besser geworden ist, bis wir zu der heutigen hohen Entwickelung unseres ja nun nicht mehr speziell schleswig-holsteinischen Verkehrswesens gelangt sind, das sollen diese Zeilen, soweit das bei den etwas dürftigen positiven Nachrichten der Quellen, aus denen geschöpft werden konnte, möglich ist, veranschaulichen.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten über dänisches und schleswig-holsteinisches

Digitized by Google

Postwesen geben uns zwei Verordnungen des Königs Christian IV. von Dänemark vom Jahre 1624. Aus diesen beiden Verordnungen geht hervor, daß in dem genannten Jahre in Dänemark und den beiden Herzogtümern Schleswig und Holstein 36 Poststationen und 7 Postrouten bestanden, von welchen eine der wichtigsten unzweifelhaft diejenige zwischen Kopenhagen und Hamburg über Middelfart und Kolding gewesen ist. Später wurde von Friedrich III. eine ebensolche, und zwar, wie es auch die obige gewesen sein wird, reitende Briefpost von Kopenhagen über Assens nach Hamburg und zurück eingerichtet, welche eine so große Schnelligkeit entwickelte, daß sie den ganzen Weg zwischen den genannten beiden Hauptorten in dreimal 24 Stunden zurücklegte. Wie groß die Sicherheit oder Unsicherheit der mit diesen Posten beförderten Sachen war, das läßt sich aus den dürftigen zeitgenössischen Nachrichten nicht ersehen, wie denn auch eine weitere Entwickelung des Beförderungswesens bis zur Regierungszeit Christians V. nicht erfolgt zu sein scheint, da sich in meinen Quellen nirgends Andeutungen über einschlägige Verordnungen oder dergleichen vorfinden.

Der zuletzt genannte Regent aber machte sich um den Ausbau der postalischen Einrichtungen in unseren Landen wieder sehr verdient, indem er unterm 25. Dezember 1694 eine Postordnung erließ, durch welche, wie es im Eingang derselben heißt, „das bereits in gute Ordnung und Richtigkeit gebrachte Postwesen in den beiden Reichen Dänemark und Norwegen, wie auch in den Fürstentümern Schleswig und Holstein eine desto bessere Unterhaltung erfahren" solle. Durch diese Postordnung wurde die Beförderung von Briefen zum Postregal (zur alleinigen Berechtigung und Verpflichtung) in dem noch heute bei uns bestehenden Umfange erhoben, und hinsichtlich der sonstigen Benutzung der Posten wurde bestimmt, daß mit den reitenden Posten außer gewöhnlichen Briefen nur Pakete im Gewicht bis zu 50 Lot, mit den fahrenden Posten Geld, Güter und Personen, Briefe dagegen nur, soweit sie zu den Paketen und Waren gehörten oder von der oberen Postbehörde abgesandt waren, befördert werden sollten. Durch diese erste eigentliche Postordnung, die außer dem dänischen und norwegischen, wie oben bemerkt, auch das schleswig-holsteinische Postwesen regelte, wurde der ganzen, schon bestehenden Einrichtung eigentlich so recht erst der amtliche Charakter verliehen, während die bis dahin gültige Ordnung noch vielfach den Charakter eines Privatabkommens zwischen Regierung und Fuhrmann oder Reuter einerseits und Publikum und letzteren andererseits trug, wobei denn auf allen drei Seiten möglichst viel „gemogelt" wurde. Durch die Postordnung von 1694 wurde das Rechtsverhältnis zwischen Post und Publikum bei Benutzung der Posten genau festgesetzt; die Vorrechte der Posten, die Rechte und Pflichten der Postamtsvorsteher und die Handhabung des Dienstes bei den Postanstalten, sowie die Abgangs- und Beförderungszeiten der Hauptposten wurden genau reglementarisch normiert, und der auf den einzelnen Routen eingerichtete Sicherheitsdienst war in den Fahrreglements angegeben. Was aber außer allen diesen vorteilhaften Neuerungen für die weitere Entwickelung des Postwesens und die Förderung des Verkehrs von ganz besonderer Bedeutung war, das waren die beiden Umstände, daß die genannte Regierung im ganzen Lande zunächst reitende Polizeigendarmen, die sog. „Landreuter," stationierte und dadurch das Raub- und Plünderungswesen recht verminderte, und daß man infolgedessen, da auch zugleich eine Verbesserung und Vermehrung der Wege vorgenommen wurde, daranging, zahlreiche Nebenposten zu errichten. Und so finden wir denn in dem folgenden Jahre bereits eine wöchentlich zweimal „gehende" Botenpost zwischen Itzehoe und Glückstadt und eine ebensolche zwischen Glückstadt und Hamburg, gewiß ein gutes Zeugnis für die Wirksamkeit der Landreuter; denn gerade diese beiden

Digitized by Google

Strecken, sowohl die Itzehoe-Glückstädter als auch die Glückstadt-Hamburger, waren von jeher wegen ihrer großen Unsicherheit übel beleumundet, da nämlich auf diesen Strecken das Schmugglerwesen in üppiger Blüte stand und mehrere berüchtigte „Herbergen" oder „Krüge" an denselben lagen. In diesem Jahre aber wurde von Kopenhagen nach Hamburg die reitende Post bereits zweimal und die inzwischen eingerichtete fahrende einmal wöchentlich expediert, welche Erweiterung der bis dahin bestehenden einmaligen Reiterpost als eine ganz besondere Wohlthat empfunden wurde.

Endlich enthielt diese Postordnung einen besonderen Paragraphen, in dem die Taxen des Brief- und Paketportos sowie des Fahrgeldes für Personen auf den größeren Postkursen festgesetzt waren. Es kosteten nach diesem Tarif z. B. ein einfacher Brief im Gewicht von 1 Lot von Itzehoe nach Elmshorn, Rendsburg, Hamburg und Altona 2 Schilling lübsch Kurant = 15 Pfg., nach Kiel, Schleswig, Flensburg und Apenrade 3 Sch., nach Preetz 4 Sch., nach Kopenhagen 6 Sch., und jedes Pfund eines gewöhnlichen Pakets von Itzehoe nach Kopenhagen 4³/₄ Sch. Ein Fahrschein für eine Person (ohne Gepäck, welches besonders berechnet wurde) von Kopenhagen nach Itzehoe kostete im Sommer 11 Reichsthaler 40 Schillinge, im Winter 13 Reichsthaler 32 Schillinge (dänisches Reichsbankgeld), was nach unserem heutigen Gelde etwa 25 und 30 ℳ ausmacht.

Im Jahre 1714 wurden vom König Friedrich IV. abermals verschiedene neue Posten eingerichtet, u. a. eine fahrende Post von Hamburg über Itzehoe nach Flensburg, eine von Hamburg über Itzehoe nach Rendsburg, eine von Hamburg über Itzehoe nach Heide, Friedrichstadt und Tönning und eine von Hamburg über Itzehoe nach Meldorf. Man ersieht hieraus, daß schon damals die Stadt Itzehoe ein Hauptverkehrspunkt in unserem Lande war, nicht weil dieser Ort schon damals etwa eine größere Handelsbedeutung gehabt hätte, oder als die einstige Residenz der Schauenburger noch immer gewohnheitsmäßig als eine Art Mittelpunkt des Landes betrachtet wurde, sondern weil über diesen Ort die von alters her bestehende sog. „alte Heerstraße" führte, auf der auch aller größere Privatverkehr bis dahin stattgefunden hatte.

In der die Einrichtung dieser Posten betreffenden Verordnung vom 25. August 1714 wurde bestimmt, daß 6 Stunden vor und 6 Stunden nach Abgang der Posten die Frachtwagen, wie solche von Fuhrleuten in Heide, Itzehoe und Neumünster usw. an jedem Tage der Woche mit Handels- und sonstigen Gütern expediert wurden (so daß mancher dieser Unternehmer oft 30 bis 40 Wagen unterwegs hatte), keine Passagiere, „welche das Postgeld bezahlen konnten," mitnehmen sollten. Weiter bestimmte diese Postordnung, daß es weder den Frachtfuhrleuten noch den übrigen Privatfuhrleuten gestattet sein solle, außer zur Zeit des Kieler Umschlags an den Posttagen Passagiere nach solchen Orten zu fahren, welche diese noch an demselben Tage mit der Post erreichen konnten. War aber die Post besetzt und wollte ein Reisender nicht bis zur nächsten Post warten, so „war es ihm gestattet," auch schon vor deren Abgang sich für seine Person Privatfuhrwerk zu mieten. Ebenso war es den Reisenden „gestattet," in solchem Falle die Wagen der Fuhrrollen-Unternehmer für ihre Person zu benutzen.

Solche Fuhrrollen, d. h. mit besonderen Schutz- und Rechtsbriefen ausgerüstete Fuhrunternehmungen, bestanden in den Hauptverkehrsorten meistens mehrere neben den Staatsposten, und sie hatten, wenn es von der Postverwaltung verlangt wurde, die Personen- und Gepäckbeförderung neben den staatlichen Posten und für diese zu vermitteln. Durch eine königliche Verordnung vom 27. August 1717 wurde den „Rollfuhrleuten" besonders anbefohlen, den Staatsposten auf Erfordern Vorspann zu leisten und die bei den regelmäßigen Posten befindlichen

Digitized by Google

Beiwagen rechtzeitig fortzuschaffen. Im ganzen waren sie bezüglich ihres Fuhrgeschäfts der Aufsicht und dem Befehl des Ortspostmeisters unterstellt, und dieser hatte besonders darauf zu achten, daß sie gute Pferde hielten und daß die Ordnung im Betriebe gewahrt blieb. — Ob die eigentlichen Frachtfuhrleute, die, wie schon oben bemerkt, ihr Geschäft an verschiedenen Orten des Landes recht im großen trieben und wohl von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Eröffnung des Eisenbahnverkehrs den Güter- und Warenverkehr in weiterem Umkreise, soweit er nicht auf dem See- und Flußwege sich bewegte, in Händen hatten, alle im Besitz von Fuhrrollen sein mußten, habe ich nicht ermitteln können. Ich habe aber Ursache, eine solche Verpflichtung für sie zu bezweifeln; denn sonst, scheint mir, hätten auch solche Handelsherren, die es vorzogen, ihr oft ebenfalls recht umfangreiches Fuhrwesen auf eigene Kosten zu betreiben, anstatt mit den Frachtfuhr-Unternehmern zu kontrahieren, einer Fuhrrolle unterstellt sein müssen, insofern sie ja doch auch Fuhrunternehmer, wenn freilich in etwas beschränkterem Sinne, waren. Daß aber für diese jedenfalls keine Fuhrrollenpflicht bestand, ist mir von Kaufleuten und alten Fuhrknechten, die seinerzeit noch im Dienst solcher fuhrunternehmenden Handelsherren z. B. in Heide und in Flensburg gestanden, ganz bestimmt versichert worden. Weiter aber muß ich eine allgemeine Fuhrrollenpflicht für die Frachtfuhrleute deshalb für unwahrscheinlich halten, weil gerade von den Frachtfuhrknechten — z. T. im Auftrage ihrer Herren, z. T. für eigene Rechnung — ein so schwunghafter und die verwegensten Unternehmungen nicht scheuender Schmuggel betrieben wurde, und es erscheint mir ganz unmöglich, daß der Fuhrunternehmer, dem bei dem geringsten Verdacht die „Rolle" würde entzogen sein, eine so gute Existenz, wie die eines Frachtfuhr-Unternehmers zu jener Zeit war, um des gefahrvollen Paschens oder Schmuggelns willen aufs Spiel gesetzt haben könnte. Wie schwunghaft und mit welcher Frechheit dieser Schmuggel übrigens noch in der ersten Hälfte bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von den fuhrhaltenden Handlungshäusern und den Frachtfuhr-Unternehmern betrieben wurde, davon habe ich in meiner Jugend, die ich nahe dem Ostseestrande Lübeck gegenüber verlebt habe, manches teils wüste, teils nicht einer gewissen Komik entbehrende Beispiel erlebt. Dasselbe bewiesen auch die oft in ernste Schlachten ausartenden Reibereien zwischen den Schmugglern und Zollbeamten, wie sie zu den fast täglichen Erscheinungen jener Zeit an den Landesgrenzen und auf den großen Landstraßen unseres Ländchens, vorzüglich in der Gegend des Krruges und der Hauptzollstation „Ochsenzoll" zwischen Oldesloe und Hamburg gehörten.

Und da nun einmal vom Schmuggel hier die Rede ist, so mag denn gleich erwähnt sein, daß gerade dieser mit seiner ganzen Gefolgschaft von Hehlern, Helfershelfern und all dem Gesindel, das ihm anhing und von ihm erzeugt wurde, mit all seinen Kämpfen, Buschkleppereien u. dgl. die Landstraßen an unseren Grenzen bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein selbst am hellen Tage so unsicher machte, daß auch der Postverkehr nicht nur, sondern überhaupt jeder Verkehr auf großen Strecken aufs äußerste gefährdet war. Ja, Schreiber dieses Beitrags kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß sogar der wandernde Handwerksgeselle es gern vermied, die Straße z. B. über den „Ochsenzoll" zu passieren; er folgte gutem Rat in dieser Beziehung und ging bei seinem Auszug in die Fremde im Jahre 1859 anstatt über Segeberg und Oldesloe, wie polizeilich den Handwerksburschen vorgeschrieben wurde, lieber von Neustadt über Lübeck nach Hamburg. Diese Abweichung von der Route trug ihm allerdings die Unannehmlichkeit ein, daß er bei seinem Eintritt in das Weichbild der „freien und Hansestadt" Lübeck auf der Brücke von einem in einem Bretterhäuschen sitzenden Polizisten angerufen, sein Paß visitiert und er, weil er „routenflüchtig"

Digitized by Google

war, einem anderen Polizisten übergeben und von diesem durch die „freie Stadt" und zum nächsten Thore hinausgeleitet wurde. Aber glücklicherweise traf er dann gleich nach seiner Ausweisung auf der Chaussee nach Oldesloe mit einem wandernden, schon gewitzigteren Tischlergesellen zusammen, welcher, als der so schändlich um den Aufenthalt in Lübeck Betrogene ihm sein Unglück erzählt hatte, riet, sich einfach mit einem Boot über die Trave nach Lübeck zurückbringen zu lassen. Dort könne er dann so lange bleiben, wie er wolle, ohne von der Polizei belästigt zu werden; er müsse sich dann freilich bei seiner Abreise wieder übersetzen lassen, um nicht abermals der Thor- oder Brückenpolizei in die Hände zu fallen. Nun, der Rat des so kundigen Wanderers wurde treulich befolgt, und drei schöne Tage und lustige Nächte in der zu ihrer Sicherheit so gut überwachten Hansestadt wurden dem gelehrigen „Grünen" zum „Lohn für seine Treue." —

Doch dies alles nur nebenbei, gehört es doch nicht eigentlich zu dem Gegenstande, der hier zur Behandlung steht, wenngleich auch der Privat-Fußverkehr immerhin mit zum „Verkehr" gehörte und noch gehört, und weil jene Paß- und Polizeiplackereien auch wahrlich nicht nur ihn betrafen, sondern allen Verkehr oft erschwerten. Eine strenge Handhabung des Polizeiwesens war bei der oben geschilderten Unsicherheit gewiß sehr notwendig, aber, wie das immer ist, wo der Hülfsorgane so viele sind: wird auf der einen Seite einem Übel abgeholfen, so stellt sich auf der anderen Seite ein neues dafür ein, und es wird sich bei Reformen im öffentlichen Leben immer nur darum handeln können, zwischen zwei Übeln das kleinere zu wählen, um unter seiner Herrschaft das größere zu beseitigen. So war es auch hier: so berechtigt auch die Klage über jene Plackereien war, — letztere waren doch ein außerordentlich wirksames Mittel, der Vagabondage und was damit zusammenhing, einigermaßen das Leben sauer zu machen, wenn auch, wie ebenfalls aus dem Mitgeteilten zu ersehen, leicht Mittel und Wege gefunden wurden, um der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. Um so leichter war dies möglich, als ihre Wächter damals meistens nicht gerade zu den Überschlauen gehörten, da sie aus Gründen der Billigkeit größtenteils aus Kreisen rekrutiert wurden, die zu allem anderen eher als zum wirklichen Sicherheitsdienst berufen erscheinen mußten. Aber was an Schlauheit und Einsicht mangelte, das mußten Grobheit und Chikane ersetzen.

Ein für den Güter-, Vieh- und Warenverkehr sehr wichtiges Ereignis war die im Jahre 1784 erfolgte Eröffnung des im Jahre 1777 im Bau begonnenen alten schleswig-holsteinischen Kanals, des sog. Eiderkanals. Es hatte zwar viele Streitigkeiten und Plackereien sowohl vor seinem Bau als auch während desselben gegeben, und auch jetzt noch waren die Ansichten über seine Berechtigung, seine Nützlichkeit und seine Rentabilität sehr verschieden. Denn während man auf der einen Seite fast zu sanguinisch in seinen Hoffnungen und Wahrscheinlichkeitsberechnungen war, erging man sich auf der anderen Seite in so ungeheuerlichen Befürchtungen oder Verbesserungsvorschlägen, daß es z. B. sogar von einer Seite allen Ernstes ins Auge gefaßt wurde, ob es nicht thunlich sein würde, um das doch höchst wahrscheinliche Zufrieren des Kanals im Winter zu verhindern, denselben von den Seiten seines Bettes aus zu heizen und so das Wasser stets auf der nötigen Temperaturhöhe zu halten, die sich ja dann bis in den Spiegel hinauf demselben mitteilen würde. Ja, es wurden sogar technische Vorschläge zur Lösung dieses Problems gemacht. Aber es zeigte sich doch bald, daß alle Zweifler im Unrecht waren; denn der Verkehr auf dem Kanal vom Süden her wurde in kurzer Zeit ein so großer, wie er nie erhofft worden war. Vorzugsweise die Lübecker Handelshäuser und Reeder schlugen, sofern nicht der weitere Seeweg gegeben war, alsbald für ihren Verkehr nach dem Westen und Norden den neuen

Digitized by Google

Wasserweg ein, selbst da, wo sie bisher meistens den Landweg benutzt hatten. Auch viele Hamburger Häuser benutzten ihn, und der Verkehr vom Norden nach dem Süden, der gleichfalls bisher den alten Weg über Rendsburg-Neumünster genommen hatte, gab diesen ebenfalls vielfach zu gunsten des neuen, billigeren Weges auf, so daß er von Rendsburg an diesen anstatt des früheren Weges benutzte. So war denn mit diesem Unternehmen seitens des Staates für den Frachtverkehr ein bedeutender Fortschritt gemacht, und bald waren es nur die großen Frachtfuhr-Unternehmer, die scheel dazu sahen, wenn im Laufe der Jahre manche Verbesserungen des neuen Wasserweges geschaffen wurden, bis später die Eisenbahnen ihn wieder teilweise ablösten.

Heimkehr.

Blühende Heide — dich liebt' ich schon, eh' ich noch Leiden kannte,
Nun lieb' ich dich so wie der Träume Land,
In das ich wand're mit müden Füßen;
Der Weg war hart und meine Seele matt.

Weit wölbt der Himmel sich in lichter Bläue,
Dein Blütenschimmer deckt das braune Land,
Du bettest sanft mein müdes Haupt zur Ruhe,
Der Heimat Meeresluft umfängt mich lind;
Leis' kühlt der Westwind meine heiße Stirne,
Und Lerchen singen hoch in blauer Luft.

Die Augen schließe ich und höre träumend
Die Stimmen derer, die einst jung mit mir
Der Heimat Pfade gingen; wo sind sie geblieben?
In weiter Welt zerstreuet wandern sie,
Und nur im Traumland finden wir uns wieder.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

1. Morbek und Mohrkirchen.

Der Morbek fließt an der Grenze zwischen der Flensburger Gemarkung und Clusries. Soweit bekannt, wird zum erstenmal im Flensburger Stadtrecht vom Jahre 1284 des Wässerleins, das weder auf der Generalstabskarte noch auf dem Meßtischblatt einen Namen trägt, Erwähnung gethan. Hier heißt es wörtlich: ... innæn bymark, swo sum fra by til Brunzwes oc af by til Marthbæk af ien wæghæn ... Zum andernmal sehen wir des Baches gedacht in einem plattdeutsch abgefaßten Dokumente vom 10. März 1448, zufolge dessen Herzog Adolf zu Schleswig das Wasser des Flüßchens aufdämmte und die Hälfte des Morbef der Stadt Flensburg gegen Erstattung der Eindämmungsarbeit überließ. Hier heißt das Wässerlein Mordbek. Reichlich hundert Jahre später findet sich sein Name wiederholt in zwei Urkunden, datiert 16. März und 21. März 1558. Erstere betrifft die erneute Feststellung der Grenzscheiden Flensburgs, letztere die Überlassung eines Holms und einer Wiese „bi dem Morbecke dick" an den Bürgermeister Andreas Schriver. In der am 16. März ausgestellten Urkunde heißt der Bach Moehrbek und Moerbeck. Die ältesten Schreibweisen des Namens sind also Marthbæk, Mordbek und Moerbeck. Schröder hat in seiner Topographie Maasbek, auf Traps Karte über die Stadtländereien Flensburgs vom Jahre 1863 findet sich Mussbek, und auf einer von Kok erwähnten Karte vom Jahre 1861 soll Mossbek stehen. Daß das Substantiv Marth in Ortsnamen vielfach zu Mor, Mos, Mus und Maas wird, erhellt aus einer ganzen Reihe von Beispielen, die sich aus Urkunden aufstellen läßt. Diese Thatsache zeigt zugleich, wie schwierig es mit der Erklärung der mit Mor, Mos, Maas und Mus zusammengesetzten Ortsnamen bestellt ist.

Digitized by Google

Ist gar die alte Schreibweise unbekannt, so wird der Erfolg einer Deutung in den allermeisten Fällen sehr zweifelhaft sein.

Was nun unseren Grenzbach anlangt, so sind wir so glücklich, in der Form Marthbæk eine alte Schreibung vor uns zu haben. Daß der Name eines fließenden Wassers mit einer Person in Verbindung gesetzt werde, dürfte ausgeschlossen sein. Die Deutung der Silbe Marth als Personenname — altdän. Marth, altnord. Mörðr usw., der Name ist in Urkunden des 14. bis 16. Jahrhunderts nicht selten — lassen wir also in diesem Falle beiseite. Das altdänische Marth bedeutet Marder. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß der Bach dem häufigen Auftreten dieses Raubtieres an seinen Ufern den Namen dankte. Das Wort hat indes noch eine andere Bedeutung. Mit Marth bezeichnete man einen dichten Wald oder niedriges mit Wald bedecktes Land. In diesem Sinne kommt das Wort nachweislich in einer ganzen Reihe von Ortsnamen des Nordens vor. Vielleicht wäre unser nördliches Grenzwasser also als im dichten Walde fließender Bach anzusprechen.

In Angeln begegnen wir dem ansehnlichen Hofe Mohrkirchen. Das Vorkommen eines Amtes, später einer Harde Mohrkirch bezeugt, daß der Ort Mohrkirch ehemals in weitem Umkreise Bedeutung gehabt hat. Ursprünglich adeliges Besitztum des berühmten Geschlechts Leembek, gelangte der Hof 1391 in die Hände des Antonius-Ordens. Im diesbezüglichen Schötebrief ist vom „hof to Moerker" die Rede. Es wurde dann in ein Kloster des nämlichen Ordens verwandelt, dessen Name häufig in Urkunden vorkommt. In Seidelin, Dipl. Flensb. findet er sich in folgenden Fassungen: 1480, 1486 und 1490 Morker, 1487 und 1493 Mordker, 1512 Mordkyer, 1523 Morkar und 1544 Moerkerk oder Morkerk. Daß wir in der letzten Silbe das altdänische kyer vor uns haben, unterliegt keinem Zweifel. Dieses Wort hatte die Bedeutung eines tief gelegenen, mit vorwiegend niedrigem Holze bestandenen Stückes Landes. Der Inhalt des neudänischen Kjær (Sumpf) deckt sich also nicht damit, daß der „hof to Moerker" auf niedrigem Lande lag, ist erwiesen. Der Ort, wo das Kloster stand, war unmittelbar westlich von der heutigen Stammparzelle Mohrkirchen, in einer von einem Bache durchflossenen Niederung. Es erübrigt, die Bedeutung der ersten Silbe zu klären. Vergegenwärtigen wir uns die Schreibweise des Namens Morbet, so werden wir unschwer die ursprüngliche Fassung des Namens Mohrkirch bestimmen können. Eine ältere Schreibweise als die vorhandene würde uns unzweifelhaft auf Marthkyär zurückführen. — Man gestatte eine Einschaltung! Es haben sich Ausleger gefunden, die den Namen einfach als Mordsumpf in der Bedeutung arger Sumpf nahmen. Wer mit dem Dänischen nur einigermaßen vertraut ist, weiß, daß eine solche Deutung durchaus ausgeschlossen ist. — Hieß der Hof ursprünglich Marthkyär, so fragt es sich, was unter marth zu begreifen ist. Die dänische Herrschaft wandelte den Namen in Maarkjär um; sie gab damit zu verstehen, daß sie in dem Substantiv marth den Sinn des neudänischen maar, d. h. Marder, gefunden hatte. Diese Deutung ist natürlich nicht ausgeschlossen. Das heutige maar führt nämlich auf das altnordische mörðr, Genitiv mardar, zurück, altdänisch marth, womit auch der im Mittelalter nicht selten vorkommende Personenname Marth, Maarth, Mord im Zusammenhange steht. Wie wir bei dem Namen Morbek sahen, bleibt dem Substantiv Marth noch eine dritte Bedeutung: dichter Wald oder niedriges mit Wald bedecktes Land. Fassen wir marth als Marder, so würde sich als Sinn ergeben: eine tiefgelegene, mit niedrigem Holze bestandene Strecke Landes, die vielen Mardern als Wohnstätte diente. Sehen wir in Marth einen Personennamen, so hätten wir in dem Namen Mohrkirch einen niedrigen, mit Unterholz bewachsenen Landstreifen zu suchen, auf welchem sich vielleicht als erster ein Mann Namens Marth ansiedelte. Nehmen wir endlich den letzten Begriff, so wäre das Ergebnis: ein tiefliegendes, mit dichtem niedrigem Holze bestandenes Stück Land. Es dürfte schwer sein, zu sagen, welche Auslegung die richtige ist.

II. Husby.

Dem Ortsnamen Husby begegnen wir in ganz Schleswig-Holstein nur einmal. Das hin und wieder damit zusammengestellte Hüsby bei Schleswig hat mit Husby nichts gemein. In einer oft citierten Urkunde Knuts VI. von 1196 heißt der Ort nach Hasse (Regg. und Urkd. I) Huswbu, — in seinem Register identifiziert es der frühere Kieler Professor irrtümlich mit Husby bei Flensburg —, nach Langebek (S. R. D. VII) Husabu, nach Stemann (Zur Gesch. des Rudeklosters, Slesv. Prov. N. R. III, 1862) Hustebu und nach Suhm (Dann. Hist. VIII, 704) Huscobü. Der letzten Lesart treten Trap und Kok bei. Ich schließe mich ihnen um so lieber an, einmal, weil ich in Hasse infolge seiner thatsächlichen zahlreichen Unachtsamkeiten kein Vertrauen setze, zweitens, weil das heutige Hüsby aus Huswbu kaum entstanden sein kann, und endlich, weil der betreffende Ort, soweit die Geschichte meldet, niemals die Bedeutung eines Huseby — s. nachfolgend — gehabt hat. Stellt aber Huscobü die ursprüngliche Schreibweise dar, so ist der Name wie folgt zu

Digitized by Google

erklären. Hu, ho ist eine Verkürzung des altdänischen hogh, d. h. Hochliegendes; seo ist eine Abschleifung von seow = Wald. Das Ganze würde also hochgelegenes Walddorf bedeuten. In der That liegt der Ort 50 m über Normal-Null und ragt so beträchtlich über seine Umgebung empor. Eine Stütze erhält diese Auslegung durch das in unmittelbarer Nähe gelegene Schuby, das seinen Namen seiner ehemaligen Lage im Walde dankt. — Nehmen wir also Hüsby aus, so bleibt für unsere Provinz nur das eine Husby zurück. Häufiger begegnet man dem Namen in Dänemark. So giebt es in Jütland bei Thisted und Ringkjöbing ein Husby, auf Fühnen bei Assens und auf Seeland bei Frederiksborg ein Husby; öfter noch treffen wir den Namen in Schweden und Norwegen an. Unser Husby tritt uns bereits in Waldemars Grundbuch vom Jahre 1232 entgegen in dem Namen Husbyhæreth (Husbyharde). Hier heißt es von der Wies- und Husbyharde, daß sie außer Zoll (von Flensburg, welches an der Grenze beider Harden lag) 60 Mark reines Silber zu zahlen hätten. — Was unter Husby ursprünglich verstanden worden ist, darüber giebt uns der berühmte dänische Historiker Johs. Steenstrup auf grund einer ganzen Reihe von Urkunden befriedigenden und zuverlässigen Aufschluß. Ich setze das Hauptsächliche nach seiner Darlegung in „Studier over Kong Valdemars Jordebog" (S. 20 ff.) her. Unter Husebу verstand man in der alten Sprache große Höfe, auf denen ein mächtiger königlicher oder bischöflicher Lehnsherr residierte. Die Husebу gehören zu den ältesten bekannten Besitztümern des Landes und finden sich in allen nordischen Reichen. Im Altertum bildeten sie höchst wahrscheinlich den Mittelpunkt der Harden und Kirchspiele. Einige haben darnach den Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Das eigentlich Bezeichnende besteht darin, daß sie den Hauptsitz eines mächtigen Herrn, seinen Amtssitz ausmachten. So verschenkt Mads Ketilmandsen, Hövedsmand in Finnland »curiam meam husaby«, so verpfändet König Magnus »omnes et singulas exactiones in tyarpahundære nec non curiam nostram ibidem dictam Husaby« . . . Ein Schreiben, das der Bischof Hartwig Junl von Ripen 1496 auf seinem Hofe Husby in der Husbyharde ausfertigt, datiert er »in dote Husby«. Husby war also Bischofssitz oder ein Sitz für die Beamten des Bischofs. Man vergl. dos ecclesiae-Pastorat. Einar Tambeskälver hatte seinen Hauptsitz auf dem Hofe Husabær. Husabyr in Heinafylke war Königssitz, und König Hakon Hakonsen ließ dort einen Bankettsaal einrichten usw. Aus einem Schriftstück vom 6. Oktober 1233 (Hasse, Regg. und Urk. I, 509) erhellt, daß nach alter Gewohnheit dem Könige innerhalb der Diözese Ripen auf seinen Höfen »que huseby dicuntur« die geistliche Jurisdiktion zustand, während der Bischof auf den seinigen die Dreimarksgerichtsbarkeit mit Ausnahme des Aufgebots besaß. — In dem Worte hus liegt ursprünglich die Bedeutung Schlupfwinkel, Versteck. Man vergl. die Bedeutung des dänischen Verbs »huse« damit. Später wurde es der Name für eine Burg, Veste. Man denke an Riehus, das im Jahre 1431 zerstörte Schloß, 1393: tho deme Nigenhuze (Schl.-H.-L. Urk. II, 372), au Koldinghus, Hadersleyhus" u. a. Zum Beweis, daß der Name hus die Bedeutung eines Amtssitzes hatte, könnte man vielleicht auch den Umstand anführen, daß ein Feld der Gemarkung Sörup vor Jahren (ob noch heute?) den Namen »Husstej« führte, weil hier bis zum Jahre 1822 das Pastorat lag.

III. Kielseng.

Der verstorbene Justizrat Dr. A. Wolff, welcher in dem ersten und letzten Hefte der Zeitschrift „Aus Flensburgs Vorzeit" eine Abhandlung über die Geschichte von Kielseng und dessen Beziehungen zu Flensburg veröffentlichte, läßt sich über die Bedeutung des Namens Kielseng folgendermaßen aus: „Der statt Kielseng häufig auch vorkommenden Form Kiels-Enge liegt vermutlich die Meinung zu Grunde, daß es die daselbst beginnende Verengung des nach der Stadt sich keilförmig hineinziehenden Binnenhafens sei, welche die Benennung veranlaßt habe; eine Etymologie, die schon deswegen als eine irrige betrachtet werden muß, weil jene dem Fahrwasser eigentümliche Beschaffenheit nur für den Hafen selbst, nicht aber für das benachbarte Landgut eine bedeutsame, im Verhältnis zu diesem vielmehr ein ganz gleichgültiger Umstand ist. Viel wahrscheinlicher ist es, daß, wie fast alle Ortsnamen der Umgegend, so auch das Wort Kielseng dänischen Ursprungs ist, das Gut nämlich der quellreichen Wiese (Kildeseng), die noch heute den dortigen Gartengrund bildet, seinen Namen zu danken hat. Die an sich allerdings denkbare Möglichkeit, daß die Silbe „Kiel" durch Korruption aus „Ketel" (Kjeld, Keld) entstanden und von dem Namen des ersten bekannten Besitzers Junge Ketel oder eines seiner Vorfahren abgeleitet sei, scheint dadurch ausgeschlossen, daß wenigstens für das Gut als solches die Benennung „Kielseng" erst im 17. Jahrhundert gebräuchlich geworden ist, nicht aber bis in die Lebenszeit des genannten Besitzers zurückgeht."

Urkundlich tritt der Name zum erstenmal 1626 auf. In einem Magistratsprotokoll aus dem genannten Jahre wird „der Mann zu Keelß-Enge" mit aufgeführt. Offiziell

Digitized by Google

anerkannt wurde der Name erst 1700, da es in einer dem damaligen Besitzer erteilten Konfirmation heißt: „das kleine Gut, mit Hölzung, jetzo Kielsenge genannt." — Ich werde mir gestatten, auf die obigen Etymologieen der Reihe nach einzugehen. Daß ein Zusammenhang mit dem deutschen Enge ausgeschlossen ist, bedarf keiner Darlegung; im anderen Falle müßten anloge Zusammensetzungen sich aufweisen lassen. Die Stammsilbe ist unzweifelhaft das dänische Eng, die gewöhnliche Bezeichnung für Wiesengrund. Es handelt sich lediglich um die Bedeutung der ersten Silbe, bezüglich welcher drei Auslegungen möglich erscheinen. Einmal könnte in dem Kiel das im ganzen Norden häufig auftretende altnordische kill in der Bedeutung eines keilförmigen Teiles entweder des Meeres oder des festen Landes gesucht werden. Wie aus der Egils Saga (29) ersichtlich, bedienten sich schon die Wikinger des Wortes, besonders um eine schmale, tief ins Land schneidende Bucht damit zu bezeichnen. Dieselbe Bedeutung hat das Wort nach J. Aasen im Norwegischen noch heute. Was Wolff gegen die Annahme dieses Sinnes vorbringt, scheint mir nicht stichhaltig zu sein, da gerade die Verengung unseres Hafens und eine daraus resultierende Keilgestalt bei Kielseng anhebt. Doch ist die Auslegung wahrscheinlich aus sprachlichen Gründen zu verwerfen. Das im Namen vorkommende Genitiv-s dürfte ihr im Wege stehen. Zusammensetzungen mit dem altdeutschen kil scheinen ein s nicht zuzulassen. Noch weniger ist das Kiel auf das altnordische kelda, das nordschleswigsche kel, das jetzt nur noch von Brunnen gebraucht, ehemals aber auch die Bedeutung hatte, zurückzuführen, wiederum aus Gründen der Wortbildung: dem Genitiv von kelda geht das s ab. Als einzige Auslegung verbleibt, was Wolff verwirft. Die Silbe Kiel ist aus dem Personennamen Ketel korrumpiert. Das Gut dankt seinen Namen also dem ersten Besitzer Junge Ketel.

Der Name Ketil, dem man schon auf Runensteinen begegnet, u. a. auf dem von Bjolderup, kommt mit folgenden Abänderungen sowohl in deutschen als dänischen Handschriften des Mittelalters vor: Cetil, Getil, Getilo, Cetel, Ketillus, Ketel, Keddel, Kedel, Keeld, Kæl und Kel. — Daß die Bezeichnung „Kielseng" urkundlich zuerst 1626 auftritt, widerspricht dieser Auslegung nicht. Einmal wird es ja bei weitaus den meisten Ortsnamen der Fall sein, daß sie lange bestanden, bevor sie in Urkunden genannt wurden, zum zweiten beweisen zahlreiche Fälle, daß ein Name lange im Volksmunde lebte, ehe er einem Orte offiziell beigelegt wurde. Herr Justizrat Dr. Wolff meint selber (S. 91), daß der Name schon längere Zeit, bevor er offiziell wurde, wenigstens im gewöhnlichen Verkehrsleben gebräuchlich geworden sei, und wenn man 1626 vom Manne zu Keelsʼ-Enge redete, also zu einer Zeit, da in Kaufbriefen und sonstigen Akten als ausschließliche Benennung Achterup und Harnis auftrat, so ist nicht einzusehen, warum er nicht schon lange vorher unter dem Volke gang gewesen sein sollte.

Wie aus der erwähnten Abhandlung hervorgeht, verkaufte der Bürgermeister Johann Ketels in Tondern im Jahre 1530 die ihm nach seinen Eltern Junge Ketel und Abele erblich angefallene Hölzung „genomet Achtrup und Harup" „myt wischen vnde weyde" an Boy Payssen, einen Ratmann in Flensburg, denselben, an welchen nach Ausweis des 1436 angelegten Stadtbuchs auch das zu St. Nikolai am Holm belegene Wohnhaus Junge Ketels übergegangen war. In Sejdelin, Dipl. Flensb. findet sich ein Verzeichnis der Mitglieder der hl. Dreieinigkeits-Gilde in Flensburg. Darin begegnen wir auch dem Namen Junghe Ketel, der 1505 dem genannten Kalaud angehört zu haben scheint. Am 5. März 1493 verkauft und verschötet Junge Ketel, Bürger in Flensburg, dem St. Antonius-Kloster in Morker vier Mark Goldes in „Rudve" (Kfp. Satrup) für 72 Mark lübsch (Sejdelin, Bd. I, 701). Endlich enthält das Dipl. Flensb. im 2. Bande noch ein Dokument vom Jahre 1503, wonach Frau Anne Lowies einen Hof in „Masbull" im „kerspele Auscoon" Junge Ketel verpfändet. In den verzeichneten Fällen haben wir unzweifelhaft den ersten Besitzer von Kielseng vor uns, der also um die Wende des 15. Jahrhunderts lebte. Um jene Zeit wird wohl auch der Name Ketelseng beim gemeinen Volke in Aufnahme gekommen sein.

Andere Ortsnamen, die mit dem vorerwähnten Personennamen unzweifelhaft in Verbindung zu bringen sind, sind das aus einem adeligen Hofe entstandene Kielsgaard im Kirchspiel Hürup („curia Kylsgarde"), das im 15. Jahrhundert dem Schleswiger Domkapitel gehörte, ferner eine im Kirchspiel Munkbrarup belegene Weide, die den Namen Kielstoft führt, sowie der nordöstlich von Flensburg im Kirchspiel Holebüll gelegene Hof Kielstrup, wie der Name besagt, aus einem ehemaligen Torp entstanden. (1451: Keelstorp, Königl. Dänisches Geheimarchiv II, 26.) Dagegen hängen zweifellos mit kelda, Quelle zusammen das im Kirchspiel Eggebek gelegene Dorf Keelbek, dessen Namen wir in einer Urkunde von 1459 in der reineren Form Keldebeke begegnen, sowie das unweit Hockerup zu suchende Keelberg.

Digitized by Google

XI. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw.

am 8. und 9. Juni 1901 zu Schleswig.

Die Fülle der historischen Denkmäler in Schleswig und Umgegend aus ältester und älterer Zeit, der Reichtum „Schleiathens“ an Erzeugnissen der bildenden Kunst und nicht zuletzt die ungezählten Ausblicke auf ein paradiesisches Stück unseres lieben Heimatlandes machten es dem geschäftsführenden Ausschuß einfach zur Pflicht, bereits den Sonnabend-Nachmittag in das Programm einzuschließen, um den Teilnehmern von auswärts Gelegenheit zu geben, die von Natur und Menschenhand gebotenen Gaben in Ruhe und Beschaulichkeit zu genießen. Nun folgt die alte Klage: Zu klein war der Kreis unserer Mitglieder aus der Ferne, zu gering die Zahl der Bewohner aus Schleswig und Umgegend, die es sich angelegen sein ließ, die vom Ortskomité getroffenen Veranstaltungen mitzumachen. An der nötigen Vorarbeit des Komités hatte es wahrlich nicht gefehlt. Einladungen, verbunden mit Zustellung von Heften unserer „Heimat,“ waren reichlich ergangen; die „Schleswiger Nachrichten“ zumal hatten es nicht unterlassen, mehrere Male die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft auf die Generalversammlung zu lenken. Leider zeigte der Himmel ein wolkenverschleiertes Antlitz; dennoch hatte er ein Einsehen und entlud nur am Sonntag-Morgen seine Schleusen. Ein Hindernis für den Besuch vieler, die sich sicherlich zur Reise gerüstet hatten, blieb das „Grau in Grau“ — leider, leider! —

Gleich nach dem Eintreffen des Eisenbahnzuges von Süden her, der zugleich die Teilnehmer aus Kiel mitführte, wurde am Sonnabend-Nachmittag gegen 4 Uhr bei guter Teilnahme auch von seiten Schleswiger Mitglieder — im ganzen beteiligten sich 32 Herren und 1 Dame — unter Führung des Herrn Lehrers Willers Jessen aus Eckernförde von Untiedts Gasthof ein Spaziergang durch die Busdorfer Schweiz — so nennt man die als Fortsetzung der Schleiniederung zu betrachtende tiefe Schlucht — unternommen. Der Weg führte über die Stätte, wo ehedem die Dänen ihre Schanzenkette gegen die Österreicher errichtet hatten; Herr Lehrer Delfs aus Schleswig hatte sich eigens für die Zwecke unserer Exkursion eine alte Generalstabskarte aus Kopenhagen verschrieben, mit deren Hülfe die Stellung der Dänen vor Augen geführt werden konnte. Auf einem jetzt von Tannen umrahmten Hügel steht der sog. Busdorfer Runenstein, dessen Schriftzüge dem Zahn der Zeit verfallen und unter dem verwitterten Einflusse der Atmosphärilien ziemlich unkenntlich geworden sind; man hat die Runen mit roter Farbe markiert, so daß sie nun wieder deutlich hervortreten. Die Inschrift erzählt von einem Helden, der auf dem Zuge gegen das Danewerk hier gefallen ist. Der verstorbene Kustos des Museums für vaterländische Altertümer, Dr. W. Splieth, hatte noch vor wenigen Jahren in unmittelbarer Nähe des Steins eine umfangreiche Ausgrabung veranstaltet, die u. a. auch die Reste eines hier wahrscheinlich bestatteten Leichnams zu Tage führte. Schon während der Eisenbahnfahrt hatte uns die herrliche Aussicht auf die Schlei und die Stadt Schleswig mit ihrem in den Fluten der Schlei sich spiegelnden Dom entzückt; jetzt versenkten wir uns abermals in ein sinnendes Schauen und beantworteten vergeblich die Frage: „Wo mag's schöner sein?“ Und weiter lenkten wir unsere Schritte, durch Busdorf, am Schulhause vorbei. „Vorbei?“ Der Schriftführer konnte nicht an dem Hause vorüberziehen, in dem er während seiner dreijährigen Amtsdauer als Lehrer in Lottorf so herzliche Aufnahme gefunden hatte. So brannte diesmal die alte Freundschaft mit dem Pflichtbewußtsein durch: beim Glase Busdorfer Beerenobstweines feierte die kleine Runde die Stunde des Wiedersehens. Die übrigen Teilnehmer aber sind fürbaß gegangen am Margaretenwall entlang, gewiß bedauernd, wie der Bauer von heute ein Denkmal alter Zeit als Muttererde auf den Acker fährt. Herr Willers Jessen ist ein kundiger Führer: da hat es angesichts der Oldenburg — von den Busdorfern wird die durch den halbkreisförmigen Wall eingeschlossene Gemarkung „Triangel“ genannt — an „belehrenden und aufklärenden“ Gesprächen nicht gefehlt; Herr Stadtrat und Redakteur Leonhard, der in seinen „Schleswiger Nachrichten“ einen trefflichen Bericht über die Schleswiger Versammlung veröffentlicht hat, ist mein Zeuge und Gewährsmann. Im genannten Referat heißt es denn zuletzt: „Von der Oldenburg wandte sich ein Teil der Gesellschaft, namentlich die auswärtigen Herren, nach dem Königshügel — derselbe ist gekrönt mit einem Denkmal zu Ehren der hier am 3. Februar 1864 gefallenen Österreicher und gewährt einen herrlichen Blick über das Gefechtsfeld (Der Schriftführer.) —, der andere direkt nach Haddeby, von wo um 7½ Uhr die Überfahrt nach der Schiffbrücke in zwei großen Böten des Herrn Litschen angetreten wurde, wobei die Gäste Gelegenheit hatten, das eigentümliche Vogelleben auf dem Möwenberg zu bewundern. —

Wie im vorigen Jahre zu Burg a. F., so nahm der vom Ortskomité veranstaltete

Digitized by Google

Begrüßungskommers in Ravens Hotel einen nicht nur würdigen, sondern auch feuchtfröhlichen Verlauf; der freilich nicht allzu große Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, auch viele Damen waren erschienen. Das Ortskomité hatte alles in schönster Weise vorbereitet, namentlich mit Herausgabe eines gedruckten Liederprogrammes einen glücklichen Griff gethan. Herr Gymnasiallehrer E. Terno in Schleswig hatte seine Muse in zwei allerliebste Originallieder ausklingen lassen, in ein Begrüßungs- und in ein Trinklied, das dem historischen Geiste des Vereins entsprach. Auch das den „Tierschützlern" vom Schleswiger Tierschutzverbande her bekannte Storchlied, das für den gegenwärtigen Zweck eine kleine Umdichtung erfahren hatte, verfehlte seine erheiternde Wirkung nicht. Der Inhalt dieses Liedes nimmt Bezug auf ein den Schornstein der Schleswiger Töchterschule krönendes Storchnest. — Es wurde fröhlich gesungen und fröhlich, vielfach auch sehr eindrucksvoll und erhebend geredet. Herr Stadtrat Leonhard hieß die Gäste herzlich willkommen und brachte dem Gedeihen des Vereins ein Hoch. Unser Vorsitzender, Herr Rektor Peters-Kiel, dankte mit einem Hoch auf die Stadt Schleswig, deren einzigartige, liebliche Lage er sowohl kurz vor der Einfahrt in Schleswig als auch von Haddeby aus zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Herr Stadtrat Prien, der ebenso wie der Bürgervorsteher Herr C. F. Josten nebst Gemahlin und Herr Stadtverordneter Wunner an dem Kommerse teilnahm, dankte namens der Stadt mit einem Hoch auf den Vereinsvorstand; Herr Rektor Eckmann-Ellerbek gedachte in launiger Weise der Umsitzenden, nämlich der Damen, der Schriftführer redete auf Schleswig-Holstein und Rektor Schau-Schleswig sprach auf Deutschland; sein Hoch wurde durch einen Salamander, der vom Kommersleiter mit deutschem Kommandorufe befehligt wurde, bekräftigt. Unter den Liedern fand namentlich noch eines — „Die Brüder der Schlei" —, dessen Ursprung vom Kommersleiter kurz erläutert wurde, bei den Auswärtigen vielen Beifall. „Die Hauptunterhaltung des Abends aber bot Herr Realschullehrer Fritz Wischer-Kiel mit seinen ernsten und humoristischen Rezitationen in hochdeutscher, meist aber in plattdeutscher Mundart, unermüdlich zur Hebung und Erheiterung der Gesellschaft beitragend, die sich wohl selten auf einem Kommerse so herzlich amüsiert hat. So kam es, daß auch viele der anwesenden Damen bis gegen 12 Uhr, den offiziellen Schluß des Kommerses, aushielten und sich schwer trennen konnten. Herrn Wischer, der auch Gelegenheit genommen hatte, als Vorsitzender des Verbandes der plattdeutschen Vereine Schleswig-Holsteins in sehr überzeugender Rede den Anwesenden, insbesondere auch den anwesenden Damen, die Pflege der plattdeutschen Muttersprache dringend aus Herz zu legen, wurde auf Anregung des Herrn Taubstummenlehrers Krnse ein dankbares Hoch gebracht, wie vorher schon dem Liederdichter E. Terno, der sich freundlichst der Mühe der Klavierbegleitung unterzogen hatte.

Der Sonntag führte noch einige Teilnehmer aus Husum, Flensburg und Kiel nach der alten Schleistadt, deren herrliche Umgebung gewiß noch manchen Gast der Generalversammlung zum Morgenspaziergange herausgefordert hätte: des Himmels tief hängende Wolken ließen es nicht zu. Laut Programm vereinigte sich ein garnicht so kleiner Kreis der Besucher zur Besichtigung des Domes, die unter der Führung des Herrn Propsten Stoltenberg und des Herrn Pastors Sieveking gleich im Anschluß an den 11¼ Uhr beendeten Gottesdienst unternommen wurde. Natürlich stand das Brüggemannsche Altarblatt im Mittelpunkt des Interesses; im übrigen wandte sich die Aufmerksamkeit des Besuchers der Fürstengruft, einem in Alabaster gehauenen Sarkophage, zwei Bildern von Ovens, der renovierten Deckenmalerei, den bunten Glasfenstern und nicht zuletzt dem Schwal, einem Wandelgange des ehemaligen Klosters, zu; hier fesselten namentlich die von einem Klosterbruder entworfenen, später durch Tünche verdeckten, jetzt wieder freigelegten und vom Kunstmaler Olbers renovierten Wandbilder, Scenen aus dem Leben, Leiden und Sterben unseres Heilandes darstellend, sowohl durch die zum Teil recht grobsinnliche Art der Auffassung als auch durch die mit dem so bescheidenen Mittel einfacher Linienzüge erreichte künstlerische Wirkung von einem gottbenadeten Klosterbruder. Die Zeit drängte, und der Regen strömte: so ist vielen das wundersame Steinbild, das einen Löwen mit einem Kinde im Maule darstellt — an der Außenmauer des Domes entgangen. Über die Bedeutung desselben ist die Forschung noch im Unklaren. Ist's der Teufel, der nach einem bekannten Schriftworte herumgeht wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge?

Allmählich vereinigten sich die Teilnehmer — etwa 200 an der Zahl — zur Hauptversammlung auf „Bellevue." Der Vorsitzende, Herr Rektor Peters-Kiel, eröffnete die Versammlung, indem er die Vertreter der Königlichen Regierung und der städtischen Behörde, sowie alle anwesenden Mitglieder und Gäste willkommen hieß. Unser Verein — so führte Redner aus — blickt auf ein zehnjähriges Bestehen zurück. Die Ziele des Vereins nennt sein Name: die Kunde von der Natur und dem Lande unserer Provinz und ihrer südlichen Nachbargebiete zu pflegen, nicht in der Weise, daß unser Verein das Material herausschachtet und in Bibliotheken wieder vergräbt, sondern so, daß das Gold als gang-

Digitized by Google

bare Münze unter unserem Volke rollt und Segen stiftet. Ob es not thut? Unsere Provinz hat eine eigenartige Geschichte und eine zwar bevorzugte, weil von zwei Meeren eingeschlossene, aber als Grenzwarte des Nordens auch gefährdete Lage. Glück und Kampf war von jeher die Losung! Die Geschichte unserer engeren Heimat kann den Vergleich mit der aller übrigen Landesteile aushalten. Ein wahrer Kern liegt darin, wenn gesagt worden ist: ohne 1848 kein 1864, kein 1866, kein 1870/71. Der Strom unserer schleswig-holsteinischen Geschichte ist ausgemündet in die Geschichte unseres großen deutschen Vaterlandes. Von einer Geschichte unseres engeren Vaterlandes können wir darum jetzt nicht mehr reden. Wer will es beklagen? Sollen wir damit aber auch unsere Eigenart aufgeben? Ist es zu wünschen, daß die Liebe zu unserem engeren Vaterlande aufgehe in der Liebe zum großen Vaterlande? Nein und aber nein! Diese wurzelt doch nirgends so fest als in der heimatlichen Scholle! Wenn unser Verein dafür sorgt, daß der Schleswig-Holsteiner ein Schleswig-Holsteiner bleibe, steht er im Dienste des großen deutschen Vaterlandes. Darum blicken auch wir Schleswig-Holsteiner getrost auf zu dem Manne, in dessen Person der Deutsche seine Liebe zum Vaterlande verkörpert sieht. Wir stehen treu zu Kaiser und Reich. Mit einem Hoch auf den Kaiser, in das die Versammlung begeistert einstimmte, eröffnete der Vorsitzende die XI. Generalversammlung und erteilte zunächst dem Vertreter der Königlichen Regierung, Herrn Regierungsrat Dr. Leidig-Schleswig, das Wort, der namens seiner Regierung die Versammlung begrüßte und die Sympathieen, welche die Königliche Staatsregierung der Wirksamkeit des Vereins zolle, der Versammlung bekundete. Anknüpfend an die vom Vorredner gezeichneten Ziele des Vereins, wies der Herr Regierungsrat darauf hin, wie nötig es sei, daß der Blick vom Engen ins Weite gerichtet werde. Wieviel Leid, wieviel Trauer und Schmerz hat die Bethätigung partikularistischen Sinnes den einzelnen Stämmen und der Gesamtheit derselben heraufbeschworen. Durch gnadenreiche Wendung ist es uns allen beschieden worden, daß wir jetzt in den Besitz politischer Einheit gelangt sind. Es liegt aber durchaus im Interesse unserer Staatsregierung, daß trotz veränderter politischer Verhältnisse und trotz der nivellierenden Gewalt unseres modernen Handels und Wandels die Eigenart der Stämme, ihre Individualität, erhalten bleibe, weil ein Rückfall in die frühere, von Partikularismus getragene Zeit nicht zu befürchten sei. Wenn darum der Verein in dem Sinne weiter arbeitet, daß er bei seinem Streben, die Individualität dem schleswig-holsteinischen Volke zu erhalten, dem Prinzip vom Engen ins Weite treu bleibt, dann arbeitet er mit am Wohle, an der Zukunft des deutschen Vaterlandes! (Beifall.) — Mit herzlicher Freude und großer Genugthuung hieß Herr Bürgermeister Heiberg den Verein namens der Stadtvertretung und der Bürgerschaft willkommen. Insbesondere dankte er dem Verein dafür, daß derselbe Schleswig zum Festorte seiner Vereinigung auserwählt habe, dankte dann vor allem dem Verein für die schönen, Herz und Sinn erfreuenden, anheimelnden Gaben, Früchte einer mühevollen Arbeit, die nicht einem einzelnen, nicht einem Bruchteile, sondern unserer gesamten Bevölkerung zu gute kommen. Ein weites Feld ernster Arbeit ist noch zu bebauen. Viele Schätze, welche die Phantasie befruchten und die Vergangenheit bereichern, harren der Ausschachtung. Lohnend ist die Arbeit, reich der Dank! Mit einem beifällig aufgenommenen Hoch auf den Verein schloß der Herr Bürgermeister sein herzliches Wort des Willkommens. Der Vorsitzende dankte dem Vertreter der Königlichen Regierung für die aufmunternden Worte, aus seiner Erfahrung als Lehrer bestätigend, daß ein Gang durch unsere schleswig-holsteinische Geschichte am sichersten dem großen Vaterlande zuführt, daß die Heimatliebe die Grundlage der Vaterlandsliebe ist, und dankte dem Herrn Bürgermeister für den Willkommsgruß, der Bürgerschaft für die freundliche Aufnahme.

Nunmehr wurde in die Tagesordnung eingetreten.

1. Geschäftliches: Zunächst erstattete unser Kassenführer, Herr Lehrer Fr. Lorentzen, folgenden Rechnungsbericht:

Im Vereinsjahre 1900 balanzierten die Einnahmen und Ausgaben im Betrage von **5278,54 M.** — An Einnahmen waren zu verzeichnen:

ein Kassenbestand von 1899 mit	M.	64,78.
an Zinsen	„	24,51.
an Mitgliederbeiträgen, wie für Einbanddecken	„	5165,55.

Unter den Ausgaben sind zu nennen:

für Druck der „Heimat"	M.	2703,00
„ Versand der Hefte	„	1192,30
„ große Briefumschläge zum Versand	„	257,30.
an Honorar für die Mitarbeiter	„	428,00.
für Klischees	„	134,50.
„ Einbanddecken	„	114,60.
an Honorar für den Vorstand	„	220,00.
„ Porto und Reisegeldern	„	193,44.

Digitized by Google

Am Schluß des Jahres verblieb noch zu begleichen das Honorar des Schriftleiters im Betrage von . . . M. 200,00, wogegen noch an Mitgliederbeiträgen und an Anzeigengebühr „ 230.00 als Ausstände verzeichnet wurden.

Die Rechnung ist von den Revisoren, Herren Suhr und Feil in Kiel, richtig befunden worden; dem früheren Rechnungsführer, Herrn Lehrer Th. Doormann-Kiel, wurde darum Entlastung erteilt. Auf Erstattung des Geschäftsberichts des Schriftleiters und Schriftführers wird mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit und darauf, daß Wichtiges nicht zu berichten ist, verzichtet. Der ausscheidende Vorsitzende, Herr Rektor Peters-Kiel, wurde durch Zuruf einstimmig wiedergewählt. Zum Rechnungsführer wurde Herr Realschullehrer Fritz Wischer-Kiel bestellt. Der geschäftsführende Ausschuß hatte folgenden Antrag gestellt: „Die Generalversammlung wolle beschließen, daß der jährliche Beitrag vom 1. Januar 1902 an von 2 M. auf 3 M. erhöht und jedem Mitglede die Original-Einbanddecke mit dem Januarheft kostenfrei zugestellt werde." Mit Rücksicht auf die von vielen Seiten schriftlich und in Schleswig unter den Mitgliedern mündlich laut gewordene Abneigung gegen den offiziellen Vertrieb der Einbanddecken und zur Vermeidung längerer Debatten, die doch voraussichtlich zur Abstimmung auf Wegfall der Decken führen würden, schlug der Vorsitzende unter Begründung der Notwendigkeit der Erhöhung des Beitrages überhaupt mit Rücksicht auf die allgemeine Steigerung der Papier-, Satz- und Druckkosten und darauf, daß eine reichhaltigere Ausstattung der „Heimat" mit Bildern, eine Bereicherung des Inhaltes und eine bessere Honorierung der litterarischen Beiträge an die Mitarbeiter durchaus geboten sei, folgende Fassung vor: „Die Generalversammlung wolle beschließen, daß der jährliche Beitrag vom 1. Januar 1902 an von 2 M. auf 2,50 M. erhöht werde." Die Fassung wurde von Herrn Regierungs- und Baurat Mühlke im Interesse des Buchbindergewerbes am Orte, das durch die maschinenmäßig gelieferten Einbanddecken in seinem Gewerbe beeinträchtigt wird, freundig begrüßt. Eine weitere Debatte wurde nicht beliebt, die Erhöhung des Jahresbeitrages auf 2,50 M. einstimmig beschlossen.

II. Vorträge:

Der mit vielem Beifall aufgenommene, an Plänen, Skizzen und Bildern erläuterte Vortrag des Herrn Regierungs- und Baurats Mühlke-Schleswig über: „Alte Volkskunst in Nordfriesland" wird in seinem ganzen Umfange in einer der nächsten Nummern der „Heimat" veröffentlicht und hoffentlich auch hier durch Illustrationen veranschaulicht werden, weshalb auf ein Referat verzichtet werden kann. Dasselbe gilt von dem zweiten Vortrage: „Das Danewerk und die Oldenburg" von Herrn Lehrer Willers Jessen-Ekenförde. Eine große Karte, die der Vortragende gezeichnet hatte, brachte den Verlauf des alten Befestigungswerkes zur Anschauung. Auch dieser Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Zur Freude der Versammlung teilte Herr Regierungsrat Dr. Leidig mit, daß die Verhandlungen wegen des Schutzes des Danewerks unmittelbar vor dem Abschluß ständen. Herr Lehrer Prange-Ellerdeh sprach über „Ehemalige Städte in Holstein" und erntete lebhaften Beifall. Referent beabsichtigt, seinen Vortrag in erweiterter Form in unserer Monatsschrift zu veröffentlichen; diese Mitteilung mag unsere Mitglieder über den Verzicht eines Berichts an dieser Stelle vertrösten.

Mittlerweile war die Zeit auf drei Uhr vorgerückt. Weil die Versammlung den Beschluß der Sitzung wünschte, mußten die ferner noch auf der Tagesordnung stehenden Vorträge: „Das Schloß Gottorp" von Herrn Lehrer Jensen-Schleswig und „Die Schnappenwanz, Lathraea squamaria," von Herrn W. J. Goverts-Niendorf bei Breitenfeld a. St. abgesetzt werden. Mit einem Dank an die Referenten schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Den sich dafür Interessierenden zeigte Herr Goverts in Alkohol präparierte Exemplare der Schnappenwanz. Herr Gymnasial-Oberlehrer J. Rohweder-Husum hatte sich's nicht verdrießen lassen, drei Seltenheiten unserer schleswig-holsteinischen Fauna, nämlich ein wohl ausgestopftes Exemplar des großen Schreiadlers (Aquila clanga), der von Hamkens-Hoyerswerth erlegt worden ist, ein ausgestopftes Exemplar einer Zwergrohrdommel (Ardea minuta), das an der Treene geschossen wurde, und ein Exemplar der Glatt- oder Schlingnatter (Coronella austriaca), das Herrn Rohweder von einem seiner Schüler eingeliefert worden ist, nach Schleswig schaffen zu lassen. Auch er führte seine Objekte einem zahlreichen Hörerkreise vor. Der Unterzeichnete legte ein mit der Entenmuschel (Lepas anatifera) dicht besetztes Stück einer Schwimmschlacke vor, das unser Mitglied, Herr Lehrer Philippsen-Utersum auf Föhr, leihweise überlassen hat. Zur Beantwortung der scheinbar namentlich die Mitglieder unserer Westküste — wie aus Zuschriften hervorgeht — sehr interessierenden Frage: „Woher stammt die poröse Schwimmschlacke der Nordsee?" fand sich keine Zeit mehr;

Digitized by Google

eine kurze Darlegung über den gegenwärtigen Stand der freilich, wie es scheint, noch nicht abgeschlossenen Forschung bleibt einem demnächst in unserer Monatsschrift erscheinenden Artikel überlassen. Der Unterzeichnete hofft bestimmt, dem Aufsatz u. a. auch eine Abbildung des in der Versammlung vorgelegten Exemplars beifügen zu können.

Der Versammlung folgte ein gemeinsames Mahl auf „Bellevue," an dem sich 32 Personen beteiligten. Die trefflich bereiteten Speisen wurden durch Reden gewürzt: Schriftsteller Herr Hermann Heiberg weihte seinen launig gehaltenen Trinkspruch den Damen, Herr Lehrer Lorentzen toastete auf das Ortskomité, Herr Rektor Eckmann verband mit dem Dank ein Hoch auf die Referenten. Herr Lehrer Voß-Husum versuchte die Aufmerksamkeit auf die von Herrn Heiberg mitredigierte Halbmonatsschrift „Niedersachsen" zu lenken, woraufhin Herr Rektor Peters den anwesenden Redakteuren der „Heimat" und der genannten Halbmonatsschrift „Niedersachsen" (Eckmann, Lund und Heiberg) ein Hoch brachte. Herr Heiberg, dem von seinem Verleger ein Posten Probehefte von „Niedersachsen" behufs Verteilung zugestellt worden war, hatte aus purer Bescheidenheit von diesem Konkurrenz-Unternehmen zu gunsten unserer Vereinsschrift Abstand genommen. Herrn Fritz Wischers Worn der Unterhaltung sprudelte auch bei Tische silberhell; für seine Darbietungen erntete er reichen Dank. Um 4½ Uhr wurde die Tafel aufgehoben und eine vom schönsten Wetter begünstigte Wanderung über die Allee in den Schleswiger Tiergarten angetreten. Besonders fesselte unterwegs das von der Höhe weit in die Lande schauende Chemnitz-Bellmann-Denkmal und nicht minder die von hier zu genießende Aussicht. Auf der Stampfmühle wurde der Kaffee eingenommen. Um 6½ Uhr schlossen sich die Teilnehmer der liebenswürdigen Führung des Herrn Garnisonpfarrers Büttel an, der zunächst vor dem Schlosse eine gedrängte Übersicht über das Alter und die wechselvolle Geschichte des Gottorper Schlosses gab und die Gesellschaft alsdann in die reich geschmückte Schloßkapelle führte, die hinsichtlich der Art ihrer Ausstattung ziemlich einzig dasteht. Das herrlichste Kunstwerk ist der Fürstenstuhl mit seinen reichen Intarsia-Arbeiten, einem Erzeugnisse heimischer Kunst. Wenn Herr Jensen seinen Vortrag über das Schloß Gottorp in der „Heimat" zu veröffentlichen beabsichtigt, dann wird er ohne Zweifel auch die vielen Kunstwerke der Kapelle einer eingehenden Würdigung unterziehen; mit einem kurzen Bericht ist eine solche Stätte nicht abgethan. Herrn Pfarrer Büttel aber gebührt herzlicher Dank für seine lehrreichen Unterweisungen; einen schöneren Abschluß als durch seine Thätigkeit konnte unsere Versammlung nicht finden. Daß auch die Schleswiger — abgesehen von den Vorträgen — Nehmende gewesen sind, beweist das mir im Fürstenstuhl leise zugeflüsterte Wort eines mir lieben Freundes, der in der Natur- und Landeskunde wahrlich kein Unwissender, Interesseloser ist: „So lange bin ich in Schleswig und muß beschämt gestehen, daß ich keine Gelegenheit gefunden bezw. gesucht habe, dies einzigartige Kunstwerk zu betrachten." Wer von den Schleswigern hat das alles gesehen, was uns Fremden in zwei Tagen geboten worden ist? Ich fürchte, es müßten viele diese Frage errötend verneinen. Ein Kieler Mitglied und Teilnehmer (gebürtiger Schleswiger) holte als bejahrter Mann mit der Besichtigung der Oldenburg das ein, was er in seinen Knaben- und Jünglingsjahren aufzusuchen versäumt hatte. Unser Verein, dessen Schwerpunkt selbstverständlich in der Herausgabe der Monatsschrift „Die Heimat" zu suchen ist, hat mit der satzungsgemäß festgelegten, alljährlich sich wiederholenden Generalversammlung einen glücklichen Griff gethan; denn abgesehen davon, daß sich die Leser der „Heimat" als Mitglieder eines größeren Ganzen, eines idealen Interessen huldigenden Vereins fühlen, daß die auf den Generalversammlungen gehaltenen Vorträge doch nicht immer das später in der „Heimat" zu lesende Wort zu ersetzen vermögen, bleibt als die Hauptsache das eine bestehen, daß durch derartige Veranstaltungen den Mitgliedern Gelegenheit geboten wird, die wichtigsten Orte unserer Provinz nach ihren historischen und naturgeschichtlich bemerkenswerten Momenten kennen zu lernen. Wie sehr das auch denen not thut, die am Versammlungsorte wohnen, beweisen die oben genannten Fälle. Besichtigungen und Exkursionen werden darum stets ein Hauptstück des Programms bilden müssen. Das Arrangement derselben muß aber stets dem Ortskomité überlassen bleiben. Dank und nochmals Dank den Schleswiger Herren, namentlich dem Herrn Hauptlehrer Greve und Herrn Stadtrat Leonhard, daß sie so trefflich alles vorbereitet haben; da durfte es am Gelingen nicht fehlen, und es hat an demselben nicht gefehlt: Die Schleswiger Versammlung wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben.

Mit heimatlichem Gruße:

Kiel, am 19. Juni 1901. Der Schriftführer: Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 9. September 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Eckernförde bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Barfod, Die Natur im Volksmunde. I. — 2. Vörksen, Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung. II. — 3. Butenschön, Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863. I. — 4. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Eschenburg, Vom Erntefest in Holm. — 6. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 7. Mitteilungen.

Bei Eintritt im Laufe des Vereinsjahres

werden die geehrten neuen Mitglieder freundlichst gebeten, die Einzahlung des Jahresbeitrages (2 M.) möglichst gleichzeitig mit der Anmeldung oder doch bald nach Empfang der bis dahin erschienenen, von der Expedition stets nachzuliefernden Hefte des laufenden Jahrganges vornehmen zu wollen. Zur Einziehung der etwa gegen Jahresschluß noch unbeglichenen Beiträge wird Heft 12 unter Nachnahme versandt werden.

Kiel, im August 1901.
Adolfstr. 56.

F. Lorentzen,
Kassenführer.

Bücherschau.

3. **Schleswig-Holsteinische Sagen.** Eine Auswahl aus Karl Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern. Im Einverständnis mit dem Jugendschriften-Ausschuß des Kieler Lehrervereins zusammengestellt von Heinrich Lund. Kommissionsverlag der Westdeutschen Verlagsanstalt in Siegen. Preis geb. 1,25 M. — In der ersten Nummer des 10. Jahrgangs der „Heimat" besprach Rektor Lund in Kiel den im Jahre zuvor hergestellten Neudruck von Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Er äußerte damals, daß das Buch nicht bloß für Volks- und Lehrerbibliotheken sich eigne, sondern daß es auch einen Platz auf dem Familientisch verdiene, und daß ein von kundiger Hand hergestellter Auszug für unsere Jugend ein dringendes Bedürfnis sei, weil die ganze Sammlung sich nicht für die Kinderhand empfehle. — Er hat diese Arbeit nun selbst besorgt und sagt darüber in den Erläuterungen zu der Ausgabe: „Damit die hervorragendsten Schätze der Müllenhoffschen Sammlung möglichst vielen, vor allem aber der Jugend zugänglich gemacht werden können, ist diese Auswahl veranstaltet worden. Sie ist nicht allein für die Jugend berechnet, sondern möchte auch als Volksbuch angesehen werden. Wer an dem Dargebotenen seine Freude hat, greift hernach auch wohl zu dem vollständigen Werke; er wird nicht enttäuscht werden." Ich bin

Digitized by Google

überzeugt, daß vorliegendes Buch diesen Zweck vollkommen erfüllen wird, und begrüße deshalb sein Erscheinen mit Freuden. Zunächst sei es für die Schülerbibliotheken dringend empfohlen; es ist interessant und lesenswert von Anfang bis Ende. Alles, was für Kinder anstößig hätte werden können, ist ferngehalten worden. Aber auch für das Haus ist das Buch eine nützliche und angenehme Lektüre; die gebotenen 108 Erzählungen und Lieder bringen das Wichtigste aus der alten und mittleren Zeit und offenbaren uns das „Denken und Fühlen, die Art und Sitte, den Glauben und Aberglauben" unserer Vorfahren. Wo diese Geschichten in die Familien kommen, wird hoffentlich noch etwas mehr erreicht als eine innigere und allgemeinere Vertrautheit mit den Überlieferungen aus unserer heimatlichen Vorzeit, da wird auch bei den älteren Leuten ein Anstoß gegeben werden zur Auffrischung von solchen Erzählungen, die sie in ihrer Kindheit haben von den Alten erzählen hören. Manche Geschichte wird in neuer Lesart ans Tageslicht kommen, und andere werden auftauchen, die bis dahin noch nicht schriftlich festgelegt worden sind. Dann wird es an der Zeit sein, sie aufzuzeichnen und festzuhalten, sie zu vergleichen mit dem, was Müllenhoff gesammelt hat, und wenn sie Neues bringen, dazu beitragen, daß sie Gemeingut werden.

Lunds Buch bringt die Sagen unter 4 Hauptabschnitten: 1. Die Heimatsgeschichte im Munde des Volks, 2. heimatliche Ortssagen, 3. heimatlicher Volksglaube, 4. Scherz und Ernst aus dem heimatlichen Volksleben. In einem Anhang werden Erläuterungen, Worterklärungen, Übersichten der geschichtlichen Personen, Adelsgeschlechter und Ortsnamen gegeben. Der angezeigte Druckfehler befindet sich nicht auf Seite 60, sondern 59; ein anderer Druckfehler steht auf Seite 47, Zeile 10 von unten.

Ellerbek. Eckmann.

Neue Mitglieder.

Fortsetzung. — L. = Lehrer.

130. Andresen, Stadtrat, Glücksburg. 131. Bartels, Westermoor. 132. Busch, Kaufmann, Hamburg. 133. Gade, R., Geheimrat, Schleswig. 134 Haacke, Altona-Ottensen. 135. Hackmann, Maschinenmeister, Kiel. 136 Hamann, Papierhändler, Kiel. 137 Handorff, Inh. einer graph. Kunstanstalt, Kiel. 138. Heeckt, Amtsgerichts-Sekretär, Reinbek. 139 Frl. Hein, Lehrerin, Schleswig. 140 Heise, Kaufmann, Neustadt. 141. Heußner, Mechaniker, Kiel 142. Hilmers, Plön. 143. Hummel, Präparand, Apenrade. 144. Jaacks, cand ing., Mittweida. 145. Jessen, komm. Direktor der Kgl. Baugewerkschule, Eckernförde. 146. Ingwersen, Oberlehrer, Rendsburg. 147. Ingwersen, Präparand, Apenrade. 148. Kock, Hausmakler, Altona. 149 Krieger, Präparand, Apenrade. 150. Prof. Dr. Langenbuch, Geheimrat, Berlin. 151. Dr. Leidig, Regierungsrat, Schleswig. 152. Paulsen, L., Schleswig. 153. Frl. Peters, Hamburg. 154 v. Prangen, Landgerichtsrat a D., Altona 155. Rieve, Holdesitzer, Poppenbüll pr. Garding. 156. Rickertsen, Seminarist, Hadersleben. 157. Schacht, L., Westerhever pr. Osterhever 158. Schröder, Schachtmeister, Itzehoe. 159. Slave, Präparand, Apenrade. 160. Dr. Wutlenweber, prakt. Arzt, Schleswig

Kiel, am 17. August 1901.
Geibel-Allee 21I.

Der Schriftführer:
Barfod.

Tauschverkehr.

Die Lehrmittel-Sammelstelle für Schleswig-Holstein (Inhaber: Lehrer H. Barfod, Kiel, Geibel-Allee 21I)

bietet an:

Kleinere und **größere Mineraliensammlungen für Unterrichtszwecke,** ausgewählt und zusammengestellt nach dem Werke von Rektor Peters-Kiel: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" (Lipsius & Tischer, Kiel, 1899), unter besonderer Berücksichtigung des mineralogisch-geologischen Materials unserer Provinz.

Zur Ergänzung vorhandener Bestände außer einzelnen Mineralien namentlich Mineralien aus der Eifel und interessante Vorkommnisse der Itzehoer Thongruben (Ochsenkamp).

wünscht:

Bessere Mineralien, Petrefakten im Tausch.

Kauft und tauscht größere Bestände des sogen. „Holsteiner Gesteins," Proben vom anstehenden Gestein unserer Provinz;

Pseudo-Gaylüssite („Gerstenkörner"), Boracite vom Segeberger Kalkberg usw.

Interessante biologische Vorkommnisse unserer heimatlichen Tier- und Pflanzenwelt.

Anmerkung: Für Tauschzwecke steht die „Heimat" unseren Mitgliedern nach Maßgabe des für dieselben vorhandenen Raumes unentgeltlich zur Verfügung (§ 3 unserer Satzungen).

Der geschäftsführende Ausschuß.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 9. September 1901.

Die Natur im Volksmunde.*)

Von **H. Barfod** in Kiel.

I.

Unser Volk hat schon früh bewiesen, daß ein offenes Auge und ein gesunder Sinn und namentlich liebevolle Versenkung in das Leben und Weben der Natur imstande sind, aus eigener Kraft manches zu beobachten und zu erklären, zu dem die Wissenschaft erst viel später gelangt ist. Man steige nur in die geistige Schatzkammer des Volkes hinab, und man wird durch die Fülle der naturwissenschaftlichen Anschauungen des gemeinen Mannes überrascht sein. Bauern und Hirten, Gärtner und Imker, Jäger, Waldhüter und Kohlenbrenner, Fischer und Seeleute, Holzfäller und Bergleute, überhaupt alle, welche durch ihren Beruf aufs innigste mit der Natur verknüpft sind, mit dem Wechsel in den Naturerscheinungen vertraut sein müssen, bekunden sich als gute und feine Beobachter der Natur. Kein Wunder, daß wahre Männer der Wissenschaft es nicht verschmähen, von ihnen Rat und Beistand zu holen. Die Zeiten sind heute vorüber, wo man auf den sogenannten „Köhlerglauben" des Volkes spöttisch und verächtlich hinabsah; denn die Erfahrung hat's gelehrt, und die Geschichte der Naturwissenschaften hat's bewiesen, daß auch in den Köpfen der Gelehrten manches Ungeheuerliche Jahrhunderte lang gespukt und sein Wesen getrieben hat. Auch das Volk beherrschte manche irrtümliche und willkürlich gedachte Vorstellungen; wiederum aber giebt es zahlreiche Belege dafür, daß das Volk manches beobachtet und für manches eine richtige Erklärung gefunden hat, die sich die eigentliche Wissenschaft erst viel später und nach heißem Bemühen zu eigen gemacht hat.

Ich werde in meinen Ausführungen eine Reihe von Blüten zu einem Kranze zusammenfügen und in der Auswahl der Beispiele namentlich auf den Beruf des Landmannes Rücksicht nehmen. Lassen Sie mich mit dem Hauptnerven Ihres Berufslebens, mit dem Getreidebau, beginnen. Wie

*) Vortrag, gehalten auf dem ersten Volksunterhaltungsabend zu Bordesholm am 9. Dezember 1900.

Digitized by Google

die Tiere, so sind auch die Pflanzen mit Schmarotzern behaftet, welche von dem Mark derselben zehren, Gesundheit und Leben bedrohen und bei häufigem Auftreten den Landmann um den Lohn seines Fleißes bringen. Auf dem Getreide schmarotzt der Ihnen allen bekannte Getreiderost, ein Pilz, der auf dem Korn zunächst zahlreiche, längliche rote Staubhäufchen bildet, und dessen Sporen noch in demselben Jahre auf dem Getreide wieder den Rostpilz erzeugen. Schon lange hatten die Landwirte, namentlich in Westfalen, die Entdeckung gemacht, daß der Getreiderost dann ganz besonders das Korn befalle, wenn sich in der Nähe des Ackers Berberitzensträucher (Berberis vulgaris) befinden; deshalb nötigten die Bauern die Gartenbesitzer, die Sträucher zu entfernen. Als diese sich dazu nicht bequemen wollten, strengten die Bauern Prozesse an; allein sie wurden stets kostenpflichtig abgewiesen, weil nach dem damaligen Stande der botanischen Forschung ein Zusammenhang zwischen dem massenhaften Auftreten des Getreiderostes und der Nähe der Berberitzensträucher nicht erwiesen war. Da entdeckte der Botaniker de Bary im Jahre 1865, daß erst diejenigen Sporen, welche sich auf den Blättern der Berberitze in kleinen gelben Becherchen entwickelt haben, imstande sind, auf der Mutterpflanze den eigentlichen Getreiderost hervorzurufen.

Auch das Korn blüht; lange, im Säuseln des Windes zitternde Fäden, die aus den Ähren heraushängen, tragen Kolben, die den gelben Blütenstaub umschließen. Soll die Frucht ansetzen, dann muß der Staub auf die klebrige Narbe der Blüte getragen werden. Der Wind muß der Pflanze diesen Liebesdienst erfüllen; denn kein Insekt sieht sich veranlaßt, von Ähre zu Ähre zu fliegen, weil ihm nirgends süßer Nektar winkt. Der Botaniker zählt das Getreide zu den Windblütlern. Die Bedeutung des Windes als Vermittler der Befruchtung hatte der Landmann bereits richtig erkannt, lange bevor von der Botanik als Wissenschaft die Rede sein konnte. Unsere heidnischen Altvordern belebten die Natur mit persönlichen Wesen. Wenn das Halmenmeer im Winde Wellen schlägt, schreitet Odins Eber oder Wolf durchs Feld, oder: Fro reitet auf goldborstigem Eber über die wogenden Halme; ehrfurchtsvoll neigen sie vor der Gottheit die Häupter; auf leisen Sohlen schreitet der Eber über das Korn, so daß kaum die Spitzen der Ähren berührt werden, und Segen fließt aus der göttlichen Hand. Heidnischer Glaube wurde in christlicher Zeit zum Aberglauben. Der Bauer sagte: „Im Winde geht die Kornmutter durchs Feld," und freute sich dessen; denn eine reiche Ernte war seine Hoffnung. In der Eifel gilt das Sprichwort:

„Wenn die Kornhalme in der Blüte sind,
so ist gut für sie der Wind."

Auf diese Beobachtung zielt die Geschichte vom Schulzen Hoppe, die sich die Bauern im Oderbruch erzählen: Der Schulze Hoppe war so klug, daß er alles besser wußte als die andern, und selbst unzufrieden war mit dem,

Digitized by Google

was der liebe Gott that. So stellte man an ihn das Verlangen, das Wetter zu bestimmen. Er ließ Regen und Sonnenschein wechseln, wie es ihm und allen andern gut dünkte, und das Getreide schoß empor und schien ganz vorzüglich zu gedeihen. Dann kam die Ernte. O weh! alle Ähren waren taub: der kluge Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch zur Zeit der Getreideblüte wehen, wenn das Korn überhaupt Frucht ansetzen soll.

Die Bedeutung des Windes als Bestäubungsvermittler wurde in der Wissenschaft zuerst von Christian Konrad Sprengel erkannt, aber erst im Jahre 1793.

Insektenblütige Pflanzen nennt der Botaniker alle diejenigen, welche durch die Farbe ihrer Blüten und den Wohlgeruch Insekten, namentlich Bienen, heranlocken und ihre Gäste für den Dienst im Übertragen des Blütenstaubes auf die Narbe des Fruchtknotens mit süßem Nektar lohnen. Wiederum war es der Rektor Sprengel, der durch umfangreiche Untersuchungen das Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen enthüllte, nachdem schon vor ihm Kölreuter, der Begründer der Blütenbiologie, 1761 auf die Notwendigkeit des Insektenbesuches für die Blütenpflanzen aufmerksam gemacht hatte. Der Honig des Rotklees ist so tief in der Röhre verborgen, daß ihn die Biene mit ihrem kurzen Rüssel nicht zu erreichen vermag; wohl aber gelingt es der Hummel, weshalb sie für die Erhaltung der Rotklee-Art unentbehrlich ist, wozu Darwin auch experimentell den Nachweis geliefert hat. Lange vor ihm aber hatten bereits Landleute bemerkt, daß die Biene sich häufig vergeblich bemühe, den Nektar aus der Tiefe der Blütenröhre herauszuholen. Auch in diesem Falle kleideten sie ihre Beobachtungen in das Gewand einer Erzählung, die in Österreich, Schlesien und Hinterpommern zu Hause ist: „Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte, setzte er den Sonntag als Ruhetag ein; die Biene jedoch kehrte sich nicht an das Gebot der Heilighaltung des Sabbattages. Zur Strafe dafür schuf der liebe Gott den roten Klee, an dem sich nun die Biene vergebens abmühen muß, den Honig zu erlangen — bis auf den heutigen Tag."

Ein Giftgewächs unter den nächsten Verwandten unserer Kruziferen (Kohl und Rettich) zu suchen, kam bisher unsern Botanikern nicht in den Sinn. Dagegen behaupteten die Gänsezüchter aus der Umgegend von Halle, Eisleben, Rothenburg, Alsleben, sowie am Harz seit längerer Zeit, daß ihre Gänse allemal an dem Genusse einer bestimmten Hederich-Art (Erysimum crepidifolium) zu Grunde gingen; „Gänsesterbe" oder schlechthin „Sterbekraut" nannten sie die Pflanze. Schließlich sah sich Professor Zopf im Jahre 1894 veranlaßt, die von der Wissenschaft bezweifelte giftige Wirkung der Pflanze näher zu untersuchen. Er fand, daß junge Tiere bereits infolge des Genusses eines einzigen Blattes dahinsiechten;

Digitized by Google

ältere Gänse verrieten Lähmungserscheinungen an Flügeln, Beinen und Halsmuskeln.

Spitzmäuse sind giftig, nicht nur für Tiere, von denen sie gefressen werden, sondern auch als Angreifer, wenn sie beißen. So behauptete das Volk seit langer Zeit. Die Spitzmäuse dringen in die Ställe, beißen die Kühe in die Euter und bringen diese zum Anschwellen, beißen die Pferde und geben die Ursache zu allerlei Krankheiten. Die Wissenschaft jedoch nahm die auch sonst allerdings sehr nützlichen Insektenfresser in Schutz. So gab sich z. B. Buffon alle Mühe, gegen dies vermeintliche Vorurteil des Volkes entschieden zu kämpfen, indem er auf das Fehlen besonderer Giftdrüsen aufmerksam machte und es für unmöglich hielt, daß die kleinen Tiere imstande wären, mit ihrem winzigen Gebiß die doppelte Haut eines Pferdes zu ergreifen. Neuerdings hat freilich ein anderer französischer Forscher, Remy St. Loup, die im Volke über die Giftigkeit der Spitzmäuse herrschenden Ansichten bestätigen können. Drei Katzen hatten eine Spitzmaus in die Enge getrieben, wagten jedoch nicht, sie mit Gebiß und Tatzen zu packen. Er setzte eine Maus zu einer gefangenen Spitzmaus; erstere zog sich ängstlich vor ihrer kleineren Genossin zurück. Schließlich griff die Spitzmaus an und schlug der Hausmaus eine Wunde in eine der Hinterpfoten. Das gebissene Tier erkrankte sofort, seine Hintergliedmaßen waren völlig gelähmt; am andern Morgen verendete die Maus. Natürlich ist es nicht die namentlich in der Angst oder zur Brunstzeit aus den Stinkdrüsen am Ende des Schwanzes abgesonderte übelriechende Flüssigkeit, welche den Tod verursacht, sondern wohl der giftige Speichel, um dessen tödliche Wirkung das Volk also längst gewußt hat.

Nicht immer verhält sich die wissenschaftliche Medizin alten Hausmitteln gegenüber ablehnend; viele derselben sind auf Grund gewonnener Erfahrung als Heilmittel eingeführt worden. Der Berliner Arzt Aschersón erfuhr von einer alten Waschfrau, daß der Extrakt des Weiberkriegs (Radix Ononidis), im Volke „Wienkriech" genannt, ein gutes Mittel gegen Rheumatismus sei; durch seine Bemühungen hat dies Mittel in den Listen medizinischer Heilmittel einen Platz erhalten. — Ein nie versagendes Bandwurmmittel, das wohl ausschließlich von unsern Ärzten verordnet wird, ist der Kusso, gewonnen aus den weiblichen Blüten der Brayera anthelminthica); die Medizin verdankt die Kenntnis desselben dem abessynischen Volke. Beweist nicht die große Zahl unserer mehr oder weniger heilkräftigen Hausmittel, daß das Volk es nicht unterlassen hat, sich selbst gegen mancherlei Krankheiten zu wehren? Von Irrtümern und Mißgriffen ist auch die wissenschaftliche Medizin nicht verschont geblieben. Daß die Grenzen erträumter Schulweisheit nicht immer die Grenzen der Wissenschaft bedeuten, beweist folgendes Beispiel: Die Asche von Meerespflanzen erfreute sich seit alters des wohlverdienten Rufes eines vielfach erprobten und allgemein anerkannten Heilmittels gegen Skrophulose, Gicht

Digitized by Google

und ähnliche Leiden. Man suchte zu Anfang des Jahrhunderts den wirksamen Stoff durch chemische Analyse aufzudecken und fand nur Soda; diese also mußte das „wirksame Prinzip" sein. Als man dann mit der Soda laborierte, blieb die Wirkung aus; also konnte auch der Asche keine Heilkraft innewohnen. Das einst so gepriesene Heilmittel hatte seinen Ruhm eingebüßt. Durch genauere Analysen entdeckte man 1812 in der Asche das Jod, und als man die mächtige Wirkung dieses Körpers festgestellt hatte, war plötzlich das Rätsel gelöst: nicht die Soda, sondern das Jod ist das wirksame Prinzip gewesen und wird als solches anerkannt bis auf den heutigen Tag.

Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

II.

War durch den Eiderkanal für einen nicht unbedeutenden Teil des Frachtverkehrs eine merkliche Erleichterung geschaffen, so blieb doch für den Postverkehr noch lange alles beim alten, und die oft unleidlichen Zustände, besonders bei dem Personenverkehr, wurden bis weit in das 19. Jahrhundert hinein in keiner Weise geändert. Denn obwohl der mehrgenannte König Friedrich IV. infolge der zu seiner Kenntnis gelangten Mißstände, durch welche, wie es in einer Verordnung vom 9. Dezember 1720 heißt, „das commercium gehemmt, die Reisenden incommodiret und dem Publico sehr schädliche Suites verursacht" würden, verfügte, daß die Postwagen leicht sein, nicht zu sehr beladen und mit der nötigen Zahl von Pferden bespannt werden sollten, Passagiere und Postbedienstete einander höflich begegnen, nicht mehr als 6 Personen in einen Wagen aufgenommen und — die Passagiere den Paketen vorgezogen werden sollten usw., und obwohl derselbe König für eine bessere Unterhaltung der Landstraßen und Brücken eifrig sorgte, so war doch mit dem besten Willen nicht viel zu machen. Sowohl der Adel des östlichen und mittleren Holsteins wie nicht minder die beteiligte Bevölkerung Schleswigs und die „freien Bauern" der Marschen suchten nach Kräften die ihnen Kosten verursachenden Wege- und Brückenbauten zu hindern, was ihnen nicht schwer wurde, da in vielen Fällen sie selber zur Ausführung befohlene Interessenten und Aufsichtsbeamte in einer Person waren. Auch war das untere Beamtentum dermaßen unzuverlässig und träge, daß schon ein sehr pflichtgetreuer Oberbeamter dazu gehörte, um nach dieser Seite hin „den Karren in Zug zu bringen."

Die ersten Nachrichten über das Postwesen im Königreich und in den Herzogtümern aus dem Jahre 1624 bezeichnen, wie bemerkt, 36 Poststationen zwischen Kopenhagen und Hamburg. Diese Zahl war allerdings im Jahre 1801 auf 82 und im Jahre 1833 auf 127 gestiegen; aber was will die Zahl der Stationen gegenüber den Preisen und Sporteln bedeuten, die ein Reisender zu zahlen hatte, ehe er sich am Ziele seiner Reise sah! Und was wollen wieder diese bedeuten, wenn man die Anzahl von Plackereien, Ärgernissen und abscheulichen Unbequemlichkeiten und Gefahren in Betracht zieht, mit denen noch um die zuletzt genannte Zeit das Reisen in Schleswig-Holstein verbunden war, ganz abgesehen von den

Digitized by Google

noch immer sehr hohen Taxen für Brief-, Geld- und Paketsendungen! So kostete z. B. nach der Taxe von 1818 ein einfacher Brief von Wandsbek nach Roeskilde auf Seeland 90 Pf.,[1]) und ein Reisender bezahlte nach der bezüglichen Verordnung von 1836: 1. an Postgeld beim Einschreiben (innerhalb der Herzogtümer) $22^2/_5$ Reichsbankschillinge Silber, 2. an Trinkgeld für den Postillon auf jeder Station 13 Reichsbankschill., 3. Einschreibegebühr und Wägegeld 13 Reichsbankschill., 4. Litzenbrudergeld 13 Reichsbankschill., 5. Litzenbrudergeld unterwegs beim Pferdewechsel 6 Reichsbankschill., so daß die erste Meile auf 20 Schillinge lübsch, d. h. auf 1 ℳ 50 Pf. zu stehen kam. Ja, aber dafür hatte der Reisende auch alle möglichen Bequemlichkeiten zu — beanspruchen, als da waren: ein alter Holzkasten unmittelbar auf den Radachsen, der im günstigsten Falle sogar zum Schutz gegen Regen und Sonnenbrand mit einer Leinwanddecke überspannt war; ein Stuhl mit Lehne hinten und seitwärts; ein leinenes Strohkissen. Ob der Reisende diese seine allerdings etwas hohen, aber doch bezahlten Bequemlichkeiten, die ihm laut königlicher Verordnung von Rechts wegen zustanden, auch erhielt, das war eine Frage, die nur der jeweilige Postmeister und — der Reisende selbst beantworten konnten. Ersterer freilich zog es oft vor, durch Nichtbeachtung der Vorschrift die Antwort schuldig zu bleiben, und der Reisende wurde um seine Kompetenz nicht befragt. Beschwerdebücher aber gab es damals noch nicht, und so fiel denn eine Antwort auf die stillschweigende Frage der Verordnung in der Regel auch hier ganz aus.

An manchen Stellen — vornehmlich im sog. großfürstlichen Anteil — gab es bis tief in das erste Viertel des letzten Jahrhunderts überhaupt keine Fahrposten, und die Reisenden mußten dort die sog. „Rollwagen" benutzen. So wurde z. B. in Kiel erst 1813, in Neumünster 1816, in Neustadt, Oldenburg, Heiligenhafen, Lütjenburg 1821 je eine „Extra-Post" eingerichtet, so genannt, weil die regelmäßige Post bis dahin und noch viel später dort immer noch Fußpost war. Ja, ich habe oft den Mann, der noch in den vierziger Jahren die Post zwischen Neustadt und Lübeck besorgte, mit seinem Ranzen zum Thore hinaus marschieren sehen, und als in den 50er Jahren die Fahrpost auch dort regelmäßig ging, da habe ich manchmal denselben Boten bewundert, wenn er, noch allerlei private Posten besorgend, durch die Straßen von Neustadt dahintrottete in einem Tempo, dem ich auf die Dauer nicht hätte folgen können.

Mit jenen oben genannten „Extra-Posten" konnte man nach Zurücklegung der ersten, auch bei ihnen sehr teuren Meile jede weitere Meile für 8 Sch. = 60 Pf. im Sommer, 10 Sch. = 75 Pf. im Winter fahren; aber auch diese Beförderung war keineswegs eine Reise-Annehmlichkeit, denn die Wagen und ihre Stühle waren sowohl bei der Post, wie bei den Rollfuhrleuten oft „ekelhaft schmutzig und vor allen Dingen höchst unbequem." Auch das Betragen der Postillone und der Fuhrknechte war häufig wenig angemessen, so daß die Klagen über diese und andere Übelstände in den von dem Kieler Professor August Chr. Heinrich Niemann herausgegebenen „Provinzial-Berichten," die in jener Zeit eigentlich das einzige öffentliche Forum waren, nie verstummten und die Vorschläge zu ihrer Verbesserung eine stehende Rubrik bildeten.

Einer dieser in den „Prov.-Ber." Beschwerde Führenden war auch der Entiner Rektor J. H. Voß, der auf einer Rückreise von seinem Schwager Boie in Meldorf die Rollfuhrwagen kennen lernte und nur mittels dieser auf dem Zeit und Geld

[1]) 1—4 Meilen 1 Schilling, 4—7 Meilen 2 Schillinge, 7—14 M. 3 Sch., 14—21 M. 4 Sch., 21—28 M. 5 Sch. usw., dazu jedesmal 1 Sch. Bestellgeld, so daß es Briefe unter 2 Sch. überhaupt nicht gab.

Digitized by Google

raubenden Umweg über Plön, sonst garnicht befördert werden konnte. Hätte der Mann aber die Bequemlichkeiten der Rollfuhrwerke mit denen der Post im großfürstlichen Anteil verglichen, so hätte seine Beschwerde vielleicht etwas anders gelautet; denn ein Zeitgenosse des Herrn Rektor behauptet an anderer Stelle: [1]) „Ihre (der Post) Wagen sind weit schlechter, als die der übrigen ..... Fuhrleute, denen es erlaubt ist, alle Einwohner der Stadt bis zur nächsten Station zu befördern." Es war das aus zwei Gründen auch sehr wohl zu verstehen; denn erstens waren die Rollfuhrleute reine Privatunternehmer, die schon um der Konkurrenz willen auf besseres Fuhrmaterial halten mußten, und zweitens standen sie nicht nur unter der Kontrolle des Ortspostmeisters, sondern als Gewerbetreibende auch unter der des Ortspolizeimeisters, also unter einer doppelten Aufsicht, so daß, wo etwa die eine nicht genügend geübt wurde, doch, oder vielleicht dann erst recht die andere die Augen offen hatte.

Aber wie sehr sich auch diese öffentlichen Klagen über das Beförderungswesen von Jahr zu Jahr mehrten, es geschah seit Friedrichs IV. Zeit bis auf die Abhülfe einiger gar zu großer Mißstände durch den Minister v. Bernstorff, die sich aber mehr auf das Königreich als auf die Herzogtümer bezogen, wenig oder nichts zur Hebung des Verkehrs. Ja, wenn, wie in Schleswig, sich ein einzelner, besonders einsichtiger Postmeister dazu verleiten ließ, auf eigene Hand Verbesserungen einzuführen, so dauerte es sicher nicht lange, bis ihm sein unberufener Eifer teuer zu stehen kam, und auch da, wo ein solcher Postmeister vorsichtig genug war, sich mit seinen Vorschlägen zur Genehmigung an die Regierung zu wenden, wurde, selbst wenn die Genehmigung erfolgte, die unliebsame Neuerung sicher bald wieder rückgängig gemacht. Hier nur ein Beispiel, wie es aus Schleswig berichtet wurde: [2]) „Auf Veranlassung des ..... Postmeisters (in Schleswig) Justizrat Löwe, wurden im Jahre 1820 regelmäßig gehende Diligencen eingeführt, welche einen Teil der Frachtpostbeförderung ausmachten und von Fremden und Einheimischen sehr häufig benutzt wurden; aber sie sind schon nach Verlauf von vier Jahren wieder abgeschafft. Die Stadt vermißt diese in ihr entstandene Einrichtung ungern. Der von dem Justizrat Löwe angegebene Bau der Wagen (dieselben haben die Form einer Kugel) erhielt solchen Beifall im Auslande, daß das preußische Generalpostamt einen solchen Wagen von hier zur Probe nach Berlin kommen ließ, und es scheint, daß dieses Generalpostamt die hier außer Gebrauch gesetzten Wagen ankaufen wird." —

So viele Beschwerden, Hindernisse und Beschränkungen es auch in den Verkehrsverhältnissen und -einrichtungen Schleswig-Holsteins noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gab, der größte Übelstand war doch der, welcher dem Postwesen aus dem Zustande der Wege erwuchs. Nicht nur da, wo der Rollfuhrmann mit seinem unbeholfenen Gespann oder die Post mit ihren elenden Planwagen, welche noch in den vierziger Jahren allgemein gebräuchlich waren, oft meilenweit die Heide zu passieren hatten, waren die unwegsamen Pfade der Schrecken eines jeden, der reisen mußte; auch im östlichen Holstein und in den Marschen waren die Wegezustände derartig, daß man nicht zu weit ging, wenn man sie in den Wochenblättern, in den „Provinzial-Berichten" und anderen periodisch erscheinenden Zeitschriften geradezu als „Landplage" bezeichnete. — Auf den Heiden liefen hunderte von Wagenspuren so kreuz und quer durcheinander, daß es nichts Seltenes oder Überraschendes war, wenn der Fuhrmann die

---

[1]) J. v. Schröder, Geschichte und Beschreibung der Stadt Schleswig.
[2]) Ebendaselbst.

Digitized by Google

Richtung verlor und er samt den Reisenden auf offener Heide übernachten und den Morgen abwarten mußte.

Zwar hatte man streckenweise die Richtung durch Pfähle gekennzeichnet, und bei Bomerlund wurden sogar im Jahre 1799 drei Leuchtfeuer für die Fuhrleute errichtet; aber solche vereinzelte Vorsichtsmaßregeln verschlugen nicht viel. So hatten noch im Jahre 1837 meine Eltern das Mißgeschick, auf der Reise von Tondern nach Itzehoe, und zwar auf der Strecke zwischen Rendsburg und Itzehoe, irre gefahren zu werden, so daß sie, die am Spätabend in Itzehoe eintreffen sollten, erst am andern Morgen dort ankamen. Der Rollwagen, mit dem meine Mutter am nächsten Tage nach Glückstadt weiterfuhr, geriet zwischen Itzehoe und Neuenbrook dermaßen in den aufgeweichten Boden des Weges hinein, daß er vollständig festfuhr und erst mehrere Stunden später mittels „Gewaltvorspanns" wieder flott gemacht werden konnte.

Im östlichen Holstein waren es die entsetzlichsten Lehmwege ohne jeden Grand- oder Steinbelag, die den Schrecken des öffentlichen Fuhrwesens bildeten, und in den Marschen waren es die noch viel schlimmeren, oft zur Herbstzeit auch noch überschwemmten Kleiwege, welche ein Passieren zur Abendzeit geradezu lebensgefährlich machten. Ja, als im Jahre 1849 — um welche Zeit unser schleswig-holsteinisches Postwesen unter der Oberleitung eines besonders einsichtigen Mannes, des späteren Bankiers und nachmaligen Gründers der „Kieler Zeitung," Dr. phil. Wilhelm Ahlmann, dem es viel zu danken hat, stand — auch der Westen unsers Landes durch die Bemühung des damaligen Fuhrkommissars Brandt in Flensburg (vorher Postverwalter in Barmstedt und zuletzt (bis 1875) Postdirektor in Itzehoe) seine erste regelmäßige Verkehrsverbindung auch nach Osten durch eine Post von Wrist nach Meldorf erhielt, da gehörte es auf der berüchtigten Strecke des „Schweinemoors" zu den im wörtlichen Sinne alltäglichen Vorkommnissen, daß entweder die Post selbst oder einer ihrer „Beiwagen" umwarf oder festfuhr. Selbst die Ortsstraßen in Flecken und Städten befanden sich oft in einem solchen Zustande, daß die schwerfälligen, stark beladenen Postwagen nicht selten in größter Gefahr waren, auch hier noch entweder Radbrüche oder sonstigen Schaden zu erleiden, weshalb der „Schwager" gehalten war, „auf Steinpflaster in einem gemäßigten Schritt-Tempo" zu fahren. Trotz aller Vorsicht des Postillons gab es denn auch beim Passieren von Ortschaften oft Unglück und Schaden genug, und es kam u. a. in Meldorf vor, daß der schwere Postwagen in der Klosterstraße eine solche Erschütterung verursachte, daß davon ein ganzes Haus einstürzte. Freilich wird das Haus ja danach gewesen sein; aber immerhin muß doch das Straßenpflaster die Hauptschuld getragen haben, sonst wäre doch so etwas nicht möglich gewesen.

Einen bedeutsamen Fortschritt erfuhr der Verkehr durch die im Jahre 1831 fertiggestellte erste Kunststraße des Landes: die Chaussee von Altona nach Kiel. Um die Mitte des Jahres 1832 konnte auf dieser Straße eine tägliche Post zwischen Altona und Kiel eingerichtet werden, während bis dahin nur einmal in der Woche eine solche in Kiel und Altona ankam. Es wurde ausdrücklich bestimmt, daß der Schwager zu jeder Fahrt auf dieser Strecke nicht unter 24 Stunden unterweges sein dürfe. Dieser Fortschritt wurde im „Kieler Korrespondenz-Blatt" durch folgende, besondere Befriedigung atmende Notiz dem Publikum bekannt gegeben: „Vom 1. Juni wird täglich . . . . eine Diligence nach Altona abgehen und täglich eine ankommen . . . . Zu gleicher Zeit wird mit der Diligence eine Briefpost verbunden, so daß man künftig täglich nach Hamburg, Altona und dem Auslande Briefe absenden und Briefe von dort bekommen kann." — Aber noch eine ganze Weile blieb der Fortschritt auf diese Strecke beschränkt; denn erst zu Anfang der vierziger Jahre wurde der Ausbau weiterer Kunststraßen im Lande unternommen.

Digitized by Google

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von **J. Butenschön** in Hahnenkamp.

Am 24. November 1896 fand in Kiel die feierliche Enthüllung des Denkmals statt, das unsere Provinz dem Gründer des deutschen Reiches und Befreier Schleswig-Holsteins von der Fremdherrschaft, Kaiser Wilhelm dem Großen, in dankbarer Erinnerung errichtet hat. Die Gegenwart des deutschen Kaisers und seiner Gemahlin hat aufs neue uns die sichere Bürgschaft gegeben, daß Schleswig-Holstein mit dem wieder erstandenen deutschen Reiche als ein wichtiges, unzertrennliches Glied verbunden ist: „up ewig ungedeelt."

Wie es um unser geliebtes Schleswig-Holstein stand, als der alte deutsche Bund, die verfassungsmäßige Vertretung des großen Deutschlands von 1815 bis 1863, die Pflicht hatte, über unsere Landesrechte zu wachen und uns gegen die Angriffe derjenigen zu schützen, die eifrig bemüht waren, unsere teuersten, wohl erworbenen Rechte auf gewaltsame Weise zu entreißen, vergegenwärtigen wir uns, wenn wir die politischen Zustände der Herzogtümer in den Jahren 1852—1863, die wir die Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins nennen, in einem Rückblick an uns vorübergehen lassen.

1. Die Entwaffnung unseres Landes und die Vereinbarung von 1852.

Nach der Wiederherstellung des Bundestages und den Tagen von Olmütz im November 1850 wurden Österreich und Preußen vom Bundestage mit der Pazifizierung des Herzogtums Holstein beauftragt. Unsere beiden deutschen Großmächte sollten als Friedensvermittler nach blutigem, unentschieden gebliebenem Kampfe das Aussöhnungsgeschäft ausführen. Es erschienen nun wieder Bundestruppen in Holstein, diesmal aber nicht, wie 1848 und 1849, um uns Beistand zu leisten, sondern zu dem Zwecke, das Land zu entwaffnen. In der preußischen Denkschrift vom 3. Dezember 1850 hieß es: „Preußen und Österreich werden gemeinsam die Rechte des Bundes wie die Rechte Holsteins wahrnehmen; zu diesem gemeinsamen Handeln Österreichs und Preußens dürfen die Herzogtümer ebensowohl wie die auswärtigen Mächte das Vertrauen fassen, daß kein wahrhaftes Recht wird gekränkt werden." Die Bundeskommissare versicherten bei ihrem Erscheinen in Kiel, sie seien gekommen, einen Zustand herzustellen, welcher dem deutschen Bunde erlaube, das Recht des Herzogtums Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältnis zwischen Holstein und Schleswig zu wahren. — Die Kadres der holsteinischen Armee sollten erhalten, die Festung Rendsburg, und zwar die ganze Festung mit dem Kronwerk und allen Werken nördlich der Eider, sowie Friedrichsort, das den Hafen von Kiel beherrschende Bollwerk, von der einheimischen Armee besetzt gehalten werden; das Kriegsmaterial sollte Bundeseigentum, die Marine ungefährdet und unter dem Schutze des Bundes bleiben. Die Dänen sollten, hieß es, Südschleswig räumen, sonst würden die Bundestruppen sie zurückdrängen.

Nach diesen Versicherungen der Vertreter der deutschen Großmächte übergab die Statthalterschaft in Übereinstimmung mit der Bundesversammlung sowie mit Zustimmung unserer Landesversammlung den Bundeskommissaren das in Waffen stehende Land, das sich und seine Rechte dem Pflichtgefühl des deutschen Bundes anvertraute.

Digitized by Google

„Jetzt steht die schleswig-holsteinische Sache so rein da wie Gold!“ rief Fürst Schwarzenberg in Dresden. „Deutschland wird das gute Recht entschieden schützen!“ Leider wurde von diesen den Herzogtümern gegebenen Verheißungen nicht eine einzige erfüllt!

Zwar wiesen Preußen und Österreich die den sogenannten „Notabeln“ (Mai 1851) vorgelegte dänische Verfassungsproposition, wonach zwischen dem Königreich und dem Herzogtum Schleswig eine engere verfassungsmäßige Gemeinschaft stattfinden, Holstein und Lauenburg dagegen eine mehr abgesonderte, selbständige Stellung erhalten sollten — ein Entwurf, der von den holsteinischen Vertrauensmännern einstimmig verworfen wurde —, entschieden zurück. Auch beriefen sie sich noch im Oktober 1851 auf die Erklärung des Königs-Herzogs vom 7. September 1846 und verlangten die Rückkehr zu dem status quo ante sowie Garantieen für eine gleichartige Verwaltung und Gesetzgebung in beiden Herzogtümern. Allein nachdem in Kopenhagen ein Ministerwechsel in „konservativem“ Sinne stattgefunden, begannen die deutschen Mächte, ihre Forderungen herabzustimmen. Nach zweimonatigen Verhandlungen war die „Vereinbarung“ mit den Dänen herbeigeführt.

Die Grundlagen, auf denen diese Vereinbarung beruhte, waren folgende: Die deutschen Mächte gingen auf die von Christian VIII. aufgestellte Gesamtstaatsidee ein, nur mit einem sehr wesentlichen Unterschiede; denn während Christian VIII. die Verbindung der Herzogtümer unangetastet fortbestehen lassen wollte, ließ man sich deutscherseits jetzt dazu bewegen, auf diese Verbindung zu verzichten. Man begnügte sich damit, daß die dänische Regierung die Verpflichtung übernehme, Schleswig nicht Dänemark einzuverleiben, noch irgend die Einverleibung bezweckende Schritte zu unternehmen. Holstein sollte in derselben politischen Verbindung zu Schleswig stehen wie Dänemark, abgesehen von den Instituten, die beiden Herzogtümern gemeinsam blieben.

Das älteste und teuerste „Landesprivilegium,“ die Verbindung der Herzogtümer, war also von den deutschen Mächten im Widerspruch mit ihren früher uns gegebenen Zusicherungen aufgegeben worden. Die Mächte verstanden sich auch noch zu einer Anerkennung des neuen Prinzips von der „Integrität der dänischen Monarchie.“ Auch von dem Rechte der Herzogtümer, selbständige Staaten zu bilden, wurde ein gut Teil preisgegeben. Man begnügte sich, in dieser Beziehung Folgendes zu bedingen: 1. Die Erhaltung „selbständiger Verfassungs- und Verwaltungs-Einrichtungen,“ 2. „daß die gleiche Berechtigung aller Landesteile aufrichtig angenommen und in ihren Folgen anerkannt werden müsse,“ und 3. „daß die den verschiedenen Landesteilen gebührende Stellung als Glieder eines Ganzen, in welchem kein Teil dem andern untergeordnet sei, durch entsprechende Einrichtungen gewahrt werden würde.“ — Die verfassungsmäßige Verbindung sämtlicher Landesteile zu einer gesamten Monarchie sollte herbeigeführt werden „auf gesetz- und verfassungsmäßigem Wege, also nach Beratung mit den Ständen der Herzogtümer, durch Verhandlungen mit dem Reichstage und unter Mitwirkung der Lauenburger Ritter- und Landschaft.“ Dänischerseits wurde in der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852, die das Resultat der „Vereinbarung“ bildete, das Versprechen gegeben, daß in Schleswig der deutschen und der dänischen Nationalität völlig gleiche Berechtigung und kräftiger Schutz verliehen werden würden. Gleichzeitig wurde in dieser Bekanntmachung verheißen, „daß jedes der beiden Herzogtümer hinsichtlich seiner bisher zu dem Wirkungskreise der beratenden Provinzialstände gehörigen Angelegenheiten eine ständische Vertretung mit beschließender Befugnis erhalten werde.“ Die Dänen ließen es also ihrerseits den Herzogtümern gegenüber nicht an Versprechungen fehlen. Nach dieser „Vereinbarung“ übergaben die deutschen Mächte die pazifizierten Herzogtümer der

Digitized by Google

dänischen Regierung mit dem Versprechen, nicht bloß für die getroffene Vereinbarung in der Bundesversammlung einzustehen, sondern auch den dänischen Absichten bei der Regulierung der Erbfolge entgegenzukommen.

Im Mai 1852 wurde von Preußen und Österreich in einer gemeinsamen Denkschrift dem Bunde das Resultat ihrer Vereinbarung mitgeteilt. Die Bundesregierungen gaben in der Sitzung vom 29. Juli ihre Zustimmung, unterließen aber nicht, ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß es unmöglich geworden, die Lage der Herzogtümer besser zu wahren; einige ließen es nicht fehlen an ausdrücklicher Verwahrung gegen die Folgen dieser Abmachungen. Es wurde nun, um sich weitere peinliche Erörterungen zu ersparen, jede vorherige Prüfung durch einen Ausschuß für entbehrlich erklärt, und so wurde noch in derselben Sitzung, in welcher der dänische Bundestagsgesandte die Bekanntmachung vom 28. Januar der Bundesversammlung vorlegte, die Vereinbarung durch Stimmenmehrheit als den Rechten und Interessen des Bundes entsprechend anerkannt. Nur einzelne Regierungen haben damals darauf bestanden, Prüfung durch einen Ausschuß zu verlangen. —

Im Januar 1851 wurde die schleswig-holsteinische Armee aufgelöst und Holstein mit ungefähr 50 000 Preußen und Österreichern besetzt. Diese Bundestruppen waren damals, als sie bei uns anlangten, keineswegs in kameradschaftlicher Stimmung; denn das Verhältnis zwischen Österreich und Preußen war zu der Zeit ein sehr gespanntes. Preußen war ja kurz vorher in Olmütz gedemütigt worden, indem es nach längerem Sträuben eingewilligt hatte, der russischen und österreichischen Politik sich zu unterwerfen. Die herrschende Mißstimmung trat bei uns in Holstein überall hervor. Wenn man von den beiden deutschen Großmächten sprach, so kam Preußen stets am schlechtesten weg; es wurde angesehen als Urheber unseres Mißgeschicks. Die Österreicher machten kein Hehl daraus, daß sie die Preußen gezwungen hätten, Holstein mit zu besetzen, um diese verhaßten Gegner recht tief zu demütigen. Als sie bei uns ankamen, fühlten sie sich „an Siegen und an Ehren reich"; denn ihre Waffen waren unter dem alten Feldmarschall Radetzky siegreich in Italien gewesen, und auch den Aufstand der Ungarn hatten sie — freilich nur mit russischer Hülfe — niedergeworfen.

Die österreichischen Offiziere, mit denen wir vielfach während der Pazifizierung Holsteins in Berührung kamen, waren in ihrem Auftreten volkstümlich, in ihren Gesprächen mit uns durchaus nicht „zugeknöpft," äußerten sich über Preußen und seine Macht selbstverständlich mit großer Geringschätzung. Einer dieser Helden, der mit seinem Truppenteil im Sommer 1851 in einem Dorfe lag und mit uns manche Stunde über Politik plauderte, hatte schon damals die Ansicht, daß, solange zwei Großmächte in Deutschland an der Spitze ständen und sich gegenseitig zu bekämpfen suchten, ein einiges, starkes deutsches Reich nicht zustandekommen würde. Er meinte ferner, daß es früher oder später zu einem Entscheidungskampfe kommen müsse, und dann, ja, dann würden sie voraussichtlich als die Stärkeren, als Sieger aus demselben hervorgehen. Wie sehr die Österreicher sich in ihrem Gegner getäuscht, davon haben sie sich 15 Jahre später — 1866 — überzeugen können. Die österreichische Mannschaft in Holstein bestand meistens aus nichtdeutschen Elementen, hauptsächlich aus Ungarn, angesehen als das „Strafkorps," da sie unter ungarischen Generalen gegen Österreich gefochten hatten, und nun dazu gebraucht werden sollten, die Schleswig-Holsteiner zu entwaffnen.

In dem benachbarten Hamburg lagen 12 000 Österreicher, vom Volk wegen ihrer weißen Waffenröcke „die Weißröcke" genannt. Wir erinnern noch aus jener „Zeit der Reaktion," daß Pfingsten 1851 eine arge Schlägerei stattfand zwischen

Digitized by Google

Militär und Zivil, und daß „die Weißröcke“ bei diesem Exzeß sogar scharf geschossen hatten auf das Volk, was denn die österreichische Regierung veranlaßte, den Kommandanten abzuberufen und die Truppen wegzunehmen. Übrigens hatte die Mannschaft Hamburg schon als eine kaiserlich österreichische Stadt angesehen; denn ein Soldat hatte geäußert, er habe niemals geahnt, daß sein Kaiser in dieser Gegend eine so schöne Stadt besitze! — In Holstein lagen Österreicher und Preußen meistens von einander getrennt; nur Rendsburg hatten sie während der Pazifizierung gemeinschaftlich besetzt. Hier wurde zur größten Schmach Deutschlands unser reiches Kriegsmaterial, das Eigentum Schleswig-Holsteins, Dänemark überliefert, welches traurige Geschäft Österreich besorgte. Nach Beendigung der diplomatischen Verhandlungen wurde Holstein von den Bundestruppen geräumt und Schleswig-Holstein von Deutschland seinem Schicksal überlassen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilh. Wisser** in Eutin.

23—27. Vun de dumm' Fru. *)

23. De grot Not. **)

Dgr is mal 'n Dachlöner weß, de hett sik hunnert Dgler öwerspart hatt. Un do secht he mal to sin Fru, de wüllt se ne èr angan, èr grot Not kümmt. 'n pgr Dgg nahèr — de Mann is grg' up Arbeit weß — do kümmt dgr 'n Reisen [1]) to 'n Bidd'n, dat is so 'n groten Kèrl weß.

Do frggt de Fru em, wat hè grot Not is.

Ja, sech' 'e, hè is in grot Not.

Ja, sech' se dunn, èr Mann harr secht, wenn grot Not köm, de schull de hunnert Dgler hebb'n. Un do gifft se em dat Geld, un de Reisen geit dgrmit af.

Nahèr, do kümmt èr Mann je vun de Arbeit.

‚So, Vadder', sech' se, ‚grot Not is hier vundgg [2]) al weß. Ik hess em de hunnert Dgler mitgèben.'

‚Wat?' secht de Mann. ‚Dn heß dat Geld wechgèben? Dn büß je wul rein ne rech klók?' [3])

---

*) In den hier mitgeteilten fünf Märchen, die sämtlich von der ‚dummen Frau' erzählen, sind drei verschiedene Motive behandelt: 1. ‚de grot Not' oder ‚de lang' Hars', 2. ‚de Mann vun 'n Himmel oder ‚de Mann ut 'n Paradies', 3. ‚de Ossenhannel' oder ‚de Koohannel'. Nr. 23 enthält das erste Motiv allein, Nr. 24 das erste verbunden mit dem dritten, Nr. 25 u. 26 das zweite allein, Nr. 27 das dritte verbunden mit dem zweiten.

‚Zweifellos' — schreibt mir Herr Professor Bolte in Berlin, unser erster Märchenkenner — ‚haben die Schwänke von der ‚dummen Frau' (vgl. Köhler I 341. 391) ursprünglich gesondert existiert und sind bisweilen später durch die Formel, der Mann wolle noch dümmere suchen (Köhler I 81. 218. 266. 505) mit einander verbunden worden. Insbesondere können wir den Schwank von der Frau, die den fahrenden Schüler nach dem Ergehn ihres verstorbenen Sohnes fragt (Pauli, Schimpf und Ernst, 1522. Kap. 463), oder die den Ausdruck Schüler von ‚Paris' als ‚Paradies' mißversteht (Bebel, Facetiae, 1514. II 50), weit hinauf verfolgen; vgl. meine Anmerkung zu Frey, Gartengesellschaft 1896. Kap. 61.'

Die Verbindung des ersten Motivs mit dem dritten in Nr. 24 ist unanfechtbar. Nicht unbedenklich dagegen scheint mir die Verbindung des dritten Motivs mit dem zweiten in Nr. 27.

**) Für die ‚große Not' (den store Nod) wird auch in einem dänischen Märchen (Grundtvig, Gamle danske Minder I 28, vgl. Köhler S. 342) Geld gespart, wie denn überhaupt unsere holsteinischen Märchen mit den nordischen sich vielfach berühren und oft ganz auffallend übereinstimmen.

Digitized by Google

‚Ja,' sech' se, ‚du ses [4]) je doch, wenn grot Not kŏm, de schull dat Geld mithebb'n. Un hê se je, hê wêr dat.'

Nach ‚Mars Hinnerk' Frank, Arbeitsmann in Lensahn, geb. 1830.)

Anmerkungen: [1]) Reisender, Handwerksbursch. [2]) von Tage d. h. heute. [3]) ein milderer Ausdruck für ‚verrückt'. [4]) sagtest.

24. De lang' Hars *) un de Ossenhannel. **)

Dar is mal 'n Burfru weß, de is so dumm weß un so verswennern. [1]) Un er Mann, de hett ümmer secht, se schull doch sparn un schull ern Krom to Rg' hol'n. [2]) Se schull dar doch an denken, dat de lang' Hars [3]) kŏm.

Na, toletz do hett se je all'ns spart un up 'n Dutt [4]) hol'n, Flesch un Speck un Wüß un all'.

Nu kümmt dar mal 'n Reisen, dat is so 'n groten, lang'n Kerl weß.

Do fragt se em, wat hê de lang' Hars is.

Ja, sech' 'e, dat is hê.

Ja, sech' se dunn, er Mann harr dar al ümmer vun secht, se schull dar to sparn, wenn de lang' Hars kŏm. Un un schull he dat uk all' mithebb'n, sech' se, wat se up 'n Dutt spart harr.

Naher, do kümmt er Mann je to Hus.

‚So, Vadder,' sech' se, ‚nu is de lang' Hars hier al weß, un ik heff em dat all' mitgeben, so vel as he man dregen kunn.'

Ne, secht de Mann, wenn se so dumm is, denn will he in 'e Frömm'. Wenn hê noch mêr so 'n dumm' dragen deit, sech' 'e, denn kümmt he wa' to Hus, süß [5]) kümmt he ne weller.

Darup geit he je wech.

Abens kêrt he in 'n Wêrtshus [6]) an, dar is 'n Brôerê [6]) bi weß, un se hebbt Ossen fett makt.

Do vertell't de Wêrtsfru — dat is 'n Wittfru weß — de vertell't em, se harrn ach [7]) fett Ossen up 'n Stall' hatt, de harr se kortens [8]) göt verköfft, an 'n frömm'n Slachter. Dat Geld harr se noch ne kregen — hê harr gra' niks bi sik hatt —, awer dat harr je niks to segg'n; hê harr er vêr Ossen to Ünnerpand laten.

Do denkt de Mann, as he dat hört: ‚Dat Minsch is doch noch dummer as din Olsch, denn vêr Ossen sünd doch noch mêr wêrt as wat se den Kêrl mitgeben hett.'

Un do geit he wa' hen to Hus den annern Morgen un secht: ‚Mudder, ik kam weller; dat gifft noch mêr so 'n dumm'.'

Nach Frau Wwe Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) verschwenderisch. [2]) zu Rate halten. [3]) Herbst. [4]) auf dem Haufen d. h. zusammen gehalten. [5]) sonst. [6]) Die neueren Formen sind ‚Wirtshus' und ‚Brueri' d. h. Brauerei. [7]) acht. [8]) kürzlich.

25. De Mann vun 'n Himmel. *)

Dar is mal 'n Götsbesitzersfru **) weß, de is so dumm weß.

Er Mann is al dot weß; se hett sik 'n Verwalter hol'n.

*) In einem Märchen bei Pröhle (Kinder- und Hausmärchen Nr. 50) heißt ein Mann seine Frau Geld aufheben und einen Ochsen füttern für den langen Winter. Bei Meier (Volksmärchen aus Schwaben S. 303) holt die Frau Speck u. dgl. für den langen Frühling usw. Vgl. Köhler I 341 f.

**) Vgl. die Anmerkung zu Nr. 27.

*) Vgl. Köhler I 383 f. und die Anm. zu Nr. 27.

**) Da diese scheußliche Zwitterbildung einmal gäng und gäbe ist und es ein anderes, echtes Wort im Plattdeutschen dafür nicht giebt, so habe ich sie hier beibehalten. Sie ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie sich das arme Plattdeutsch von dem rücksichtslosen Hochdeutsch willig mißhandeln läßt.

Digitized by Google

Nu êmal gbens, do kümmt dar 'n Kêrl bi ęr achter 't Finster, de hett sik ganz witt [1]) behäng't hatt. De secht to ęr, hê kümmt vun 'n Himmel nu schall ęr vęlmal grüß'n vun ęr'n Mann — ęr Mann is noch ne lang' dot weß —, den' geit dat dar so truri, sech' 'e, hê mutt Gôß' hôd'n. [2])

Do dur't [3]) ęr dat je so, un se gifft em Geld mit, dat schall hê ęr'n Mann mitnęm'n.

As de Kêrl ęben wech is mit dat Geld, do kümmt de Verwalter to Hus.

Do vertell't se den' dat. Dar is 'n Mann weß, sech' se, de is vun 'n Himmel kam'n un hett ęr 'n Gruß brächt vun ęr'n Mann. Den' güng' dat dar so truri: hê harr ne ên'n Schillink Geld. Un nu harr se em wat mitgęben.

Do löppt de Verwalter gau hen un sadelt sik 'n Pêrd un ritt den Kêrl ng.

Hê kricht em uk richti int Og, gwer do löppt de Kêrl na 'n Torfmör rup. Un as hê em nariden will, do ward sin Pêrd int Mör fatz.

Do mutt he je afstigen un mutt sên, dat he sin Pêrd êrs wa' rutkricht ut de Meratz. [4])

As hê dat Pêrd wa' rut hett, do binn't he dat an 'n Busch an, un do löppt he den Kêrl to Fôt ng.

De Kêrl hett gwer wiltdeß [5]) sin'n witten Ümhank affmęten un löppt flink na de auner Sit rüm. Un do mękt he sik dat Pêrd los un ritt dęrmit wech.

Do hett hê s' duwwelt anfört.

Nach Frau Wwe Schlör in Griebel.

Anmerkungen: [1]) mit hellem i. [2]) Gänse hüten. [3]) dauert. [4]) aus dem Moraſt; M. ist im Plattd. weiblich. [5]) während dessen.

26. De Mann ut 'n Paradies.

Dar is mal 'n Burfru weß, 'n ol Wittfru, de is so dumm weß.

Nu kümmt dar mal 'n Reisen*) bi ęr an un bidd't. [1])

Do fragt se em, wo hê hęr kümmt.

Ja, hê kümmt ut Paris, sech' 'e.

‚Ut 'n Paradies?'

‚Ja, ut 'n Paradies.'

‚Och,' sech' se, ‚denn hett he min'n ol'n Mann dar uk sachs [2]) sên?'

‚Ja wul, lütt Fru,' sech' 'e, ‚dar heff ik noch mit snackt, as ik wech gan dö.' [3])

‚So?' sech' se. ‚Na, wo geit em dat dar denn?'

‚Och Gott,' sech' 'e, ‚dat geit em dar hêl leg'. [4]) De ol Mann mutt Swin hôden [5]) un hett niks mêr üm un an. Sin Schô, de sünd so twei [6]) — hê geit so to segg'n bart [7]) in 'e Stoppeln.'

‚Och, du lêwer Gott, ja! — Reist hê dar noch weller hen?'

‚Ja,' sech' 'e, ‚ik heff hier blots 'n bęten to dôn; nahęr reis' ik dar weller na tô.'

‚Och, min gô' Mann,' sech' se, ‚denn kunn hê je so gôt wesen un nęm'n min'n ol'n Mann 'n bęten mit.'

‚Ja wul, lütt Fru,' sech' 'e, ‚dat will ik gêrn dôn.'

Do gifft se em ęrn Mann sin sünndags Tüch [8]) mit, 'n ganzen Antoch, vun Enn' to Wenn', [9]) mit Hôt un Stęweln, un gifft em fösti Dgler mit, un denn

*) Ursprünglich ist es natürlich kein Reisender, sondern ein fahrender Schüler, der aus Paris kommt. Vgl. die Anm. zu Nr. 23—27.

Digitized by Google

noch 'n Swinsschinken vun 'n vêrti Pund,[10]) dat hê ut wat to lęben hett, ęr ol Mann. Un de Kêrl geit dar je mit los.**)

Nahęr — dat ward je Medda[12]) — do kümmt de Sön to Hus vun'n Plögen.

‚Och Gott, min Sön,' 'sech' se, ‚min beß Hans, hier is ên weß, de hett mi 'n Gruß brödht vun din'n ol'n Vadder. Den' geit dat dar so truri: hê mutt Swin höden un hett niks mêr üm un an.'

‚Mudder,' secht de Sön, ‚se hett den Kêrl doch niks mitgęben?'

‚Gott, ją, min Sön,' sech' se, ‚ik heff em Vadder sin'n sünndaß'n Antoch mitgęben un denn 'n par Schillink Geld un 'n bęten to lęben.'

‚Klas,' secht de Sön, ‚sadel mi mal gau den Appelschimmel, den Kêrl will ik ng.'

Na, de Knech de sadelt den Schimmel, un hê den Kêrl je ng.

De Reisen, as dê dat war ward, dat dar ên in vull'n Sprüng'n achter em an klebuddern[13]) kümmt, do markt hê je Unrat. Hê gau dör 'n Knick hendör un dat na dat hog' Körn heriu.

De anner de binn't sin'n Schimmel dar an, an 'n Busch,[19]) un dunn den Kêrl ng.

Dê dreit sik kort up 'e Hacken herüm in dat Körn, dunn wa' dör 'n Knick hendör un dat na den Schimmel rup, un dunn — heß 'n ne, denn krichs 'n doch[14]) — mit den Schimmel wech, as wenn de Dôwel achter em is.

Na, de anner de hört dat Klebuddern[19]) je, dat de Kêrl mit den Schimmel utrackt,[15]) awer do is 't je to lat.[16]) Wa' binu'nhgl'n[17]) kann he em je ne mêr.

Do gruwelt hê sik ut, wat hê segg'n will, wenn hê bi de Olsch in 'n Huf' kümmt.

As hê bi ęr kam'n deit in 'n Huf', ‚na, min Sön,' sech' se, ‚wo 's 't[18]) worden?'

‚Ja, Mudder,' sech' 'e, ‚ik heff em den Schimmel ut noch mitgęben.'

‚Dar heß du Gotts Lon an verdênt, min Sön,' secht de Olsch. ‚Nu brukt hê je ne to Fôt to gan, din ol Vadder, nu kann he sin Swin je ngriben.' —

Nach Hans Lemke, Arbeitsmann in Lensahn, geb. 1839.

Anmerkungen: [1]) sprich ‚birrt.' [2]) sachte, d. i. vielleicht. [3]) dö oder de: that. [4]) sehr schlecht. [5]) hüten. [6]) entzwei. [7]) barfuß. [8]) Sonntagszeug; ‚sünndas' wird aber als Adjektiv empfunden. [9]) von Anfang bis zu Ende. [10]) wörtlich: von ein 40 Pfund, d. h. von etwa 40 Pfund. [11]) ergänze: d. B. v. N. — d. b. N. so hen. [12]) Mittag. [13]) tonmalender Ausdruck für ‚galoppieren.' [14]) hast ihn nicht, dann kriegst ihn doch. [15]) ‚ausracken' sagt man auch im Hochdeutschen. [16]) spät. [17]) binnen holen, einholen. [18]) wie ist es. [19]) mit hellem u. [20]) reißt.

Vom Erntefest in Holm.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Das Erntefest auf dem Dorfe, wie es uns Joachim Mähl von seinem Heimatsorte Niendorf bei Hamburg schildert, und wie es ähnlich früher in Langenfelde und Schenefeld bei Altona gefeiert wurde, hat sich hier in Holm in abgeschwächter Form noch bis auf den heutigen Tag erhalten und lockt alljährlich soviel Neugierige aus der Umgegend herbei, als ob es „Holmer Kohlmarkt" wäre.

**) An dieser Stelle habe ich das Folgende ausgelassen:

As he 'n lütt Flach wech is, do röppt se em na: ‚Min goo' Mann,' sech' se, ‚kik he sik doch noch mal üm, dat ik em weller kenn'n doo, wenn ik em wa' to seen krig!'

He ritt[20]) gan . . . . un do höllt he ęr . . . .[11])

‚Si so!' sech' se, ‚nu ga he man los. Breet vun Gesich nu lank vun Nęs — nu will ik em wul weller kenn'n.'

Digitized by Google

Das Fest wird für einen Septembersonntag von Knechten und Mägden des Dorfes angestiftet, die Rolle des Bauern übernimmt ein Arbeiter.

Nachdem alles geordnet ist, setzt sich der Erntezug vom Gasthause her durch das Dorf in Bewegung, eröffnet von zwei Fahnenträgern zu Pferde, denen die Musiker folgen. Ihnen schließen sich die Erntearbeiter an, die ihre Sensen und Harken schön mit Blumen geschmückt haben und in ihrer malerischen Tracht einen hübschen Anblick gewähren. Es folgt der Wagen mit dem Säemann, der mit seinem „Kaff" (Spreu) durchaus nicht sparsam umgeht.

Ein anderer Wagen führt den Bacchus, der auf einer Tonne thront und sich mit Hülfe des geeigneten Materials eine gewaltige Leibesfülle zugelegt hat Der Pflüger hat seine liebe Not mit dem Pflugtreiber, der ihn immer im Stich läßt und durch allerlei Allotria die Lachmuskeln der Zuschauer in Bewegung setzt. Auf einem halben Fuder Stroh lagern die Dreschер, lassen die Branntweinflasche kreisen und stimmen ein Liedchen an. Sie geben gleich den vorigen mit ihren ledernen Brillen, wollenen Bärten und sonstigen Maskierungen, sowie mit ihrer zum Teil sehr mangelhaften Kleidung einen abschreckenden Anblick. Da bietet uns das feine Gefährt mit der festlich geschmückten Göttin nebst einem Engel ein lieblicheres Bild.

An einigen freien Plätzen des Ortes wird der Umzug unterbrochen. Dort liegt Stroh ausgebreitet, und der Bauer führt mit seinen Leuten die Erntearbeiten vor. Dabei werden meistens die Anordnungen des Bauern nach Eulenspiegels Weise ausgeführt. Nach vollendetem Umzug verkündet der Bauer dem versammelten Publikum in plattdeutscher und hochdeutscher Sprache das Lob des Bauernstandes. Auch Göttin und Engel erfreuen die Zuhörer mit geeigneten Vorträgen und werfen bei passender Wortbegleitung einige Erntekränze unter die Menge. Dann folgt das Tanzgelage, eröffnet mit dem Bauerntanz.

Nachstehend ein Beispiel von der Rede des Bauern:

„So! nu möch ik de ganze geehrte Versammlung bitt'n:
Enen Ogenblick recht still to stahn un to sitt'n.
Daermit ji mi in min Red nich stört,
Un jeder ok recht verstahn kann un hört.
Ik vertell ju min Red in fief lütte Stück
Un denk, an min Red schall garnix fehln.
Drum lat uns mal de Musikanten upspeleu:
„Nun danket alle Gott."

Fortsetzung:

„To'm eersten is de Buernstand de alleröltste Stand.
Dat makt uns all de Bibel bekannt.
Denn vun Adam, Kain, Noah un Isaak ward lesen,
Dat all düs fünd Ackerslüd wesen.
As Gott Adam ut dem Paradiese jagt,
Hett he sik düchdig mit de Buerarbeit plagt.
Un von Isaak ward uns ok vertellt,
Dat he hett as 'n Philister den Acker bestellt.
Un Kain schull de Acker nix dregen
To Straf vun sinen Brodermord wegen.
As Noah na de Sündflot ut den Kasten kem,
He sik den Buernstand to sin Geschäft annehm.
Un so kunn ik ju noch vele nennen,
De ji ok meistens woll selber ward kennen.
Un wöllt ji dat noch beter weten,
Denn mæt ji dat Bibellesen nich vergæten.

To'm tweeten is de Buernstand de allerhöchste Stand.
Dat makt uns ebenfalls de Bibel bekannt.
Daer steiht an vele Stellen to lesen,
Dat sölbst Könige fünd Buern wesen.

Digitized by Google

Ok unse Heiland in sin Vertellu
Deit uns oftmals vun den Säemann vermellu.
Ja! he vergliekt sik sölbst mit den Säemann,
Dat zeigt uns de Ehr vun den Buernstand an.
Ok heff ik in so 'n oles Bok mal lesen,
Dat in Preußen is mal een Buer wesen,
Dat weer sogar den König sin Fründ,
Wat sünst gewiß nich geern Buern sünd.
Un düsse Buer weer oftmals spaßig antohörn,
Wenn he los weer to'n Plögen un Föhrn.
He red sin Per up griechisch an;
Dat weer gewiß een gelehrten Mann.
He sprök griechisch, ingelsch, franzözsch un latin,
Un daerbi weer de Mann gewiß nich sin.
Un wenn de König mal to em keem,
He em as sinen gewöhnlichen Naber upnehm.
Upstets wöllt's all mit 'n Buern tuschen
Un em in sin Handwark fuschen.
Töv! Daer kamt noch mal slechte Tidu,
Un all de kamt up 'n Hund to riden,
De den Buern wöllt in 't Handwark fuschen
Un er schön Geschäft mit 'n Buernstand vertuschen.

To'm drütten is vun 'n Buernstand
Woll æverall de Nutzen bekannt.
De Buer, de sorgt vær jeden Stand,
He deckt den Disch in Stadt un Land,
Un schellt de Städter em vær dumm,
Nimmt he em dat ganz wenig krumm.
Denn denkt he in sinen goden Sinn:
Den Dummkopp nimm man selber hin.
Din Schimpen schast du bald vergeten;
Wenn ik nich kam, kanst du nich eten.
Min Botter smeckt di doch ganz god,
Ost lævst du ok dat Buernbrot.
Drum segg ik fast un ganz gewiß,
Dat de Buernstand sehr nützlich is
Vær jeden annern Lebensstand
Woll in 'e Stadt un up dat Land.

To'm veerten is de Buernstand
Recht suer un swaer uns wohlbekannt.
De Buer, de hett sin leewe Not,
Em geiht dat slecht, em geiht dat god,
He mutt sik all fröh morgens plagen,
Hett Möh un Last an allen Dagen.
In Hitt un Küll mutt he sik plagen,
Ost regnt em ok noch bi in 'n Kragen.
Wenn anner Lüd noch slapen dot,
Hett he all sine leewe Not.
Hett he nu sine Arbeit klaer,
Liggt vær em gliks een anner daer.
Hett endlich he mit vele Möh
Dat Land bestellt, Gras vær de Köh,
Un denkt mit goden Mot to aern,
So is so oft sin Möh verlaern.
Denn Regen, Wind un Hagelslag
Vernicht oft alls in eenen Dag.
Daermit he nu nich kommt to kort,
Verlett he sik up 'n leewen Gott
Un bit't em fliedig um sinen Segen,
Denn daran is ja alls gelegen.

To'm föften, hett he ok vel Leid,
So hett he denn ok werre Frend.
Wenn he denn na dat Feld rutgeiht

Digitized by Google

Un all sin Korn so recht schön steiht,
Un Fro un Kinner seht 't mit an,
Denn geiht sin Lust un Freud recht an.
Un kummt denn un de Aern heran,
Denn geiht dat los mit alle Mann,
Dat Feld voll Roggen aftomeihn
Un fixe Garben tohopen to dreihn.
Wiest denn dat Korn recht fix wat her,
Spandeert he noch 'n Buddel mehr;
He freut sik, wenn dat lustig geiht
Un jeder fliedig bindt un meiht.
Kummt denn de Aerndagabend ran,
Versammelt se sik Mann vær Mann,
Marscheert denn lustig mit Gesang
Un Juchhei in dat Dörp entlang.
Denn geiht 't so recht in Lust un Freud,
Ward manchesmal ok noch umdreiht,
De een up Tüffeln, de anner up Schoh,
De Knech mit de Deern un de Buer mit de Fro. —
Dat Döschen hört sik schön woll an,
Dat makt den Buern to 'n riken Mann.
Dat kummt em garnich an up 'n Dag.
Döscht ji man düchdig vull den Sack.
Drumm dreemal hoch den Buerustand,
He blöh un grön stets fort.
Dat is, wat ik vum 'n Buern weet
Un vum den Buerustand."

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

IV. Die Endung -by.

Wir begegnen dem Worte By zunächst im 10. Jahrhundert auf den heimatlichen Runensteinen in der Fassung bu, die der dänischen Form by im Gegensatze zum altnordischen bær entspricht, darauf in der bekannten Urkunde von Knut VI. vom 31. März 1196 in derselben Gestalt (Hasse, Urk. u. Regg. I). Die Endung findet sich in Ortsnamen aus Schleswig, Jütland, den dänischen Inseln, den ehemaligen dänischen Provinzen Schonen, Halland und Bleking, von wo sie sich über einen großen Teil Schwedens bis nach Finnland hinein erstreckt. Endlich zählt Worsaae in seinem Werke: „Minder om de Danske og Nordmændene i England, Skotland og Irland nicht weniger als 604 Ortsnamen Großbritanniens auf, die bereits im 11. Jahrhundert im Domesdaybook Wilhelms des Eroberers auf -by bezw. -bi ausgehen. In Norwegen, auf den Färöern und Island lautet die entsprechende Endung bær oder bö, ausnahmsweise byr oder by. Da man südlich von der Eider auf diese Endung nur vereinzelt stößt, sie überhaupt im Sächsischen und Deutschen unbekannt zu sein scheint, so ist der Schluß wohl berechtigt, daß sie ihre eigentliche Heimat im Norden hat.[1])

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes by war Einzelhof, der, wenn er ansehnlich war, Adelby hieß. Der Begriff erweiterte sich allmählich und bezeichnete später, wie aus dem jütischen Lov und der Übersetzung von Ekenberger (Thorsens Ausgabe nach dem Flensburger Kodex 1, 47) erhellt, das Haupt- oder Urdorf im Gegensatz zum thorp. Diese Unterscheidung hat sich bis in die neuere Zeit erhalten. In der alten dänischen Bibelübersetzung werden thorp und by neben einander genannt, ebenso bei Chr. Pedersen V, 438, 29 zu

[1]) In seiner Geschichte der geographischen Vermessungen und der Landkarte Nordalbingiens weist F. Geerz S. 261 darauf hin, daß man auch an der Oberelbe die Endung -by findet, z. B. in den Ortsnamen Barby, Brumby, Steckby. Vielleicht wäre hier an nordmannische Niederlassungen zu denken. Da mir die älteste vorhandene Schreibweise dieser Namen unbekannt ist, so wage ich darüber nicht zu entscheiden.

Digitized by Google

Anfang des 16. Jahrhunderts und Peder Syv, Danske Ordsprog 1688, I, 36. Bei Pontoppidan, Danst Atlas VII, 174 werden als dem Kirchspiele Gram eingepfarrt aufgeführt fünf Byer, zwei Torper und zwei Herregaarde. Heute ist by die allgemeine Bezeichnung für ein Dorf, doch dient das Wort im Schriftdänischen, und zwar bereits seit Jahrhunderten, auch als Bezeichnung für die Stadt (vergl. Kalkar, Ordbog til det ældre danske Sprog I, 306 und Thorsen, De med jydske Lov beslægtede Stadsretter for Slesvig, Flensborg, Aabenraa og Hadersley, 1855). Im Volksdialekt scheint es letztere Bedeutung niemals gehabt zu haben. Man vergl. Feilberg, Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål; Hagerup, Om det danske Sprog i Angel und Kok, Det danske Folkesprog i Sønderjylland I.

V. Die Endung -thorp.

Die älteste Form war thorp. So tritt das Wort in den ältesten Dokumenten uns entgegen. Aber bereits in Schriftstücken des 13. Jahrhunderts finden wir neben einander trop, drup, drop, dorp und terp, bis wir etwa zu Anfang des 15. Jahrh. die Form vielfach auf rop und rup abgeschliffen sehen. In seinem Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache stellt Friedrich Klinge folgende Formen vergleichend zusammen: mittel- und althochdeutsch dorf, altsächs. thorp, niederländ. dorp, angelsächs. Porp, englisch thorp, throp, altnord. Porp = kleineres Gehöft und endlich den gemeinsamen gotischen Stamm, der die Bedeutung von „Acker, Land" hat. Wer sich für eine weitergehende Etymologie des Wortes interessiert, den verweise ich auf Wilhelm Grimms Bearbeitung des Artikels Dorf im Grimmschen Deutschen Wörterb. II, besonders aber auf Strodtmanns Probe einer etymologisch-geschichtlichen Untersuchung über die Bedeutung der Ortsnamen im Herzogtum Schleswig (Osterprogr. der Flensburger Gelehrtenschule v. J. 1833, in verbesserter und erweiterter Form in des Verfassers Satnra, Heft I, Hamburg 1864).

Das altdänische thorp, wie das altdeutsche dorf dem Gotischen entsprungen, bezeichnet ursprünglich wahrscheinlich jede Ansiedelung auf dem Acker oder Lande. Wie aus einer im Jütischen Lov vorkommenden Stelle hervorgeht — in der plattdeutschen Übersetznng lautet sie, wie folgt: „Is dar ein klein Dörp gebuwet, in dat Veld, onde se hebben alle Acker, ond Wische gedelet, Vnde würden Kinnen, wat tho deme kleinen Dörpe, onde wat tho dem groten Dörpe gehöre? dat schölen weten de in deme Adelby, id est, In deme groten Dörpe wanen . . . ." — verstand man schon im 13. Jahrhundert unter thorp die kleinere, auf der Gemarkung des Adelby gegründete Ortschaft, die natürlich auch aus einem einzigen Gehöft bestehen konnte. Molbech (Dansk Ordbog) verweist unter Torp auf Christian V. danske Lov (1683), wo unter Torp auch ein vom Dorf ausgebauter Hof oder ein einzelnes Haus verstanden wird. Wenn man dem nicht immer zuverlässigen Wörterbuch-Verfasser Glauben schenken darf, bedeutet im östlichen Jütland das Wort Torp, welches aus der dänischen Sprache verschwunden ist, noch heute einen einzelnen Hof (Molbech, Dialekt-Lexikon). Wo der Name Torp allein auftritt und nachweisbar immer so lautete, da ist es nicht unwahrscheinlich, daß der also genannte Ort der erste war, der sich vom Adelby löste. Im andern Falle ist es kaum begreiflich, warum er ohne jede weitere Bezeichnung blieb. Mustern wir die Karte unserer nähereu Umgebung, so fällt unser Auge auf die Namen Tarnp (Ksp. Adelby) und Tarp (Ksp. Owersee). In einer Urkunde vom Jahre 1285 finden wir neben Biscoftofte und Baldeslöf den Ort Thorp verzeichnet. Der Name bezeichnet eines der soeben genannten Dörfer, welches, weiß man nicht. Im Volksmunde heißt ersteres Taarrep, letzteres Tahrp. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß wir in einem Kirchspiele die Bezeichnungen für ein Urdorf und ein Tochterdorf ohne jede nähere Bestimmnng vorfinden.

Mitteilungen.

1. **Seltene Gäste der westlichen Ostsee.** Wie in der „Heimat," Jahrgang 1899, S. 152 und 189, berichtet wurde, konnte derzeit der Zahl der seltenen Meeresgäste unserer Ostseeküste eine neue Art eingereiht werden, die große Schlangennadel (Nerophis aequoreus L.) Am 19. Mai d. J., an demselben Tage wie vor zwei Jahren, fand sich wieder unter der mit Buttstellnetzen erzielten Beute ein Exemplar dieses Fisches, das eine Länge von 48 cm hatte. Es war weiter in See zwischen der dänischen Insel Arröe und der Eckernförder Bucht gefangen worden und wurde mir von Eckernförder Fischern überwiesen gleich den beiden folgenden Gästen, dem Hechtdorsch und dem Sternrochen.

Nach der Gruppierung, welche die Professoren Möbius u. Heincke in ihrem Werke „Die

Digitized by Google

Fische der Ostsee" vornehmen, gehört der Hechtdorsch (Merluccius vulgaris Flem.), der an der norwegischen Küste bis ins Drontheim, südwärts bis ins Mittelmeer geht, wo er häufig ist, zu den marinen Südfischen, für welche als Zeit ihres Vorkommens in unseren Förden die zweite Hälfte des Jahres, meistens besonders die Zeit der beiden Monate September und Oktober festgelegt werden konnte. Es dürfte daher bemerkenswert sein, daß der mir gesandte Fisch dieser Art in einer Heringswade in der Eckernförder Bucht erst Ende Januar d. J. gefangen wurde. Der Hechtdorsch zählt zur Familie der Schellfische und ist den übrigen Dorscharten ähnlich, von denen er aber leicht dadurch zu unterscheiden ist, daß auf seinem Rücken nur zwei Flossen stehen, von denen die hintere besonders lang gestaltet ist und einer fast gleich langen Afterflosse gegenübersteht. Rücken- und Schwanzflosse sind schwarz gerandet, und die ganze Mundhöhle ist schwarz gefärbt. Unter dem Kinn fehlt der Bartfaden. Die beiden Kiefer sind mit zwei oder drei Reihen starker und langer Zähne besetzt. Im Plattdeutschen führt der Hechtdorsch die Bezeichnung Korfmul. Das hier erwähnte Exemplar war nur 47 cm lang, während der schlanke und kräftige Fisch eine Länge von über 1 m erreichen kann.

Der Sternroche (Raja radiata Donov.) kommt, wie in dem oben angeführten Werke berichtet wird, an den europäischen Küsten vom Busen von Biscaya bis nach Spitzbergen, außerdem in großer Menge bis Island und Grönland und an der Ostküste von Nordamerika vor. Schon im Kattegat ist er nicht selten, erscheint in der Ostsee aber als seltener Gast nur im westlichen Teil gleich den verwandten Arten, dem Keulen- oder Nagelrochen (Raja clavata L.), dem Glattrochen (Raja batis L.) und dem Stechrochen (Trygon pastinaca Cuv.) Neben diesen Arten wäre noch eine fünfte Art Raja fullonica L. zu nennen, die von Lenz in dem Verzeichnisse der Fische der Travemünder Bucht in den „Mitteil. der Geogr. Gesellschaft in Lübeck," II. Reihe, Heft 3, aufgeführt wird. Der Sternroche gehört zu den marinen Nordfischen, deren Erscheinungszeit für unsere Gewässer in die erste Jahreshälfte, besonders in die Frühjahrsmonate fällt. Auch das mir gesandte Exemplar wurde in der Eckernförder Bucht unter Langholz auf Buttnetzen Anfang Mai d. J. gefangen. Es hatte eine Länge von 48 cm. Der Sternroche erinnert in seiner Gestalt wie seine Verwandten an die Buttarten, in deren Gemeinschaft er sich auch meistens findet. Er trägt seinen Namen davon, daß die meist graue oder braune, häufig auch marmorierte Oberseite mit zahlreichen kleinern und größern Hautknochen besetzt ist, die eine sternförmige oder strahlige Platte und in der Mitte einen Stachel haben. Die gefangenen Rochen werden meistens wieder als wertlos von den Fischern über Bord geworfen, so daß über die Menge der an unserer Ostseeküste vorkommenden Rochen wenig Aufschluß gegeben werden kann. Es dürfte von Interesse sein, Beobachtungen darüber anzustellen, welche Arten von Rochen in den einzelnen Fischereigebieten unserer Ostseeküste gefangen werden, zu welcher Zeit und in welcher Menge es geschieht. In seinem Werke „Die deutschen Meere und ihre Bewohner" sagt Prof. Marshall über die vier zuerst genannten, als Standfische der Nordsee bezeichneten Arten: „Wir dürfen dieselben wohl auch als Standfische der Ostsee ansprechen, denn sie kommen auch hier vor, und es ist unwahrscheinlich, daß sie bei ihren trägen Bewegungen und bei der Art ihres Nahrungserwerbes, bei dem sie nicht rasch verfolgend, sondern langsam am Grunde suchend verfahren, auf dem weiten Umweg durch Kattegat, Belte oder Sund sich nur gelegentlich in das Baltische Meer sollten verirrt haben. Freilich finden sich alle vier Arten nur selten in der Ostsee und dann nur in ihren westlichen Teilen, aber das schließt nicht aus, daß sie deshalb immer, wenn auch nur in geringer Zahl, hier wirklich heimisch sein können."

Kiel. F. Lorentzen.

2. **Hochzeits- oder Taufmedaillen.** Ein hiesiger Landmann fand vor einigen Wochen auf einem Acker beim Steinesammeln eine Denkmünze, die Beachtung verdient, wenn sie auch nicht den Anspruch macht, ein „Altertum" zu sein. Sie ist geprägt aus einer Metallkomposition von weißlicher Farbe und hat einen Durchmesser von 52 mm und eine Dicke von 3 mm. Auf der einen Seite ist in guter, deutlicher Prägung dargestellt die Taufe Christi durch Johannis im Jordan, und die Umschrift lautet: DIS. IST. MEIN. LIEBER. SOHN. AN. WELCHEM. ICH. WOLGEFALLEN. HABE. * Auf der anderen Seite erkennt man die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; erstere trägt in der Rechten ein Kruzifix. Beider Häupter sind von einem Glorienschein umrahmt. Umschrift: QVIS. CONTRA. NOS. SI. DEVS. PRO. NOBIS. (Wer gegen uns, wenn Gott für uns.) Randschrift und Jahreszahl der Prägung fehlen. Wie der Direktor des Meldorfer Museums, Lehrer Goos, mir mitteilte, besitzt das Museum ein Exemplar. Es handelt sich um eine sog. Hochzeitsmedaille, wie sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Braut und Bräutigam oder deren Verwandten geschenkt wurden. — Sind dergleichen Medaillen häufiger? Ist Genaueres über Herstellung und Verwendung bekannt?

Windbergen. J. Schwarz.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 10. Oktober 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Barfod, Die Natur im Volksmunde. II. — 2. Butenschön, Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863. II. — 3. Pörksen, Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwicklung. III. — 4. Visser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 5. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 6. Bücherschau.

Bücherschau.

1. **„Unterstrom,"** Gedichte von Helene Voigt-Diederichs. Buchschmuck von Ciffarz. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. — Es ist ein Kunstwerk moderner Buchausstattung, wie es meines Wissens von einem Verleger noch nicht geboten worden ist. Zum ersten Mal ist der Versuch gemacht worden, durch zusammenstimmende gebrochene Farbentöne dem Buch eine ihm eigene Seele zu geben. Bisher war der Gedichtbänden beigegebene Bildschmuck weiter nichts als eine Darstellung, die rein äußerlich das Geschehene wiedergab. Ciffarz, der Meister auf dem Gebiete des Buchschmucks (durch sein Titelblatt zum Kunstwart wird er vielen bekannt sein), hat mit starker symbolischer Kraft die intimsten Stimmungsfeinheiten zum Ausdruck gebracht, ja, manche Stimmung, zu deren Deutlichmachung die Dichterin nicht das treffende Bild gewählt hat, ersteht unter des Zeichners Griffel zu wunderbarer Klarheit. Helene Voigt, eine geborene Schleswig-Holsteinerin, trat zuerst mit einem Band Novellen „Schleswig-Holsteiner Landleute" vor die Öffentlichkeit und errang durch diese Arbeiten voll Heimatklang und Heimatliebe wohlverdienten Beifall. Die Novelle scheint ihr Arbeitsfeld zu sein; wenn auch unter ihren Gedichten manches Schöne ist („Mittagsspuck," „Fallendes Laub," „Levkojen," „Es macht mich traurig," „Unvergessen"), so gewinnt man doch bei vielen Versen den Eindruck, als wolle die Dichterin auf jeden Fall originell sein; ihre Bilder sind oft auf Kosten der Schlichtheit und Schönheit gewaltsam und geziert. Und doch stehen ihr, wie einige Verse zeigen, einfache, schlichte Töne zu Gebot, die auch eigenen, neuen Klang haben. Ich glaube und hoffe, daß aus diesen Liedern der Dichterin innerlichste Eigenkraft redet; die anderen Lieder stehen zu sehr im Bann einiger Lyriker, die nicht verdienen, Schule zu machen. Liliencron und Falke sollen unsere Meister sein. Wilhelm Lobsien in Kiel..

2. In dem bekannten, vornehmen Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen seit einiger Zeit in rüstiger Aufeinanderfolge **Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte,** auf die ich die Leser der „Heimat" ganz besonders aufmerksam machen möchte. Die Bücher verdienen weiteste Verbreitung, ich halte sie für einen geradezu unentbehrlichen Bestandteil unserer Volksbibliotheken; ihres reichen, auch im Unterricht verwertbaren Inhalts wegen empfehle ich sie für Lehrerbibliotheken. Bisher sind u. a. erschienen „Der Bauer," „Der Soldat," „Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit." Vor mir liegt Band V: Hans Boesch, „Kinderleben in der deutschen Vergangenheit." Aus dem reichen

Digitized by Google

Inhalt führe ich an: Geburt, Taufe, erste Lebensjahre, Erziehung im Hause, Spielzeug und Spiele, Fest- und Feiertage, Schule (Klosterschule, deutsche Schulen, Schulbeginn, erste Schulzeit, Respekt vor dem Lehrer, Anschauungsunterricht, Armenschulen, Schulstrafen, Schulfeste), uneheliche, arme und verwaiste Kinder, Krankheiten und Tod. — Das Werk ist, wie alle anderen Bücher dieser Sammlung, sehr reich und interessant mit alten Holzschnitten geschmückt. Ich empfehle es sehr und weise jetzt schon hin auf das im Herbst erscheinende, aus der Feder Reickes stammende Werk „Das Schulwesen."

Kiel. W. Lobsien.

3. **Plattdeutsche Dramen.** Fritz Stavenhagen: 1. „Jürgen Piepers." Niederdeutsches Volksstück. 2. „Der Lotse." Hamburger Drama in 1 Akt. Beide bei August Harms-Hamburg, Grindel-Allee.

Die plattdeutsche Litteratur ist arm an dramatischen Werken. Joh. Meyers liebenswürdige Theaterstücke haben ihren Weg in die große Litteratur nicht gefunden, so oft und gern sie in unsern Landen gespielt und gehört werden; die Dramatisiernngen Reuterscher Erzählungen sind Halbheiten, die gerade die besten Freunde des großen plattdeutschen Epikers verletzen. Um so erfreulicher ist es, wenn uns der bisher unbekannte Schriftsteller Fritz Stavenhagen zwei plattdeutsche Dramen schenkt, die auch von der großen litterarischen Kritik sich Beachtung erzwingen werden.

Der Vorwurf zum „Jürgen Piepers" ist alt und oft behandelt: Der reiche und eigenwillige Bauer Jürgen Piepers ist bemüht, seinen einzigen Sohn glücklich zu machen. Darum will er ihn reich verheiraten. Der Sohn liebt aber seine arme Pflegeschwester. Kein Mittel ist dem Alten zu schlecht für die Erreichung seines Zieles. Er verschachert seine Pflegetochter, ladet eine Schuld auf die andere und bleibt zunächst Sieger. Als er aber auch den Sohn bis an den Rand des Todes gebracht hat, da muß er die Waffen strecken. „Wat ik dahn hew, däh ik för mien'n Sœhn," bekennt er. Beide kann die Erde nicht mehr tragen nach allem, was der Alte that. „En will nuf' Herrgott hem: mi oder em! He lęvt; denn gah ik!" Er geht in den Tod. Und am Schlusse haben wir die Gewißheit, daß dem Sohne aus den Trümmern seiner durch den Vater zerstörten Hoffnungen neues Glück erblüht durch die Vereinigung mit seiner Geliebten. — Der alte, störrige Piepers, ein echter Sohn Niedersachsens, ist trefflich charakterisiert. Der Kampf zwischen seinem Eigenwillen und seiner Vaterliebe, der zuweilen auch eine weiche Seite des Gemütes durchblicken läßt, ist packend und anschaulich gezeichnet. Von feiner Beobachtung des niederdeutschen Volkes zeugen die ungemein lebhaften Volksscenen. Überall begegnen uns lebendige, wahre Menschen, wenngleich nicht verschwiegen werden soll, daß Stavenhagen in der Darstellung der Begräbnisfeier nicht mehr ganz realistisch verfährt. Die Leidtragenden wollen „dat Fell versupen"; ihre Freude daran steigert sich zu einer solchen Rohheit, wie wir sie bei unserem Volke wohl kaum finden. Aber auch diese Scene ist in ihrer Durchführung mit Geschick bearbeitet. Die Volksscenen stören freilich in etwas den Gang der Handlung. Man hat zuweilen den Eindruck, als wollte der Verfasser recht oft Volkssitten zeigen und beleuchten. Dem Drama selbst ist damit nicht immer ein guter Dienst geleistet. Zuweilen auch appelliert der Verfasser ohne Grund an die Gefühlsduselei der Leser, wenn er Kinderchöre oder Kirchenglocken und Kirchengesänge wie zufällig einfallen läßt. Es ließen sich vielleicht noch andere kleine Ausstellungen machen; „Jürgen Piepers" ist eben ein Erstlingswerk, aber ein Werk, das Können und Kraft des Dichters verrät und hoffentlich seinen Platz auf der großen Bühne findet.

Geschlossener und formvollendeter noch ist „Der Lotse." Auch dessen Motiv ist nicht neu: das schwächliche Alter muß der kräftigen Jugend den Platz räumen. Bremer, der sechzigjährige Lotse, ist von einer schweren Krankheit genesen. Nun will er seine Lotsenfahrten, die während der Krankheit sein Sohn besorgt hat, wieder aufnehmen. Alle Bitten seiner Frau und seines Sohnes bringen den Alten nicht von seinem Plane ab. Er fühlt sich noch stark genug trotz des Alters und der zuckenden Nerven. Der Sohn, dessen Aussicht auf den Posten des Vaters zerstört ist, läßt sich in seinem Trotz auf zwei Jahre für die China-Expedition anwerben. Da fühlt der Alte selbst, daß er im Unrecht ist. Auf gütlichem Wege kann er den Sohn nicht von seinen Verpflichtungen losmachen. Da stürzt er sich ins Fleth. — Die streng geschlossene Handlung verläuft ruhig, ohne Sprung und Lücke. Wir verleben mit der Lotsenfamilie nur ein kurzes Nachmittagsstündchen, und doch gewinnt sie unser ganzes Interesse. Der Einakter ist nicht danach angethan, uns für eine Weile zu amüsieren, wohl aber, uns nachhaltig und tief zu ergreifen.

Ich wünsche beiden Stücken, daß sie recht bald an vielen Orten auch die Probe auf ihre Bühnenwirkung bestehen mögen. Sie tragen ihren Wert in sich; wenn sie dann auch noch der plattdeutschen Sprache einen Dienst erweisen, so ist das mit doppelter Freude zu begrüßen. Der Verfasser aber, der augenblicklich — trotz körperlicher Krankheit — an einer Bauernkomödie arbeitet, möge Kraft finden, auf der beschrittenen Bahn rüstig voran zu schreiten. R. Jungclaus in Kiel.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 10. Oktober 1901.

Die Natur im Volksmunde.

Von H. Barfod in Kiel.

II.

Unter den Vögeln steht die große Gruppe der Singvögel als Vertilger schädlicher Insekten seit den ältesten Zeiten in hohen Ehren. In Frankreich und Deutschland, selbst in Italien sind ursprünglich die Schwalben und das Heer unserer kleinen Sänger geschont worden. Der gegenwärtige Massenmord der Vögel in Italien beweist uns, daß hier die Erkenntnis von dem Nutzen dieser Tiere verloren ging, also gerade bei jenem Volke, das auf eine sehr alte, hochentwickelte Kultur zurückblicken kann. Daß aber auch bei uns Deutschen infolge der durch die Abkehr von der Natur erzeugten Superkultur viel gesündigt worden ist, das beweisen die Tierquälereien und Roheiten, welche mit dem Dohnenstieg bei dem „echt deutschen" Drosselfang begangen werden, das beweist das jetzt — Gott sei Dank — verbotene Lerchen- und Taubenschießen. Was lange als etwas Unrechtes florierte, das wurde erst durch das Vogelschutzgesetz vom 22. März 1888 in Schranken gesetzt. Wir begrüßen dies Gesetz mit Freuden als eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Angesichts der vielen Kämpfe, welche das Zustandekommen dieses Gesetzes erforderte, darf es unsere Generation um so weniger mit Stolz erfüllen, wenn wir daran denken, daß ähnliche und sogar weit schärfere Bestimmungen bereits im frühen Mittelalter in Deutschland bestanden haben. Wir schöpfen solche aus den Sammlungen der deutschen Weistümer. Der gesetzliche Schutz erstreckte sich besonders auf die Meisen. Diese galten für heilig und unverletzlich, galten als Propheten und bei den Letten sogar als Bringerinnen des Glücks. Glich das Zirpen der Meise dem Gerassel einer Feile, so sollte Regen im Anzuge sein. Der Wert einer Meise wurde dem eines Hirschen gleichgestellt. Wer eine Meise tötete, mußte 60 Groschen Strafgeld zahlen. Für eine Bermeise (Bartmeise?) mußte man einen Kapaun, 12 Kücken und 60 Schillinge entrichten. Wer eine Kohlmeise mit Vogelleim oder dem Schlaggarn fing, mußte dies mit

Digitized by Google

einer halben Henne und sieben Küken fühnen. Wer eine Schwanzmeise fängt, so heißt es, der ist um Leib und Leben. Die Art und Weise der Handhabe dieser gesetzlichen Bestimmungen entzieht sich natürlich meiner Kontrolle. Daß heute leider manche gesetzliche Bestimmung, Tier- und Vogelschutz betreffend, auch nur auf dem Papier geschrieben steht, darüber ist oft genug geklagt. Bereits im Altertum hatte man in Italien eine richtige Vorstellung von dem Nutzen der Meisen. Auf die Erhaltung und Pflege derselben zum Schutz gegen Insektenschäden zielt folgendes von Plinius empfohlene Mittel: Um die Raupen aus den Gärten zu verbannen, solle man daselbst einen Pferdekopf aufhängen. Wir Tierschützler und Vogelfreunde, die wir heutzutage Knochen mit Fleischresten, Speckschwarten, mit Schmalz gefüllte Nußschalen u. dgl. zur Winterszeit in die Obstbäume hängen, um unseren lieben Meisen den Tisch so zu decken, wie sie es gern haben, wissen den Wert des von Plinius empfohlenen Mittels zu schätzen, das eben dazu dient, die Meisen in unseren Gärten heimisch zu machen, damit sie ohne Scheu im Winter den unter der Rinde verborgenen Larven und Insekten nachspüren, zur Sommerzeit die Bäume von den Raupennestern säubern.

Ganz besonders sei noch der Lerche gedacht, die in Frankreich früher für heilig und unverletzlich galt. Die alten Gallier hatten sehr richtig erkannt, daß die Lerche der einzige Vogel sei, der das Getreide wirksam gegen seine Feinde zu schützen vermöge. Deshalb genoß die Lerche bei ihnen eine wahre Verehrung ähnlich wie der Ibis bei den Ägyptern. Während der Brutzeit nährt sich die Lerche fast ausschließlich von Insekten und deren Larven. Durch die Vertilgung der Schnellkäfer (Elateriden) und des Walzenbocks (Agapanthia gracilis) macht sie sich in hohem Maße nützlich. Die Larven der Schnellkäfer nagen an den Wurzeln des Getreides und werden hier von der Lerche aufgesucht. Ein schlimmerer Feind ist die Larve des Walzenbocks, welche im Stiel des Getreidehalms lebt, sich abwärts nagt und im Boden die Verpuppung erreicht. Vor der Reife bricht die Ähre ab, und nur der kahle Halm bleibt stehen. Bei uns kommt dieser Schädling nicht vor, dagegen richtet er in Südfrankreich ungeheure Verwüstungen an; der Schade kann sich bis auf ein Viertel der Ernte steigern und würde weit größer sein, wenn die Lerche nicht den Halm aufpickte und die Larven als fette Bissen verspeiste. Den Franzosen der Jetztzeit scheint diese Kenntnis von dem Nutzen der Lerche verloren gegangen zu sein; wie anders soll man sich sonst die merkwürdige Thatsache erklären, daß auf dem internationalen Vogelkongreß zu Paris im Jahre 1895 die Lerche nicht in die Liste der zu schützenden Vögel aufgenommen wurde. Die Folgen zeigten sich bald, und bereits im Oktober 1896 sah sich der französische Minister des Innern veranlaßt, durch ein energisches Verbot der Ausrottung der Lerche entgegenzutreten.

Es dürfte auch Nicht-Imkern bekannt sein, daß die Königin im

Digitized by Google

Bienenstaat der „Weisel" genannt wurde; weisellose Stöcke haben ihre Königin eingebüßt. Schon die Bezeichnung der Weisel weist darauf hin, daß derselbe früher fast allgemein als das Männchen oder der König im Bienenstaate angesehen wurde, bis Swammerdam im Jahre 1672 durch anatomische Studien das wahre Geschlecht desselben erkannt hat. Freilich war den alten Angelsachsen das längst bekannt; sie nannten die Königin Beomodor, d. h. Bienenmutter. In einem St. Gallener Bienensegen wird die Königin ebenfalls Mutter der Bienen genannt; nicht unmöglich, daß angelsächsische Mönche die Kenntnis auf schweizerischen Boden verpflanzt haben, doch ist sie späteren Geschlechtern wieder verloren gegangen.

Daß der Blitz eine Vorliebe für bestimmte Bäume hat, war längst bekannt. Man beherzigte den Spruch:

„Vor den Eichen sollst du weichen,
vor den Fichten sollst du flüchten,
doch die Buchen sollst du suchen!"

Die neuere Statistik hat die Richtigkeit dieser Lehren glänzend bestätigt. Nach den von D. Jonesco 1893 in den „Württembergischen Jahresheften für Naturkunde" veröffentlichten Ergebnissen werden sogenannte Stärkebäume (Eiche, Pappel, Weide, Esche, Ahorn, Ulme) bei gleichem Grundwasserstande viel häufiger vom Blitze getroffen, als die sogenannten Fettbäume (Buche, Nußbaum, Linde, Nadelhölzer), deren öldurchtränktes Holz dem elektrischen Schlage auch im Laboratorium einen viel größeren Widerstand entgegenstellen. Aus einer elfjährigen Statistik der Waldgebiete von Lippe-Detmold, die Carl Müller in „Himmel und Erde" mitteilt, geht ebenfalls hervor, daß der Blitz 56 Male die Eiche, den Baum des Jupiter, Thor und Perkun, traf, 3—4 Male Fichten, 20 Male Tannen, dagegen niemals Buchen, obwohl $^7/_{10}$ des Waldbestandes dort aus Buchen besteht. In Steiermark und Kärnten trat laut einer von Karl Prohaska (Graz) in der „Meteorologischen Zeitschrift" (1898, Heft 1) veröffentlichten Statistik dieser Gegensatz zwischen Eiche und Buche noch deutlicher hervor. Es ergab sich hier in sechs Jahren an Waldbäumen, deren prozentuale Beteiligung am Waldbestande dieser Alpenländer die zweite Zahlenreihe der nachstehenden Tabelle ausdrückt, folgendes Verhältnis:

Baumart:	Fichte	Tanne	Föhre	Lärche	Eiche	Buche	Birke
Blitzschläge	92	18	15	77	90	3	3
Baumhäufigkeit in Prozenten	50	4,7	16,2	8,1	2,8	11,6	2,1
Quotient der Gefährdung	1,8	3,8	0,9	9,5	32,1	0,3	1,4

Die Erle, welche 1,6 % des Waldbestandes ausmacht, wurde kein einziges Mal getroffen, während sich Eiche und Buche hinsichtlich der

Digitized by Google

Gefährdung wie $32{,}1 : 0{,}3$ verhalten; die Eiche wird danach 107 mal häufiger als die Buche getroffen. Pappeln wurden 43 mal vom Blitzschlag heimgesucht. In der Erwägung, daß in dem Gebiete die Pappeln ungleich seltener sind als die Eichen, wird man aus der Zahl der Blitzschläge (13 : 90) den Schluß ziehen dürfen, daß die Pappel den Blitz noch stärker anzieht, als die in dieser Hinsicht berüchtigte Eiche. Damit stimmt denn auch eine in der Umgegend von Moskau aufgestellte Statistik überein, laut welcher von etwa 597 vom Blitze getroffenen Bäumen mehr als die Hälfte — genau 302 — Weißpappeln waren. Man rät daher den Landleuten, Weißpappeln als natürliche Blitzableiter in Menge anzupflanzen. Übrigens stehen die Schwarzpappeln, wenigstens in unserm Lande, seit langer Zeit in demselben Rufe, insofern unsere Landleute gerade mit diesen Bäumen ihre Gehöfte umgeben. Die Wirkung derselben ist eine ähnliche wie bei unsern Blitzableitern, die einesteils dem Blitz den Weg ins Grundwasser anweisen, andernteils — und das ist die Hauptsache — infolge der Spitzenausströmung einen Ausgleich beider Elektrizitäten herbeiführen sollen.

Ein anderer Blitzableiter ist der aufsteigende Rauch, wie folgender Versuch lehrt. Man berühre zwei an einem Seidenfaden befestigte Markkügelchen mit der geriebenen Ebonitstange: die Kügelchen fahren auseinander und bleiben in der Schwebe. Sobald man unter dieselben ein brennendes Zündhölzchen hält, fallen sie wieder zusammen. Der Rauch, das Verbrennungsprodukt, macht die Luft leitend für Elektrizität, weshalb sich die Kügelchen sofort entladen. Nun verstehen Sie, weshalb in vielen Gegenden das Feueranzünden als Mittel zur Abwehr des Blitzschlages angewendet wird. „Feuer auf dem Herde ist gut gegen das Gewitter," hieß es schon im Jahre 1760. „Wo Herdfeuer brennt, da schlägt kein Gewitter ein," spricht der Bauer. Und daß nicht das Feuer, sondern namentlich der Rauch den Blitz fern halte, wußte man wohl; denn man wählte möglichst feuchtes Brennmaterial (grünes Holz, feuchtes Laub), das dicken Rauch erzeugte. Nun verstehen wir auch, daß hohe Fabrikschornsteine so wenig vom Blitz getroffen werden, wie eine in Schleswig-Holstein vorgenommene Statistik dargelegt hat. Kirchen wurden über 20 Male, Windmühlen sogar über 30 Male so viel vom Blitz getroffen, als die hohen Essen der Fabriken.

Seit alten Zeiten hat es niemals an Versuchen gefehlt, unheildrohendes Wetter an seinen heftigen, die Frucht bäuerlichen Fleißes zerstörenden Ausbrüchen entweder ganz zu verhindern oder abzuschwächen. Ich will nun nicht vom uralten Wetterzauber sprechen, nicht des uralten Glaubens von der wetterbrechenden Kraft des Glockenschalles gedenken, nicht von der in Frankreich herrschenden Sitte reden, der Hagelgefahr mit Strohbüscheln an Stangen zu begegnen; dagegen möchte ich auf den alten Versuch, durch Schießen dem Hagel entgegenzutreten, zurückgreifen. Das Wetterschießen war Ende des 18. Jahrhunderts in Österreich, auch in

Digitized by Google

Bayern und im Kurfürstentum Augsburg-Trier außerordentlich verbreitet. Zwar versuchte die Obrigkeit, mit allen Mitteln dieser Sitte entgegenzutreten. So erließ z. B. Maria Theresia ein Hofdekret gegen das „gotteslästerliche Wetterschießen"; unter Kaiser Josef II. wurde seit 1785 mit der größten Strenge vorgegangen. Die Gemeindevorsteher machte man persönlich für Übertretungen verantwortlich; gegen das revoltierende Volk mußte sogar das Militär einschreiten, Strafen von mehreren Jahren Eisen verhängte man über die Ungehorsamen — es half alles nichts: die Sitte des Wetterschießens und der Glaube an seine nutzbringende Wirkung hatte zu tief in der Anschauungswelt des Volkes Wurzel gefaßt. In Bayern wurde so lange und so heftig von den Gemeinden um Wiedergestattung des Schießens petitioniert, daß 1811 die Akademie der Wissenschaften in München mit der Erstattung eines Gutachtens vom Staate beauftragt wurde. Der Akademiker Imhof verfaßte infolgedessen eine vernichtende Kritik des Wetterschießens, die um so mehr übel angebracht war, weil man einesteils wenig oder garnichts vom Hagelprozeß wußte und anderenteils die von Imhof angestellten Versuche durch ihre leichtfertige und unwissenschaftliche Ausführung geradezu verblüffen. Trotz Polizeiverbots und vernichtender wissenschaftlicher Kritik hat sich die Sitte des Wetterschießens bis auf den heutigen Tag erhalten, ja, seit 1896 hat namentlich der Bürgermeister Albert Stiger in Windisch-Feistritz (Untersteiermark) die Versuche im großen Stile wieder aufgenommen, so daß sich nun auch wieder die wissenschaftliche Welt gemüßigt sah, ihre Aufmerksamkeit demselben zuzuwenden. [1])

Mehr noch als der Landmann für sein Getreidefeld hat der Winzer für seine Rebenpflanzungen im Frühjahr und Herbst die schädlichen Nachtfröste zu fürchten. Zum Schutz gegen dieselben verbrennt er seit langem Mist, Kartoffelkraut, Bohnenstroh u. dgl., um seine Pflanzungen ganz in Rauch einzuhüllen. Später hat die Wissenschaft die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens durchaus anerkennen müssen. Es ist Ihnen ja bekannt, daß die Nachtfröste nur bei klarem Himmel auftreten; die Wolkenschicht verhindert die starke Abkühlung der Luft, wie der Rauch die nächtliche Ausstrahlung der Erde.

Über die Fortpflanzung des Aales herrschte lange Zeit geheimnisvolles Dunkel; der Schleier scheint wenigstens durch die Entdeckung des

[1]) Eine weitere Darlegung der horizontalen Schießversuche geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Wer sich näher über das Wetterschießen informieren möchte, den verweise ich auf das Werk: G. Suschnig, „Albert Stigers Wetterschießen in Steiermark," Graz 1900, auf einen hieran angelehnten Aufsatz von unserm Mitgliede Herrn Schiller-Tietz (Kl.-Flottbek in Nr. 575 und 576 des „Prometheus"), auf einen Vortrag, den Dr. Wilh. Trabert im „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien" gehalten hat: „Hagelwetter und Wetterschießen" (veröffentlicht im 40. Bande der Schriften des Vereins, 1900).

Digitized by Google

Italieners Grassi gelüftet worden zu sein. Soviel steht wohl fest, daß die weiblichen Aale zur Geschlechtsreife in das Meer wandern, wo an den tiefsten Stellen die Paarung mit den zum größten Teile im Meere verbliebenen männlichen Aalen eintritt. Die Ostsee scheint nun für diese Zwecke nicht tief genug zu sein, und möglich ist, daß die Aale zum Kattegat in die tieferen Stellen an den norwegischen Küsten hinauswandern. Unsere schleswig-holsteinischen Fischer wußten längst von der Wanderung der Aale zu berichten, kannten auch die Richtung ihrer Wanderzüge. Sie müssen darum die Aalkörbe stets so aufstellen, daß der Eingang derselben immer der Wanderrichtung zugekehrt ist. Wollte einmal ein Fischer die Körbe entgegengesetzt aufstellen, so würde er nichts fangen.

Die von Dr. Emil Buerkel im Sommer 1899 angestellten Reusenversuche zwecks biologischer Studien über die Fauna der Kieler Föhrde haben dem alten Brauche der Berufsfischer, zum Fischfang nur leere Reusen, d. h. ohne Köder, auszusetzen, Recht gegeben; denn auch mittels der von Dr. Buerkel mit Köder versehenen Reusen wurde insgesamt nur eine geringe Spezieszahl von Fischen und andern Tieren gefangen, durchaus nicht mehr als mit Reusen, die einen Köder enthielten. (Vgl.: „Biologische Studien über die Fauna der Kieler Föhrde (158 Reusenversuche)“ von Dr. Emil Buerkel. Kiel und Leipzig: Lipsius & Tischer, 1900.)

Nachschrift: Wenn ich mir erlaubt habe, meinen in Bordesholm gehaltenen Vortrag der „Heimat“ zum Abdruck zu übergeben, so ist das namentlich auch deshalb geschehen, um unsere Leser zu veranlassen, nach ähnlichem Material zu fahnden, das alsdann gleichfalls in der „Heimat“ veröffentlicht werden könnte. Ich glaube, unserer Vereinsarbeit namentlich mit Rücksicht auf die Durchforschung heimatlicher Naturverhältnisse einen erfolgreichen Weg vorgezeichnet zu haben. Die Mehrzahl der obengenannten Beispiele lehnt sich an ein von Karl Müllenhoff, dem Sohne des bekannten heimatlichen Sagen-, Märchen- und Liederforschers, herausgegebenes Büchlein: „Die Natur im Volksmunde“ (Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1898), dessen Inhalt in folgende Abschnitte gegliedert ist: 1. Irrtümliche Beobachtungen. 2. Willkürliche Deutungen. 3. Lebensregeln durch Erzählungen aus der Natur veranschaulicht. 4. Poetische Darstellung richtiger Beobachtungen. 5. Genauigkeit der Beobachtungen. 6. Richtige Erklärung der Beobachtungen. Weil Müllenhoff auf unsere „Heimat“ ganz besonders Rücksicht genommen hat, empfehle ich dies Werk jedem Leser der „Heimat,“ ferner zur Anschaffung von seiten unserer Volks- und Schülerbibliotheken.

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von **J. Butenschön** in Hahnenkamp.

2. Die Zustände unseres Landes unter der dänischen Herrschaft.

Die deutschen Großmächte hatten es gewiß nicht beabsichtigt, wirklichen Verrat an den Herzogtümern zu üben; aber als Deutschland in Schwäche versunken war und man großes Vertrauen hatte zu den „konservativen“ Männern, die nunmehr wieder in Kopenhagen die Regierung leiteten, und als es unmöglich

Digitized by Google

geworden, auf der schiefen Ebene, auf welche man nach Preisgebung des Rechts geraten war, einen festen Standpunkt zu gewinnen, kam es dahin, daß die „Vereinbarung" von 1852 nicht weit hinter dem zurückstand, was der offene Verrat hätte leisten können. Und doch — was man in der Zeit der tiefsten Erniedrigung wohl nicht glauben mochte — sollte eine Zeit kommen, wo deutscherseits diese Vereinbarung angerufen werden mußte, um dem frechen Vorgehen der Dänen gegenüber als Wehr und Waffe zu dienen. Es kam dahin, daß die deutschen Regierungen fast einstimmig Dänemark verkündeten, daß, wenn nicht der Vereinbarung von 1852 unmittelbar Genüge geschehe, die Exekution erfolgen werde. Aber Deutschland konnte nicht den Mut und die Thatkraft finden, die angedrohte Exekution zur Ausführung zu bringen. Dänemark kehrte sich nicht an die Beschlüsse in Frankfurt, und die Drohung Deutschlands hatte keinen andern Erfolg, als daß Dänemark allen Beschlüssen zum Trotz die Lage der Herzogtümer fortwährend verschlimmerte.

Wir wollen in einigen Hauptzügen die damals herrschenden Zustände unseres Landes uns vergegenwärtigen und an einigen Beispielen aus dem Volksleben dem jüngeren Geschlechte unserer Zeit vor die Augen führen, in welcher traurigen Lage Schleswig-Holsteins Volk sich befand in der Drangsalsperiode von 1852—1863. Wir werden dann sehen, wie es in den Herzogtümern aussah, als in Kopenhagen das Volk thatsächlich zur Herrschaft gelangt war.

Jenseits der Königsau bestand eine mit den größten Rechten ausgerüstete Volksvertretung und eine völlig unbeschränkte Presse; diesseits derselben war die vormärzliche absolute Regierung wieder hergestellt worden. Damit aber wurden die Herzogtümer der schlimmsten Art von Fremdherrschaft preisgegeben; denn Friedrich VII. war bekanntlich trotz seiner deutschen Abstammung vom Scheitel bis zur Sohle Däne, dabei ohne Einsicht und Willenskraft, und wir waren unter der Herrschaft eines fremden, feindlich gesinnten Volkes.

Zunächst äußerte sich diese Gewalt in einer wilden Rachsucht. In der dänischen Presse wurden wir „Aufrührer" geschimpft. Daß man sich nicht schente, die bürgerliche Ehre desjenigen, der in den Augen der dänischen Wortführer als „Aufrührer" galt, auf freche Weise zu verdächtigen, davon aus jener Zeit nur ein Beispiel. Ein Herr Brolund wurde irgendwo in Holstein als Hausvogt angestellt. „Dagbladet" mißfiel diese Anstellung; der Angestellte, sagte es, sei Diener bei Beseler gewesen, und sei mit Kirchensilber einmal in mißliche Beziehung geraten, die nicht gehörig aufgeklärt worden sei. Diese Beschuldigung war ganz aus der Luft gegriffen, und der auf solche Weise Verdächtigte erhob Klage bei den Gerichten. Der Redakteur von „Dagbladet," Kandidat der Rechte Bille, ließ sich hierauf in seiner Verteidigung in folgender Art aus: Der Kläger habe erweislich an dem „Aufruhr" in den Herzogtümern sich beteiligt; folglich könne es ja nicht strafbar erscheinen, ihn öffentlich eines verhältnismäßig geringeren Verbrechens, z. B. des mißlichen Umgangs mit Kirchensilber, zu bezichtigen. Herr Bille, selbst Jurist, traute also den dänischen Richtern die Niederträchtigkeit zu, daß sie die bürgerliche Ehre eines „Aufrührers" als etwas, woran sich jedermann nach Belieben vergreifen dürfe, erklären würden. In dieser Voraussetzung fand sich Herr Bille allerdings getäuscht, denn er wurde zu einer, wenn auch verhältnismäßig nur geringen, Geldstrafe verurteilt. Als das Urteil publiziert wurde, fand sich in der gesamten dänischen Presse auch nicht eine einzige Stimme, die an dem niederträchtigen Grundsatz, den Herr Bille öffentlich geltend gemacht hatte, irgend Anstoß genommen hätte. Es war ja nur eben gegen einen „Aufrührer" geschehen!

Es entwickelte sich in kurzer Zeit eine so schmähliche Mißregierung, daß

Digitized by Google

selbst hochkonservative Männer, wie Adolf Blome und Scheel-Plessen, sich gedrungen fühlten, öffentlich als entschiedene Gegner der Regierung aufzutreten. Wie dänischerseits zu Werke gegangen wurde, wollen wir an einigen Beispielen aus dem Volksleben nachweisen.

Scheel, von Geburt ein Itzehoer, vormärzlicher Gesamtstaatsmann, machte mit den Männern der dänischen „nationalen" Partei gemeinsame Sache und wirtschaftete in Holstein öfters schlimmer als ein russischer Polizist. Eine Zeitlang war er Minister für Holstein und darauf Landdrost der Herrschaft Pinneberg bis gegen Ende des Jahres 1863. Das Münzgesetz vom 10. Februar 1854 wurde ohne Not und ohne Nutzen auf ungesetzlichem Wege eingeführt, und Herr Scheel war es besonders, der die Münzquälerei aufs eifrigste betrieb. Die gewaltsam eingeführte dänische Münze belästigte auf jegliche Weise den öffentlichen und den Privatverkehr, da Scheel mit seinen ihm ergebenen Werkzeugen dabei möglichst rücksichtslos verfuhr. Als z. B. der Gevollmächtigte der Gemeinde Wilster ihm nachweisen wollte, daß Stadt und Umgegend wegen des Verkehrs mit Hamburg nicht in der Lage seien, Hamburger Münzen entbehren zu können, wurde demselben in brüskem Tone erwidert, er müsse entweder das Gesetz strenge durchführen oder könne sofort als Verwaltungsbeamter abgehen. So wurde verfahren, wenn Beamte es wagen wollten, Rücksicht zu nehmen auf die thatsächlichen Verhältnisse unserer Bevölkerung. In einigen Orten, z. B. in Neumünster, war man stets bereit, das dänische Münzgesetz auf Schritt und Tritt zur Geltung zu bringen. Als dort der Gastwirt Fr. Harms in Veranlassung eines geselligen Vergnügens in seinem Lokal bekannt machte: „Entree 13 Schilling Reichsmünze oder 4 Schilling Kurant," wurde dieser Herr zur Verantwortung gezogen und wegen des für das Publikum erklärenden Zusatzes (Kurant) gebrücht. Ähnlich erging es einem andern Gastwirte, bei dem einige Beamte diniert hatten, und der den Betrag der Zeche arglos nach „Kurant" gefordert hatte und dafür sofort von den Gesetzeswächtern in Strafe genommen wurde.

Die Frauen vom Lande forderten beim Feilbieten von Butter und Eiern auf dem Wochenmarkt in Neumünster die Preise ihrer Ware stets ganz korrekt in „Reichsmünze." In einzelnen, indes wohl nur in seltenen Fällen ist es vorgekommen, daß Leute in der Zeit der Münzverwirrung sich auf unredliche Weise einen Vorteil zu verschaffen und ihre Mitbürger zu betrügen suchten. Dazu ein Beispiel als Ausnahme aus unserm Volksleben. Ein kleines Mädchen vom Lande soll in Elmshorn auf dem dortigen Buttermarkt eine Henne verkaufen für zehn Hamb. Schillinge. Die junge Verkäuferin fordert denn auch diesen Preis, aber ohne nähere Bezeichnung der Münze. Die Käuferin — eine Frau — zahlt zehn Schilling „Reichsmünze" (statt 32), und das arme betrogene Kind geht weinend seine Wege, ohne etwas gegen das betrügerische Weib machen zu können; denn das leidige „Münzgesetz" ist ja in Kraft getreten, und auf wohlwollende Beamte konnte man damals in Elmshorn nicht rechnen, die Herren galten als „dänisch gesinnt." — Es gab aber zu jener Zeit unter den Beamten auch rühmliche Ausnahmen, und es gingen die Betrüger im Handel und Wandel nicht immer ungestraft davon, was ein Vorfall beweist, der sich auf einem Markt in Wilster zutrug. Dort hatte ein Mann ein Pferd erstanden und wollte den bedungenen Preis in Thalern „Reichsmünze" (à 30 Schill. Kurant) entrichten, womit aber der Verkäufer nicht einverstanden war, denn diesir hatte „alte Thaler" (à 48 Schill. schlesw.-holst. Kur.) gemeint. Es entstand natürlich großer Lärm und Zusammenlauf; der herbeigerufene Beamte aber merkte gleich, daß es auf Betrug von seiten des Käufers abgesehen war, stellte sich daher in dem heftig entbrannten Streite ohne Bedenken auf die Seite des Verkäufers, indem er in derber holsteinischer

Digitized by Google

Weise in die aufgeregte Menge hineinrief: „Wo is de slechte Keerl, de sien Pęrd ni betahln will?" „Der schlechte Kerl," der den Verkäufer um mehr als 50 % hatte betrügen wollen, mußte klein beilegen und wurde gezwungen, sein gekauftes Pferd als redlicher Mann in alten Thalern zu bezahlen.

Wie stand es aber nun die Person des Herrn Scheel selber, des Urhebers des ganzen Münzskandals, der uns nicht einmal gestatten wollte, nach Hamburger Kurant zu rechnen; konnte er, der Gewaltsmann, im täglichen Verkehr seine Taschen rein halten von den von ihm verbotenen Hamburger Schillingen? Ein kleines offenherziges Kind möge uns über den hohen Herrn wahrheitsgemäß berichten. Eines Tages ist Scheel in dem Gasthofe in Pinneberg, wo er als Stammgast zu verkehren pflegt. Als er seine Zeche berichtigen will, schaut das anwesende Söhnlein des Wirts mit verzeihlicher Neugierde in die geöffnete Geldbörse des hohen Gastes und ruft ganz erstaunt: „Sieh, Excellenz hett ok Hamburger Schillings in sien Knipp!" Scheel geht still von dannen und denkt vielleicht wie jener Edelmann, der bekanntlich gesagt haben soll: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes!"

In traurige Lage kamen aber die Männer, welche im Kampfe für unsere Landesrechte in vorderster Reihe gestanden hatten. Zweiundvierzig der angesehensten und bewährtesten Patrioten wurden aus der Heimat verbannt, zur Schmach für alle deutschen Regierungen, die an unserm Kampfe mit ihren Truppen teilgenommen hatten. Das Militärpensionsgesetz wurde annulliert, die schleswig-holsteinischen Offiziere wurden brotlos gemacht, Soldaten gezwungen, vor den Thüren zu betteln. Die Anleihen beider Herzogtümer wurden mit einem Federstriche für ungültig erklärt und auf diese Weise acht Millionen Thaler vernichtet und zahllose Familien in ihrem Vermögen geschädigt. Den Hebungsbeamten, welche die Steuern an die Landeshauptkasse in Rendsburg abgeliefert hatten, wurde ihr Vermögen konfisziert, ihnen Haus und Hof verkauft, ihre Kaution eingezogen. Das gesamte in Rendsburg den Dänen überlieferte schleswig-holsteinische Kriegsmaterial wurde nach Kopenhagen geschleppt. Die Festung Rendsburg wurde noch vor Erledigung der Grenzfrage auf der Nordseite geschleift und in einen Brückenkopf *gegen* Holstein und Deutschland verwandelt. — Das sind nur einzelne der *unzähligen* Akte *dänischer Willkür*, welche wir damals erleben mußten.

Nachdem die Bundestruppen aus Holstein zurückgezogen waren, machte man sich daran, die Herzogtümer an allen Gliedern zu fesseln. Trotz der den deutschen Mächten gegebenen Zusicherungen machte die Regierung es sich zur Aufgabe, die Herzogtümer unter dem Schein „konstitutioneller" Formen völlig *recht-* und *wehrlos* zu machen, so wehrlos, daß auch keine unbequeme Klage mehr sich vernehmbar machen konnte. Zunächst begann man, die Presse zu knebeln. Der Konzessionszwang für Zeitungen und Zeitschriften wurde wieder hergestellt, die Zensur thatsächlich wieder eingeführt. Die Hamburger Zeitungen wurden entweder verboten oder durch die Androhung von Verboten so weit eingeschüchtert, daß sie selbst Personen aus der Redaktion entfernten, die das Mißfallen der dänischen Regierung erregt hatten. Die „Reform" in Hamburg war besonders ein gefügiges Werkzeug der Kopenhagener; denn gleich nach dem Abzug der Bundestruppen begann dieses Blatt in dänischem Sinne zu schreiben. Fast in jeder Nummer dieses Blattes wurde den Schleswig-Holsteinern die freie dänische Verfassung als das höchste zu erstrebende Ziel angepriesen und ihnen der Rat erteilt, sich aufs engste an Dänemark anzuschließen, damit auch *wir* gleicher Freiheiten uns erfreuen könnten. So weit war es also gekommen, daß ein *deutsches* Blatt sich nicht schämte, es offen auszusprechen, daß wir aufhören müßten, uns als ein Glied des großen deutschen Vaterlandes anzusehen! Wie ging es denn in jener

Digitized by Google

traurigen Zeit unsern Landeszeitungen? Aus der Kasse der Herzogtümer bezahlte man Litteraten, deren Artikel von den Blättern in Holstein aufgenommen werden mußten. Bloßes Schweigen galt als verdeckte Feindseligkeit. Wir wollen, hieß es, nicht eine Presse, die der Regierung nur keine Opposition macht, sondern eine, welche die Regierung unterstützt. Das im Lande verbreitetste Organ, das „Itzehoer Wochenblatt," wurde auf Befehl des Ministers Scheel unterdrückt und die Druckerei geschlossen. Und das geschah in Itzehoe während der Diät, unter den Augen der Ständeversammlung! Laut Scheels Urteil war das „Itzehoer Wochenblatt" ein Blatt von „staatsverbrecherischer Tendenz," konnte also als „staatsgefährlich" nicht geduldet werden. Noch vor der Unterdrückung, wovon das alte Landesblatt betroffen wurde, versuchte der frühere Faktor des alten Schönfeldt, Namens Pankradt, ein neues Blatt ins Leben zu rufen unter dem Titel: „Neues Itzehoer Wochenblatt"; aber seine Bemühungen, durch seine Leitartikel dänische Sympathieen unter uns zu verbreiten, hatten keinen andern Erfolg, als daß sein Blatt noch vor Ablauf des ersten halben Jahres aus Mangel an Lesern einging. — So wie die Presse bei uns unterdrückt wurde, so wurden auch sämtliche Beamte in allen Zweigen des Zivildienstes, als Richter, Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer usw. zu bloßen Knechten gemacht. Auch in Holstein wurden einige Bürgermeister abgesetzt wegen ihrer Beteiligung am sogenannten ‚Aufruhr." Jeder Beamte — auch die Mitglieder des höchsten Gerichtshofes nicht ausgenommen — konnte jeden Augenblick ohne Angabe eines Grundes entlassen werden. Gehalt, Wartegeld oder Pension zu gewähren, war lediglich Gnade der Regierung.

Damit auch diejenigen aktiven oder pensionierten Beamten, denen in ihrer Bestallung oder ihrem Abschiede ausdrücklich Rechte eingeräumt worden waren, nicht ihre Ansprüche aus diesen Urkunden geltend machen konnten, wurde den Gerichten verboten, Klagen dieser Personen gegen den Fiskus anzunehmen. Die betreffende Verfügung wurde den Ständen vorgelegt, und als unsere Vertreter einstimmig Einsprache erhoben gegen ein so scheußliches Edikt, wurde das Gesetz trotzdem mit der damals üblichen Formel: „Nach Anhörung Unserer getreuen Provinzialstände" publiziert. Es war der Regierung gelungen, die Opposition zum Schweigen zu bringen; eine gehorsame Dienerschaft hatte man sich gesichert.

Nach diesen Vorgängen kam die Verfassung an die Reihe, welche das Mittel werden sollte, alles Rechts- und Selbstgefühl mit Stumpf und Stiel unter uns auszurotten. Die zu diesem Zwecke den Ständen vorgelegte neue Verfassung wird den Herzogtümern eine unvergeßliche Erinnerung bleiben an die Treulosigkeit der dänischen Regierung, wenn man zurückdenkt an die den deutschen Mächten im Jahre 1852 gegebenen Versprechungen. Von irgend welchen Rechten und Freiheiten der Unterthanen ist in dieser Verfassung keine Rede. Den Korporationen wird jede Beschwerde oder Petition über öffentliche Angelegenheiten untersagt, den Unterthanen jede Vereinigung zu einer Beschwerde, Adresse oder Petition verboten; den Gerichten wird es nicht gestattet, irgend jemandem gegen Maßnahmen der obrigkeitlichen oder Polizeibehörden Schutz zu gewähren (§§ 7 und 8). Ein Freibrief für jede Willkür der Regierung — das war die bis gegen Ende des Jahres 1863 bestehende Verfassung in Schleswig und Holstein. — Unsern Ständen wurden die wichtigsten Angelegenheiten als „gesamtstaatliche" dem Bereiche ihrer Wirksamkeit so völlig entzogen, daß ihnen auch jedes Reden, jedes Petitionieren darüber untersagt sein sollte. Die Zollgesetzgebung wurde ebenfalls mit zu den gesamtstaatlichen Angelegenheiten hinzugezogen. Was nun überhaupt das Finanzgesetz für die Herzogtümer betraf, so waren wir der Regierung gegenüber in einer trostlosen Lage, denn von irgend einer Finanzkontrolle hinsichtlich der Einnahmen und Ausgaben war keine Rede.

Digitized by Google

Selbst bei neuen außerordentlichen Steuerforderungen der Regierung sollten die Stände nicht zu bewilligen, sondern nur die Art der Verteilung der Steuerlast zu bestimmen haben. Um den Ständen weniger Gelegenheit zur Thätigkeit zu geben, wurde verordnet, daß sie, statt wie in vormärzlicher Zeit alle zwei Jahre, künftig nur noch alle drei Jahre einberufen werden sollten. Auch in dem vormärzlichen Wahlgesetze wurde eine Reihe von Abänderungen vorgenommen, sämtlich zu dem Behufe, um die tüchtigsten Kräfte möglichst aus der Ständeversammlung fernzuhalten. So z. B. durfte ein Abgeordneter in keinem andern Wahlkreise gewählt werden, als in demjenigen, in welchem er selbst angesessen war.

Als den Ständen dieser Verfassungsentwurf vorgelegt wurde, baten sie die Regierung, sie mit einer solchen Konstitution zu verschonen, natürlich ohne Erfolg. Die neuen Verfassungen wurden für Schleswig unterm 23. Februar, für Holstein unterm 11. Juli 1854 promulgiert. Jede Beratung oder Erörterung der §§ 1—6 wurde den Ständen untersagt, und doch waren gerade diese Paragraphen die wichtigsten für uns, weil sie das ganze künftige Verhältnis des Landes zum „Gesamtstaat" betrafen und die drückendsten Bestimmungen enthielten. Als unsere Stände hiergegen Protest erheben wollten, wurde dies nicht gestattet. Nach Veröffentlichung der beiden Spezialverfassungen für Schleswig und Holstein wurde unterm 26. Juli 1854 die „Gesamtstaats-Verfassung" erlassen. Die neue Gesamtvertretung sollte zu drei Fünfteln aus Repräsentanten des Königreichs und zu zwei Fünfteln aus Vertretern der Herzogtümer bestehen, und war dieser Vertretung nur beratende Stimme eingeräumt, was den Dänen mißfiel. Der Majorität sicher, verlangten sie beschließende Befugnis, um sich auf diese Weise die Gewalt über die Herzogtümer völlig zu sichern und selbst dem Könige die Macht zu nehmen, den Rechten und Interessen seiner deutschen Unterthanen gerecht zu werden. Das damalige Ministerium weigerte sich, dem Verlangen Folge zu geben. Es berief sich darauf, daß den deutschen Mächten die Zusicherung erteilt worden sei, daß in der Gesamtmonarchie „kein Teil dem andern untergeordnet werden sollte." Aber den Dänen bereitete es keine Schwierigkeiten, eine ihnen mißfällige Regierung zu stürzen. Der König mußte das Ministerium, welches klug genug war, einzusehen, „daß das Ding so nicht gehen werde," entlassen und ein neues aus Männern der „nationalen" Partei berufen. Die unterm 26. Juli 1854 erlassene Verfassung wurde wieder aufgehoben und die neue, den dänischen Forderungen angepaßte Gesamtstaats-Verfassung vom 2. Oktober 1855 verkündigt. Der neue Reichsrat sollte wieder zu drei Fünfteln aus dem Königreich und zu zwei Fünfteln aus den Herzogtümern beschickt werden. Zur Verstärkung der dänischen Vertreter sollte der vierte Teil der ganzen Versammlung von der Regierung ernannt werden. Die von den Dänen verlangte beschließende Befugnis in allen Gesamtstaats-Angelegenheiten wurde gewährt. — Der Erlaß der Verfassung vom 26. Juli 1854 und die Verkündigung der neuen vom 2. Oktober 1855 geschah, ohne daß den Ständen von Schleswig, Holstein und Lauenburg auch nur die geringste Vorlage oder Mitteilung gemacht worden wäre, obgleich nach den Vereinbarungen von 1851 und 1852 die Einführung der Gesamtstaats-Verfassung nur auf verfassungsmäßigem Wege nach Beratung mit den Provinzialständen erfolgen sollte, was die dänische Regierung jedoch nicht für nötig fand. — Als die holsteinischen Stände im Winter von 1855 auf 1856 zum zweiten Male nach der „Pazifikation" zusammentraten, wollten sie an den Stufen des Thrones demütig ihre Vorstellungen niederlegen über die traurige Lage des Landes. Sobald aber dieses Vorhaben unserer Vertreter der Regierung bekannt wurde, beeilte man sich, jede Verhandlung in dieser Beziehung zu verbieten, und die statt-

Digitized by Google

gehabte Erörterung wurde von dem damaligen Minister Scheel für eine „Nullität“ erklärt. Dieser Herr war der Mann, der eigenmächtig Gesetze erließ, ohne auch nur nachträglich die Zustimmung der Stände einzuholen, der nicht bloß den bereits geschilderten Münzskandal ins Werk setzte, sondern auch Mitglieder des höchsten Gerichtshofes, deren bekannte Redlichkeit sein Mißfallen erregt hatte, ihrer Ämter enthob. Als die Stände beim Könige ernstlich Beschwerde führen wollten, wurden sie in einem brüsken Ton abgewiesen. Als Herr v. Scheel damals glaubte, nunmehr die Rechtlosigkeit der Herzogtümer fix und fertig zu haben, rief er triumphierend: „Was mir jetzt entgegentritt, das soll niedergetreten werden!“

Da man unsern Ständen in Itzehoe Schweigen gebot, als sie die traurige Lage des Landes dort zur Sprache bringen wollten, blieb den Abgeordneten der Herzogtümer nur ein letzter Versuch noch übrig — im „Reichsrat“ ihre Stimme zu erheben. In der ersten Versammlung desselben stellten elf Vertreter aus den Herzogtümern den Antrag, daß die Gesamtstaats-Verfassung wenigstens nachträglich den Ständen vorgelegt werden möge. Wie ein Mann stimmten die Dänen gegen diesen Antrag. Der Führer der Elf, Baron v. Scheel-Plessen, wurde wegen seines freimütigen Auftretens im Reichsrat seines Amtes als Oberpräsident ohne Pension, ohne Wartegeld usw. entsetzt, und ein solches Verfahren gegen einen Abgeordneten geschah in offenem Widerspruche mit einer ausdrücklichen Bestimmung dieser Gesamtstaats-Verfassung! Nach solchen Vorgängen wurden die deutschen Mächte endlich veranlaßt, sich einmal ernstlich bei der Regierung in Kopenhagen zu erkundigen, wie es denn eigentlich mit der Erfüllung der ihnen und dem deutschen Bunde gegebenen Zusicherungen gehalten worden sei. Nach fast anderthalbjährigen Verhandlungen wurde das Kopenhagener Kabinett endlich dahin gebracht, zu erklären, aus Freundschaft und Nachgiebigkeit wolle die dänische Regierung sich dazu verstehen, den Ständen Gelegenheit zu geben, einmal ihre Meinung über die Gesamtstaats-Verfassung zu äußern. Das war das erste große Opfer, das Dänemark brachte. Die Stände wurden im September 1857 einberufen und sollten sich nun über den ihnen vorgelegten Verfassungsentwurf aussprechen. Unsere Vertreter in Itzehoe hatten aber eine richtigere Erkenntnis von der Sache als die hohe Bundesversammlung in Frankfurt; denn letztere ließ sich jahrelang täuschen, dagegen wußten unsere Stände von Anfang an, daß man es in Kopenhagen nur auf eine Schlinge abgesehen habe. Hätten unsere Stände sich herbeigelassen, ihre Ansichten über den Entwurf auszusprechen, so hätte man dreist behauptet, die Beratung mit den Ständen sei erfolgt, und die Regierung sei also ihren Verpflichtungen nachgekommen. Die Stände lehnten es daher ab, über die Gesamtstaats-Verfassung sich zu äußern; man begnügte sich, die trostlose Lage des Landes in einzelnen Zügen darzulegen.

Das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwickelung.

Von **Emil Pörtsen** in Itzehoe.

III.

In der Mitte der vierziger Jahre, als schon das Chausseenetz sich über verschiedene Strecken des Landes auszudehnen begann, trat noch ein besonderes Ereignis ein, welches von so gewaltigem Einfluß auf den Verkehr unsers Landes ward, daß ich ihm gern ein längeres Wort gegönnt und seine Folgen eingehender besprochen haben würde, wenn nicht das Material nach dieser Richtung hin ein

Digitized by Google

gar so kärgliches wäre. Dieses Ereignis war die Eröffnung der ersten Eisenbahn in Schleswig-Holstein. Schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte sich in Holstein eine Gesellschaft zum Bau einer Eisenbahn von Kiel nach Altona gebildet, und diese Gesellschaft, deren eigentliche Seele der Privattechniker Dietz, deren hervorragendste Mitglieder und Hauptförderer des ganzen Unternehmens neben dem Genannten der Kaufmann und Fabrikant Renck in Neumünster und der Kaufmann M. T. Schmidt in Kiel waren, begann nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten 1841 mit der Ausführung ihres Planes, mit dem Bau der ersten Bahnstrecke in Schleswig-Holstein. Im Volke wurde das Werk als so schwierig angesehen, daß in manchen Kreisen der Glaube an eine wirkliche Durchführung desselben ein sehr schwacher war und nicht selten die Meinung gehört wurde, der Bau, wenn überhaupt ausführbar, dürfte Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Aber Dietz, der erfahrene und in England gerade im Eisenbahnbau geschulte Techniker, hatte ganz richtig gerechnet, wenn er die Zeit des Baues auf höchstens drei Jahre veranschlagt hatte; denn bereits am 18. September 1844 wurde die erste schleswig-holsteinische Eisenbahn, die Linie Kiel-Altona, eröffnet und damit dem Verkehr ein ganz neuer Weg gewiesen. — Staunend sah die Bevölkerung den ersten Eisenbahnzug von Altona nach Kiel abfahren, und ein biederer Altonaer Frachtfuhrmann, der ein halbes Leben lang mit seinen Gäulen die Landstraße gepflügt hatte, gab bei der ersten, von brausendem Hurra begleiteten Abfahrt seinem Zweifel mit den Worten Ausdruck: „Ja, schriet ji man tau! De ol Swart dar vör schall noch klank war'n; den schall de Pust noch fröh nog utgahn!" Aber die „Pust" ging ihm doch nicht aus, und mit bald stummem, bald lautem Bewundern sah die Bevölkerung der von der Bahn durchschnittenen Strecke Tag für Tag den nach unsern heutigen Begriffen noch ein recht mäßiges Tempo innehaltenden Zug „vorüberrasen," und in kurzer Zeit schlug der bisherige Zweifel an der Aus- und Durchführbarkeit eines weiteren Eisenbahnverkehrs in das gerade Gegenteil um. Als noch im selben Jahre auch die Strecke Neumünster-Rendsburg und im Jahre 1845 diejenige von Elmshorn nach Glückstadt in Betrieb gesetzt wurde, da verfiel man einerseits auf unsinnige Spekulationen und entstanden andererseits übertriebene Befürchtungen für den Fortbestand des Frachtfuhrwesens, weil man annahm, dieses große Gewerbe werde plötzlich ganz eingehen und dadurch die Verarmung vieler Tausende zur Folge haben. Man erregte mit solchen schwarzen Prophezeihungen an manchen Orten geradezu eine Anti-Bahn-Agitation, die stellenweise einen nicht ungefährlichen Charakter annahm, da sich hin und wieder auch rohe, gewaltthätige Elemente in ihren Dienst stellten. Als aber weder im Bahnbau ein rapider Fortschritt eintrat, noch eine bedeutende Stockung des bisherigen Frachtfuhrverkehrs stattfand, beruhigte man sich, und der weitere Bau von Eisenbahnen: 1854 die Strecke Neumünster-Rendsburg weiter bis Wamdrup und 1858 die Strecke Elmshorn-Glückstadt weiter bis Itzehoe, konnte ein Jahrzehnt später ungestört vor sich gehen, ja, wurde von den meisten der einstigen Gegner jetzt freudig begrüßt und von vielen sogar thatkräftig gefördert. Zwar wurden in den Kreisen der Frachtfuhrleute noch immer absprechende Stimmen laut, doch blieben auch diese immer mehr in der Minderheit; denn der intelligentere Teil der Vertreter dieses Gewerbes verstand es durchweg ausgezeichnet, sich mit den neuen Verhältnissen auseinanderzusetzen oder sich ihnen zu akkomodieren. Es bestand neben diesen ersten Eisenbahnen noch ein recht bedeutender Frachtfuhrverkehr ungestört weiter, und die vierziger, ja, auch die fünfziger Jahre wiesen im allgemeinen noch dasselbe Straßenbild auf wie die zwanziger und dreißiger Jahre, mit Ausnahme des einen Umstandes, daß in den fünfziger Jahren die meisten Hauptwege des Landes doch

Digitized by Google

bereits chaussiert waren. Aber war dem damaligen Straßenbilde auch eine gewisse Romantik eigen, deren man sich gern noch erinnert, es ist doch nicht zum Schaden des Landes ausgeschlagen, wenn diese Verkehrszugabe nun schon seit einem halben Menschenalter gänzlich abhanden gekommen ist, denn manches blieb auch nach der Eröffnung der ersten Eisenbahn zunächst noch sehr im argen liegen.

In dem Brief- und Paketpostverkehr auf den von den Eisenbahnen berührten Strecken trat nach Abschluß eines Vertrages zwischen der obersten Postverwaltung und der Eisenbahngesellschaft alsbald ein flotterer Zug ein. Die seit Ende der dreißiger Jahre bestehende Postdampfschiffahrt zwischen Kopenhagen und Kiel bot den Reisenden durch ihren alsbald hergestellten Anschluß an die Kieler Züge so große Beförderungs-Annehmlichkeiten, daß sich der Verkehr von Norden nach Süden und umgekehrt in kurzer Zeit sehr hob.

Ein weiterer Fortschritt in dem öffentlichen, staatlich geleiteten Verkehr trat ein mit der Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark. Zunächst war es die Feldpost, welche, vorzüglich eingerichtet, eine Erleichterung und Hebung des Verkehrs herbeiführte. Sie wurde von dem schon erwähnten Fuhrkommissar Brandt in Flensburg eingerichtet; auf seinen Vorschlag wurden viele Übelstände in kurzer Zeit abgestellt. Dem schon genannten obersten Leiter des schleswig-holsteinischen Postwesens, Dr. Wilhelm Ahlmann, und ihm war es zu danken, daß für das ganze Gebiet der Herzogtümer, einschließlich des Kriegsschauplatzes, für Briefe ein Einheitsporto von 1 und 2 Schillingen eingeführt und das bis dahin übliche „Bestellgeld" abgeschafft wurde; auch die im Jahre 1850 zur Einführung gelangenden ersten schleswig-holsteinischen Brief- oder Frankomarken, wohl mit die ersten auf dem europäischen Kontinent, waren von ihm entworfen. Es sind das den heutigen Marken in Größe und Form durchaus ähnliche Zettelchen, und zwar von blauer Farbe für das 1 Schilling-Porto und von roter Farbe für das 2 Schilling-Porto. Sie zeigten in ihrem Fonds den heraldisch stilisierten doppelköpfigen Reichsadler, der auf der Brust in einem weißen hohen Oval in Hochprägedruck das schleswig-holsteinische Wappen trug. Die Ecken der Marken zeigten: oben links ein S, rechts ein H, unten links und rechts je die Ziffer 1 resp. 2; über dem Adler las man in gewölbter Zeile das Wort Post, unter dem Adler das Wort Schilling, worans zu ersehen, daß die lange gebräuchliche Bezeichnung „Postschillinge" für unsere Briefmarken keine willkürlich gewählte, sondern an amtlicher Stelle gewollte war, wie denn auch vor einigen Jahrzehnten noch von einem Fachmann ein Druckwerk unter dem Titel „Die schleswig-holsteinischen Postschillinge" usw. herausgegeben wurde.

Durch die Aufhebung mancher Verkehrshindernisse und durch die Anwesenheit vieler deutschen Soldaten in Schleswig-Holstein war der Postverkehr so lebhaft geworden, daß sich die provisorische Regierung der Herzogtümer veranlaßt sah, zunächst mit Preußen einen Vertrag abzuschließen, der in allen Verkehrsangelegenheiten, besonders im Postwesen von allergrößtem Vorteil für beide kontrahierende Teile war. Man begnügte sich nicht mit dieser ersten größeren That zur Hebung des Verkehrs, das Gefühl der Reformbedürftigkeit dieses Faktors im modernstaatlichen Leben war so lebendig geworden, daß in kürzester Zeit seitens der Regierung die größten Anstrengungen gemacht wurden, um mit den Staaten, die das Verkehrswesen der Herzogtümer in den letzten Jahren überflügelt hatten, wieder in Gleichschritt zu kommen. Darum wurde denn auch schleunigst die Aufnahme Schleswig-Holsteins in den im Jahre 1850 gegründeten deutsch-österreichischen Postverein beantragt und durchgesetzt. Weiter wurde um diese Zeit die ordnende und regenerierende Hand angelegt, um Fuhrmaterial und Dienstpersonal wieder auf die Höhe der Zeit zu bringen. Unnötige Beschränkungen und Plackereien in

Digitized by Google

allem Verkehr wurden möglichst zu beseitigen gesucht; durch schärfere Heranziehung der Gutsbesitzer und Bauern zur Herstellung und Unterhaltung guter Privatwege zwischen den einzelnen Wohnstätten und durch Reorganisation und Vermehrung des Sicherheits- und Wachpersonals in Stadt und Land wurde das schleswig-holsteinische Verkehrswesen in einen guten Zustand gebracht. Und als nach Beendigung des Krieges dann Dänemark dasselbe wieder in die Hand nahm, da erwies es sich als für die damalige Zeit so mustergültig, daß nicht nur keine Änderungen in demselben vorgenommen wurden, mit Ausnahme der allmählichen Besetzung der meisten Postmeisterstellen mit dänischen Beamten, sondern vielfach das schleswig-holsteinische Post- und Fuhrwesen jetzt auch für das Königreich zum Reorganisationsmuster genommen wurde. —

Das nächste Jahrzehnt zeigte im ganzen ein etwas anderes Verkehrsbild, als das war, welches vor dem Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges am Ausgang der vierziger Jahre sich uns darstellte: bessere Wege, bessere Beförderungsmittel, zuverlässigeres Beamtenpersonal und größere Sicherheit nach jeder Seite hin. Ja, es machten sich hin und wieder sogar recht bedeutende Fortschritte bemerkbar, denn durch fortgesetzten Chausseebau, durch die Eröffnung der oben schon erwähnten weiteren Eisenbahnlinien Neumünster-Rendsburg-Wamdrup und Elmshorn-Glückstadt, durch die Einrichtung der elektrischen Telegraphie auf sämtlichen Bahnstationen, durch Erweiterung des Postdienstes und manche Erleichterungen im Personen- und Güterverkehr wurde eine solche Förderung des Verkehrs in unserem Lande bewirkt, daß die uns zunächst benachbarten Staaten alle Mühe hatten, mitzukommen. Ich erinnere z. B. aus der Zeit meines Aufenthalts in Hannover zu Anfang der sechziger Jahre, daß es mir sehr auffiel, wie das dortige Postwesen um diese Zeit in einzelnen Gegenden noch viel mehr ein Fußbotenwesen war, als in meiner Heimat. Und doch, ganz ohne dunkle Schatten war das Postwesen auch in dieser Zeit in Schleswig-Holstein nicht. Eine dieser Schattenseiten war die jedem älteren Leser sicher noch im Gedächtnis haftende Frankaturplackerei, die zum Teil so lächerlich war, daß ich nicht unterlassen will, wenigstens ein Beispiel von derselben hier anzuführen. Gültig war selbstverständlich eine mittels Briefmarken bewirkte Frankatur nur, wenn sie ordnungsmäßig ausgeführt war. Aber was heißt „ordnungsmäßig"? Da lag eben der Hase im Pfeffer! Ordnungsmäßig war ein Brief mit einer Briefmarke nur frankiert: 1. wenn die Frankomarke den für das Gewicht des Briefes bestimmten Portosatz [1]) repräsentierte, 2. wenn sie oben rechts in der Ecke auf den Briefumschlag aufgeklebt war, 3. wenn sie die richtige Stellung hatte, d. h. weder mit der oberen Schmalseite nach unten, noch nach der Seite, noch über Ecke, noch sonst schief aufgeklebt war, 4. wenn auch kein bißchen am Rande oder sonst wo an der Marke fehlte, wodurch sie ungültig wurde, selbst wenn das Bild in keiner Weise durch eine fehlende Ecke oder durch einen Riß unvollständig geworden war, 5. wenn die Marke nicht durchgerissen oder geschnitten und in zwei Hälften beim Aufkleben wieder zusammengefügt war, 6. wenn nicht irgend eine Beschmutzung oder ein Verblichensein der Marke zu entdecken war, 7. wenn die Marke auch richtig ungültig gemacht war, und endlich 8. wenn die Marke, um solches zu ermöglichen, weder oben noch seitwärts über den Briefumschlag hinausragte. Also, wie gesagt, gültig war eine Frankatur nur, wenn obige acht Bedingungen alle vollständig erfüllt waren, und die Verletzung einer derselben zog unbedingt die Annullierung der Frankatur nach sich, z. B. auch dann, wenn es an der genügenden Abstempelung fehlte oder die-

[1]) 4 Schillinge Reichsmünze = 1¼ Schill. Hamb. Knr. für den einfachen Brief, und zwar als Einheitsporto in Schleswig-Holstein.

Digitized by Google

selbe aus Versehen irgendwie fehlerhaft war, da in solchem Falle der ausliefernde Beamte stets einen Mangel an der Frankatur zu finden wußte, die den Fehler in irgend einer Weise bewirkt hatte.

Aber im ganzen war das Post- und Fuhrwesen, ja, das ganze Verkehrswesen jetzt in einer solchen Verfassung, daß es auch bei seiner interimistischen Übernahme durch Österreich und Preußen im Jahre 1864 — Österreich übernahm das holsteinische, Preußen das schleswigsche — als auf der Höhe auch noch dieser Zeit stehend betrachtet werden mußte, so daß auch von dieser neuen Verwaltung einstweilen wenige Neuerungen getroffen wurden. Nur eines bedeutsamen Umstandes sei hier erwähnt, der viel dazu beitrug, im öffentlichen Verkehrswesen der Herzogtümer abermals eine bis dahin nicht gekannte Regsamkeit hervorzurufen; es war das die Einrichtung eines eigenen, von den Privatgesellschaften der Eisenbahnen unabhängigen staatlichen Telegraphenwesens. Bald nach Übernahme der Verwaltung der Herzogtümer durch die Zivil-Bundeskommissare wurde nämlich von dieser Behörde der frühere holsteinische Volksschullehrer Steger berufen, die Anlage von Telegraphenlinien und den Betrieb derselben mittels Morse-Apparate in Holstein einzurichten. Der genannte Herr entledigte sich seiner Aufgabe, für deren Ausführung er sich erst selber alle nötigen Organe schaffen mußte, aufs allerbeste, und schon im Verlauf eines halben Jahres besaß Holstein ein verhältnismäßig ausgedehntes Telegraphennetz, dessen Stationen durchweg vorzüglich bedient wurden und dessen häufige Benutzung, vornehmlich vom Handelsstande, nicht wenig dazu beitrug, Handel und Wandel innerhalb kurzer Zeit in ganz neue Bahnen zu leiten. Steger wurde Ober-Telegraphendirektor des Herzogtums und blieb es so lange, bis Preußen, das mit seinem Einrücken in Schleswig auch dort den Telegraphenverkehr eröffnete, dann später nach der Annexion die Oberleitung auch des holsteinischen Telegraphenwesens anderen Händen übertrug. Steger wollte sich der neuen Oberleitung nicht unterstellen und verzichtete auf eine weitere Verwendung im Telegraphendienst. Es sollte bei uns aber nicht vergessen werden, daß dieser Mann, reiner Autodidakt auf dem betreffenden Gebiete, es war, der auf demselben geradezu aus einem Nichts innerhalb kurzer Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen auch unserem Lande eines der gewaltigsten Verkehrsmittel der Neuzeit schuf.

Am 21. Juni 1866 übernahm Preußen die interimistische Leitung des Postwesens auch in Holstein, und am 1. Januar 1867 ging das ganze schleswig-holsteinische Postwesen an den Staat Preußen über, dem die Herzogtümer seit dem 24. Dezember 1866 vollständig einverleibt waren. An Stelle der beiden bisher getrennten Postdirektionen trat nun eine gemeinsame Ober-Postdirektion, zu deren Leiter der Oberpostrat Zschüschner mit Wohn- und Betriebssitz in Kiel bestellt wurde. Diesem Herrn verdankt das schleswig-holsteinische Postwesen eine so rasche und glückliche Weiterförderung, daß man staunend bekennen mußte: einen geeigneteren Beamten konnte unser öffentliches Verkehrswesen bei dem Übergange aus altgewohnten Verhältnissen in neue und bessere Bahnen garnicht bekommen. In raschester Folge wurden neue Postrouten eröffnet, das Paketporto einheitlich gestaltet, die alten holsteinischen Briefmarken (à $1^1/_4$ Schilling Kurant), die für den Nahverkehr, wo das halbe Porto genügte, mittels Zerschneidens von Ecke zu Ecke halbiert werden mußten, durch die entsprechenden preußischen Marken ersetzt; es wurden Landbriefträger ausgesandt, und im inneren Postverkehr wurde dem Publikum gegenüber eine Kulanz eingeführt, die bis dahin unerhört war, zuweilen fast verblüffend wirkte. — So waren denn auch wir mit unserem Verkehrswesen auf die Bahn jenes gewaltigen Fortschritts gestellt, welcher später durch den genialen General-Postdirektor v. Stephan eröffnet wurde, und alle jene Er-

Digitized by Google

rungenschaften, deren auch das schleswig-holsteinische Verkehrs-, speziell das Postwesen sich erfreut, ihm haben auch wir sie zu danken. Und ist denn mit der Eröffnung immer neuer Bahnlinien in unserem Lande die alte gelbe Postkutsche mit ihrem blasenden Schwager immer mehr von der Bildfläche unseres Beförderungswesens verschwunden, so soll uns doch dieses Stück Romantik nicht zu lieb gewesen sein für alles das, was wir dafür eingetauscht haben.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilh. Wisser** in Eutin.

27. De Koohannel un de Mann vun 'n Himmel. *)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett 'n Fru hatt, de is so dumm weß.

Nu hebbt se drê Kög' verköpen wullt, un de Mann hett to sin Fru secht, wenn dar schull mal 'n Slachter kam'n, dat un dat schull'n se gell'n. Wenn se dat krigen kunn, denn schull se er man verköpen. Awer ünnerdem ne.

Nn is de Mann mal to Fell',[1]) do kümmt dar 'n Slachter, un de Fru verköfft em de drê Kög'.

*) Das hier mitgeteilte Märchen, in welchem, wie in dem Grimmschen Nr. 104 ‚Die klugen Leute', auf den ‚Kuhhandel' der ‚Mann vom Himmel' folgt, ist mir von B. in zwei gesonderten Stücken erzählt worden. Es ist jedoch zweifellos, daß diese beiden Stücke zusammen gehören. Darauf weist schon der Umstand hin, daß das eine Stück, der ‚Kuhhandel', unvollständig war. Es brach damit ab, daß der Mann auf drei Tage ausgeht, um eine dümmere Frau zu suchen. Das Weitere, glaubte der Erzähler, sei ihm entfallen.

Inhaltlich stimmen die beiden Geschichten mit dem Grimmschen Märchen einerseits so auffallend überein, daß man dieses für die Quelle halten möchte. Andrerseits zeigen sie wieder mehrere Abweichungen, die auf mündliche Überlieferung hinweisen, so z. B. das Holen des Grünfutters, das ‚Vom Himmel hoch' u. a. Wie dieser Widerspruch zu erklären ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß B. als Kind die beiden Geschichten hat erzählen hören, und zwar in einer von der Grimmschen abweichenden Fassung, und daß er dann in seinen späteren Jahren das Grimmsche Märchen einmal gelesen hat. Er bestreitet zwar, jemals ein Märchenbuch gelesen zu haben — alle Geschichten, die er wisse, seien ihm in seiner Jugend erzählt worden —, aber das Grimmsche Märchen kann ja einmal im Eutiner Kalender gestanden haben.

Die Verbindung der beiden Geschichten ist, obwohl sie sich außer bei Grimm auch noch z. B. bei Müllenhoff (Nr. 10 ‚Die dümmste Frau' S. 413 ff.) und bei Zingerle (Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 14 ‚Bauer und Bäurin') findet — das von Bröring aus dem oldenburgischen Saterland (Bericht des oldenb. Landesvereins 1901 S. 152 ff.) mitgeteilte Märchen scheint auf das Grimmsche zurückzugehen —, keine besonders glückliche. Denn innerlich passen die beiden Motive recht wenig zu einander. Nachdem der Mann seine Frau verlassen hat, um eine dümmere zu suchen, erwarten wir doch, daß er — wie er es z. B. in Nr. 4 (‚Heimat' 1900, Heft 3) thut — sich darauf beschränkt, zu beobachten. Statt dessen sehen wir ihn zu unserer Verwunderung mit einem Male den Schwindler spielen. Dieser innere Widerspruch tritt besonders deutlich darin zu Tage, daß beim ‚Kuhhandel' ‚de Mann' der gegebene Ausdruck ist, beim ‚Mann vom Himmel' dagegen ‚de Keerl,' und daß daher, wenn man die beiden Geschichten mit einander verbindet, für den Mann vom Himmel weder ‚de Mann' noch ‚de Keerl' paßt.

Den Widerspruch zwischen den beiden Motiven hat offenbar auch B. empfunden, denn gerade diese Empfindung ist die Ursache, daß sich in seiner Vorstellung das Grimmsche Märchen in zwei besondere Geschichten geteilt hat.

Noch weit stärker kommt diese Empfindung zum Ausdruck in einer von dem alten Waldarbeiter Köster in Schönwalde stammenden Fassung, die vielfach an die Müllenhoffsche erinnert. Der Inhalt ist kurz folgender:

Bur — dumm' Fru — tein Ossen — den' un den' Pris hett he dar up — he will er de halben darlaten — he hett de fiv' darlaten, weller kamen mutt he je — öwer Nach will ik noch bi di blib'n, awer morgen frö will ik wech un mal seen, wat ik noch meer so 'n dumm' Frunslü' finn'n kann, as du büß — dröppt 'n Mann up 'e Landstrat, de

Meddags, do kümmt ęr Mann je to Hus. Do secht se: ‚Vadder, de Kög' he' 't [21]) verköfft, an 'n frömm'n Slachter.'

‚So?' sech' 'e, ‚wat hett 'e denn gęben?'

‚Ja, watt du hebb'n wuß,' [2]) sech' se. ‚Hę sę, dat węr'n se sledi [3]) węrt.'

‚Wo heß dat Geld denn?' sech' 'e.

‚Ja, dat Geld he' 't no' ne kręgen,' sech' se. ‚Hę sę, hę harr sin Geldkatt vergęten. Awer dat kann uns je niks dôn: hę hett mi ên Kô in Pand ląten. Ik heff de lütts behol'n, de fritt je dat wenis.'

‚Du büß je ne to helpen', [4]) secht de Mann. ‚Wenn du so dumm büß, denn ga ik in 'e Frömm'. Aber ik will di wat segg'n. Wenn ik in drę Dag ên drąpen dô, de ębęn so dumm is, as du büß, denn so will ik di dat vergębęn, denn kam ik wa' to Hus. Drąp ik gwer kên, denn kam ik ne weller.'

Dgrup geit he je wech.

Ünnerwęgens kümmt hę vör 'n Dörp. Do kümmt dar 'n Wągen gegen em an fôrn, dar sitt 'n ol Fru up, de will hen to Fell' un will Grôn [5]) hal'n.

Do fang't hę an to sing'n un sing't: ‚Vom Himmel hoch da komm' ich her.'

Do hölt de Fru still un frächt em, wat hę vnn 'n Himmel kümmt.

Ja, sech' e', hę is vnn 'n Himmel full'n.

Och, sech' se, denn hett he ęrn ol'n Mann dar am Enn' nk sên. Ęr Mann is al drę Jar dot weß.

Ja, sech' 'e, den' kenn't hę ganz gôt. Hę schall ęr vęlmal grüßen vnn ęrn Mann.

Do frächt se em, wo ęrn Mann dat dar gan deit.

‚Och,' sech' 'e, ‚den' geit dat dar hęl truri. [6]) Hę is ganz afręten [7]) un mutt Schap hôden.'

---

fragt em, wat em sęl'n deit, he sücht je so bedrückt ut — vertell't em dat — ja, so 'n gifft dat noch meer, he schall man 'n Ob'ulick töb'n, dar wan't 'n Baronin in 'e Reg', de föört anners ne ut, as se hett 'n Spint Geld in 'n Wagen — de Bur mutt achtern Knick stan gan, de anner treckt sik een twee dree dat Tüch af — steit splitdernak in 'e Landstrat — as de Wag' kümmt, springt he ümmerlos ünnerhöch — de Peer schn't sik, de Kutscher kann ne verbi kam'n, mutt stillhol'n — de Bedeenter mutt hen un fragen — he is nt 'n Himmel full'n un will geern wa' hernp — wat ęr Mann maken deit — den' geit dat so arm, he mutt jeden Dach Swin hööden — se schickt em dat Geld hen — schall so goot węsen un schall dat mitnęm'n — schall wul besorgt ward'n — se föört wa' trüch na 'n Hoff hen un vertell't ęrn Sön dat — de sadelt sik 'n Peerd — as he anriden kümmt, stat se bei' noch dar — dat Geld hebbt se bi d' Sit sett hatt — wat se keen'n Mann gan seen hebbt mit 'n Bädel ünnern Arm — ja, de is dar ębęn na 't Holt rin gan — se schüllt sin Peerd 'n bęten anfaten, he will na — de een ritt up dat Peerd wech, un de anner nimm't dat Geld — as he up 'n Hoff kümmt, fragt sin Mudder, wat he em wa' fatkregen hett — ja, ik heff em dat Peerd nk mitgębęn, un kann Badder je riden bi 't Swinhööden'.

Damit bricht die Geschichte ab. Der Schluß ist über dem Witz vergessen.

In dieser Geschichte hat also die Empfindung, daß sich für den Mann die Rolle des Schwindlers nicht schickt, dazu geführt, für diese Rolle einen Fremden hinzuzuerfinden, mit dem dann freilich der Mann die Beute teilt.

Eine von Stina Howe geb. Kloth in Kaffeedorf, geb. in Sagan 1826, stammende dürftige Fassung enthält folgende Züge: Gräfin — so gizi weß — hett ümmer niks gęben — kümmt 'n Reisen to 'n Bidd'n, de ward nk ‚tröst' — he treckt sik üm — kitt ümmerlos ünnerhöch — he is vnn 'n Himmel full'n un kann de Stę' ne weller finn'n — se gifft em 'n Par Stęweln mit vör ęrn Mann — Stęweln ward dar ne annam'n — do gifft se em Geld mit.

Der Müllenhoffschen Darstellung ist im wesentlichen die Fassung aus dem Kirchspiel Westensee (S. 416) zu Grunde gelegt, die von dem Schullehrer Bahr in Wrohe mitgeteilt ist. Der Breitenburger Fassung sind nur einzelne Züge entnommen, so z. B., daß der Mann seine Frau nicht sogleich verläßt, sondern erst nach einer vierzehntägigen Frist, und daß er eine alte Frau veranlaßt, sich unter seinen Mantel zu setzen.

Digitized by Google

Och Gott, sech' se, denn will se em grn Mann sin'n sünndagß'n Rock mitgeben, den' hett se noch int Schapp [8]) häng'n.

Ja, sech' 'e, Tüch dörf he dar ne bring'n. Se nemt dar niks an as Geld.

Ja, denn will se em dat Geld mitgeben, wat se vör den Wêten hört [9]) hebbt.

Un do nimm't se em mit hen to Hus un gifft em den ganzen Büdel vull Wêtengeld mit. Un hê makt je, dat he darmit ut 'n Dörp kümmt.

As hê 'n Titlank wech is, do kümmt de Sön ut 'n Fell'; do vertell't se den' dat. Dar is 'n Mann weß, sech' se, de is vun 'n Himmel kam'n un hett er 'n Gruß brächt vun sin'n ol'n Badder, den' güng' dat dar so truri, un se harr em dat Wêtengeld mitgeben.

‚Mudder,' secht de Sön, ‚de Kêrl hett di je anförd.' Un hê kricht sik gan 'n Pêrd ut 'n Stall' un ritt em na.

Nu hett de anner, as hê 'n ari Flach [10]) ut 'n Dörp is, sik an 'e Grabenbört [11]) hensett un tell't [12]) sin Geld na. Hê is je nêli [13]) weß, wovel as dar wul in wêr, in den Büdel.

Do kümmt de Sön dar je vö' Storm [14]) anriden.

Hê stickt gau sin Geld ant Sit [15]) un bêrt [16]) so, as wenn hê narms wat af wêt. [17])

Do frächt de Sön em, wat hê den Kêrl ne sên hett, de sin Mudder dat Geld affnackt hett.

‚Ja,' sech' 'e, ‚hier kôm ers [18]) én verbi, de is dar bgben öwern Barg lopen; dat will 'e wul weß [19]) hebb'n.'

O, sech' 'e dumm, denn schall hê em doch den Gefall'n dön un riden den Kêrl na. Hê kann dat Riden al gar ne mêr afhol'n. [20])

Ja, sech' 'e, dat will he wul dön.

Un do sticht he up un ritt mit dat Pêrd wech, hen to Hus. Un as he bi sin Fru kümmt, do secht he: ‚Ja, Mudder, ik kam weller, dat gifft noch mèr so'n dumm'. Un uns' beiden Kög' he' 'k [21]) göt betalt krgen.' —

Nach Friedr. Burmeister, Holzwärter a. D., in Quisdorf bei Eutin, geb. 1814.

Anmerkungen: [1]) zu Felde. [2]) wolltest. [3]) leicht. [4]) milderer Ausdruck für ‚Du bist ja wohl verrückt.' [5]) Grünfutter. [6]) Der Ausdruck, der in unserer Gegend für solche Fälle üblich ist: ‚dat geit em dar man zeitti,' ist hier auffallender Weise von keinem meiner Erzähler gebraucht worden. [7]) abgerissen. [8]) Schrank. [9]) gehoben, d. h. eingenommen. [10]) ziemliche Strecke. [11]) Grabenkante. [12]) zählt. [13]) neugierig. [14]) in vollem Galopp. [15]) statt ‚an de Sit'. [16]) geberdet sich, thut so. [17]) nirgends was von weiß. [18]) erst, vorhin. [19]) das will er wohl gewesen haben, plattd. statt ‚das wird er wohl gewesen sein'. [20]) abhalten, d. h. aushalten. [21]) statt ‚heff ik'.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

VI. -büll, -bel.

Die Endsilbe -büll finden wir zunächst in der oft erwähnten Urkunde vom Jahre 1196, wo sie in dem Namen Nobüle, heute das Kirchdorf Nübel bei Schleswig auftritt. Häufiger begegnet sie uns in dem Waldemarschen Grundbuche von 1232: Moddæböl (Kirchspiel Öster-Lvnnet), Wackrbol (Kirchsp. Gelting, jetzt Wackerballig), Gröthæbol (Kirchspiel Rabenkirchen, jetzt Gröddersby) und Brethæböl (Brebel, Kirchsp. Süderbrarup). Vielleicht gehört auch Bölæ (heute Böel) hierher, das in der nämlichen Schrift vorkommt. Es würde dann eine Mehrheit von bol bezeichnen. Doch kann der Name auch sehr gut von dem altnordischen bylt abgeleitet sein und würde dann schlechthin Bolig d. h. Wohnstätte bedeuten. — Die ursprüngliche Fassung des Wortes büll war bol, Mehrzahl: böle, später wurde bul, bööl, bölle, büll und bel daraus. Ursprünglich belegte man mit dem Namen bol ein Stück Land, das zur Gemarkung eines Dorfes gehörte und von einem oder mehreren bebaut

Digitized by Google

wurde (vgl. Suhm, Danm. Hist. X 625). Später, nach unserer Zeitrechnung verhältnismäßig früh, verstand man unter bol (mansus) im östlichen Dänemark ein Grundstück von bestimmter Größe und Güte. Im 12. Jahrhundert bezeichnete bol auf Fühnen ein bestimmtes Wertmaß, während auf der cimbrischen Halbinsel ein Bol weder rücksichtlich Größe noch Qualität bestimmt war. Wie so oft erweiterte sich auch dieser Begriff und umfaßte außer dem Lande auch den Hof, der darauf gebaut wurde. So begegnen wir dem Worte in der Bedeutung eines größeren oder kleineren Hofes, eines Besitzes, zu welchem so viel urbarer Boden gehörte, als zum Unterhalt einer Familie erforderlich war. Vgl. Beschow, Hist. Tidsskr. IV, 12; Steenstrup, Studier over Kong Valdemars Jordebog und Christensen, Agrarhist. Studier I, 15. In unserer Zeit (frühestens wohl im 14. Jahrhundert) war bol eine Matrikelnorm und wurde einer Mark Goldes gleich gerechnet. (Vgl. über die Mark Goldes und Mark Silbers u. a. die interessante Abhandlung von Otto Kier in „Jahrbücher f. d. Landeskunde der Herzogt. Schlesw., Holst. u. Lauenb., Bd. II.") — Mit dem altdänischen bol ist zusammenzuhalten das niederdeutsche böl = bolt, angelsächs. botl, downs, atrimn, sowie das nordfriesische bol, boel, böl, das ebenfalls einen Landbesitz bezeichnete. Was die mit bol zusammengesetzten Ortsnamen anlangt, so bezeichnet ihr erster Teil in der Regel einen Personennamen. So ist in Moddeböl bol mit dem weiblichen Personennamen Motha, althochdeutsch Moda verbunden. Der Name begegnet uns in folgenden Formen: Motha. Modda 12. Jahrhundert. Moca 13. Jahrhundert, May, Maye, Mey 14., 15. Jahrhundert, Mæya 1334, Petrus Moyeson 1334, Boecins Meyesson 1380, Pikmar Mayetson 1408. In Übereinstimmung hiermit treffen wir den wiederholt vorkommenden Ortsnamen Moddebol, in der jüngeren Form Maibüll.

VII. -balle, -ballig.

Diese Endung ist mehrfach irrtümlich mit -büll zusammengestellt worden; beide haben nichts mit einander gemein. Vor mir liegt ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher auf -balle oder -ballig ausgehenden Ortsnamen unserer Heimat und daneben die genaue Angabe, wann dieselben zuerst in Urkunden auftreten. Seltsamerweise sind darnach die in den ältesten Schriftstücken uns begegnenden, heute auf balle oder ballig auslautenden auszuscheiden und einer anderen Gruppe zuzuweisen. Der Ort Wackerballig bei Gelting, der uns in Waldemars Grundbuch vom Jahre 1232 begegnet, hieß damals Wakærbol und das Dorf Torsballig, Ksp. Havetoft, nach einer Urkunde von 1590 Tarsbüll. Der einzige alte, möglicherweise mit balle, ballig zusammenhängende Ortsname ist Ballum, der bereits 1214 als Balghum vorkommt. Alle übrigen — das im Ksp. Struxdorf gelegene Bellig gehört ebenfalls hierher — scheinen samt und sonders neueren Ursprungs zu sein und werden, soweit ich bis dahin habe feststellen können, frühestens im 15. Jahrhundert in Urkunden genannt. Dänische Forscher haben die Endung mit dem dänischen Balg oder Balk in Verbindung gebracht. In der That scheint die ursprüngliche Fassung balg oder ballig gewesen zu sein, also, daß balle eine abgeschliffene Form darstellen würde. So heißt Langballig in Angeln in einer Urkunde von etwa 1450 Langeballech (Dipl. Flensb. I, 546). In diesem Falle würde das Wort vielleicht dem deutschen Ballen (Fußballen, Ballen der Hand) entsprechen. Das dänische Balg, Balk soll nämlich ursprünglich einen erhöhten oder hervorragenden Teil bezeichnen, im jütländischen Dialekt (nach Feilberg) auch eine urbar gemachte Lichtung im Walde. Im Niederdeutschen, wo das Wort balge, ballige ebenfalls vorkommt, bedeutet es u. a. eine Vertiefung an der Küste, die auch bei Ebbe voll Wasser bleibt und als Fahrwasser dient (Schiller u. Lübben, Mittelniederdtsch. Wtb. I, 145 a). So giebt es an der Weserumdung ein Bredenbalge, Blauebalge, Hundebalge, Ossenbalge, Steertbalge und Banterbalge. Daneben hat es die Bedeutung von Rinnsal, Wasserleitung. Die zuletzt genannten Bedeutungen sind in unserm Falle wohl ausgeschlossen. Ebensowenig will mir die von dänischen Forschern gefundene Lösung gefallen. Ich meine nämlich, daß es schwer halten dürfte, allen mit -ballig zusammenhängenden Ortsnamen eine dementsprechende Lage zuzuweisen. Um die Bezeichnung -ballig zu rechtfertigen, müßte der Ort über seine nähere Umgebung hervorragen. Jedenfalls ist es Thatsache, daß das Volk Hünengräbern vereinzelt die Bezeichnung -balle beigelegt hat.

Auch einzelne Felder tragen den Namen -balle. Zur Erwägung wäre vielleicht noch folgendes heranzuziehen. Mustert man die Reihe der auf -ballig oder -balle endenden Ortsnamen, so treten als Bezeichnung von Dörfern vornehmlich Holballe, Kirkeballe, Langballig, Lilleballe, Mögelballe (Mögel = groß), Norderballig, Overballe, Süderballig, Westerballe uns entgegen. Wie man sieht, hängen sie niemals mit einem Personennamen zusammen, sondern haben entweder nach der Lage oder ihrer Größe die nähere Bestimmung erhalten. Nun lehrt der nordschleswigsche Dialekt, daß man noch heute einzelne vom eigentlichen Dorfkomplex entlegene Gehöfte mit dem Gesamtnamen Balle belegt. Vielleicht, daß von dieser Thatsache aus der Weg zur Bedeutung der Endung balle auffindbar wäre.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 11. November 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Im Spätherbst (Gedicht.) — 2. Hansen, Der Brutkamp bei Albersdorf in Holstein. (Mit Bild.) — 3. Bulenschön, Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863. III. — 4. Matthiesen, Leid und Freud. (Gedicht.) — 5. v. Osten, Die Kirche zu Bishorst — 6. Brügge, Claas Duncker. (Mit Bild.) — 7. Plagemann, Der Rote-Kliff-Leuchtturm auf Sylt. — 8. Mitteilungen. — 9. Lobsien, Morgenfahrt. (Gedicht.)

Bücherschau.

Beiträge zur Geschichte der Leibeigenschaft in Holstein. Von Dr. Arthur Gloy. Verlag von Lipsius & Tischer. Kiel und Leipzig. — Der Name des Verfassers ist den Lesern der „Heimat" nicht unbekannt. Es ist immer ein Vergnügen, Dr. Gloy auf den Pfaden seiner Forschungen zu folgen: seine Darbietungen atmen bei aller wissenschaftlichen Tiefe reine Heimatsluft und verstehen es daher, Kopf und Herz der Leser in gleichem Maße zu packen. Auch diese jüngste Publikation wird sicherlich das Interesse vieler Leser wachrufen und nicht zuletzt unter den Freunden der „Heimat" dankbare Leser finden, da sie nicht nur über die Leibeigenschaft in Holstein helles Licht ausbreitet, sondern überhaupt über jene eigenartigen Verhältnisse einer „guten" alten Zeit vorzüglich orientiert. Nach einer scharfen Scheidung der Begriffe Sklaverei und Leibeigenschaft bringt die Schrift eine orientierende Übersicht über den Ursprung und die Weiterentwickelung der Leibeigenschaft in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, Spanien, Italien, England, Schottland, Irland und Dänemark. Während der Verfasser hier sich hauptsächlich der Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts von S. Sugenheim, Petersburg 1861, anschließt, folgt er in der Darstellung der Leibeigenschaft in Holstein nur primären, z. T. noch unbenutzten Quellen. Das Resultat der hochinteressanten Untersuchung sind folgende sieben Punkte, die manchem überraschend genug sein mögen.

1. Sklaverei hat in Holstein bestanden, aber nachweislich nur bei den Wenden Ostholsteins, die bis ins 12. Jahrhundert hinein gefangene Dänen zu Hunderten auf die Sklavenmärkte gebracht haben.

2. Die alten Holsten sind immer freie Eigentümer auf ihren von den Vorvätern ererbten Hufen gewesen und geblieben.

3. Die Wenden sind nach ihrer Unterwerfung nicht zu Leibeigenen herabgedrückt worden.

4. Die zur Kolonisation herbeigerufenen Fläminger, Friesen, Holländer und Westfalen sind unter verschiedenen Bedingungen angesiedelt worden, die einen, und zwar vornehmlich unter den Landesherren selbst (den Grafen) mit erblichem Eigentumsrecht an ihren Stellen (Buren, Bonden), die anderen als Erb- bezw. Zeitpächter (Kolonen, Lansten), wo das Land bereits an andere weltliche oder geistliche Herren zür Kolonisation ausgethan

Digitized by Google

war. Doch hat es auch unter diesen Herren, meistens wohl infolge von Verkäufen und Verpfändungen seitens der Grafen, vollkommen freie Eigentümer gegeben.

5. Geistliche und ritterschaftliche Untersassen sind noch um 1500 im allgemeinen gleichgestellt gewesen, wie aus mehreren Verkaufsurkunden, wo Ritter ihre Dörfer an Klöster abgeben, ersichtlich ist.

6. Unter den Schauenburgern (bis 1459) bestand die Leibeigenschaft in Holstein nicht. Unter den Oldenburgern können seit 1460, unter Nachahmung des in Dänemark gegebenen Beispiels, hier und da möglicherweise Zustände geherrscht haben, die hart an Leibeigenschaft grenzten. Gesetzlich sanktioniert war sie in Holstein vor 1524 nicht und nachher wohl mehr stillschweigend geduldet.

7. Die Leibeigenschaft ist direkt erst nach 1524 nachweisbar. Während man bis zum Ende des 18. Jahrhunderts allgemein und heute noch hier und da der Ansicht war und ist, daß die Leibeigenschaft in unmittelbarem Zusammenhang mit der Knechtschaft des germanischen Altertums stehe, und daß sie in Holstein insbesondere aus der Unterwerfung und Knechtung der Wenden hervorgegangen sein müsse, bringt Dr. Glov im Anschluß an die Forschungsresultate des Züricher Professors Dr. G. H. Schmidt und aus Urkunden den Nachweis, daß die Leibeigenschaft eine verhältnismäßig späte Einrichtung ist, die erst nach 1524 nachgewiesen werden kann. Bis 1524 waren die Bauern entweder Lansten, die ihre Stellung aufkündigen und davongehen konnten, auch ohne die Verpflichtung, einen Ersatzmann zu stellen, — oder Eigentümer, die Prozesse mit Adeligen führen oder auch gar über solche zu Gericht sitzen konnten. Durch das Prälaten und Ritterschaft 1524 verliehene Privilegium Friedrichs I. wurde dieser Zustand geändert. Die Bonden und Lansten verloren nicht nur das Recht, in den Dinggerichten über Prälaten und Ritter zu Gericht zu sitzen, sondern sie wurden den Rittern vollständig ausgeliefert. Bei der Schwäche der Regierung dem mächtigsten aller Stände gegenüber und unter der Einwirkung der Reaktion, die in Dänemark auf die bauernfreundlichen Bestrebungen Christians II., in Deutschland auf den Bauernaufstand von 1525 folgten, wurden sie der Spielball der Junker. Seitdem ist in Holstein die Leibeigenschaft zu Hause. In ganz Ost-Holstein ist kaum ein einziges Dorf von der Leibeigenschaft befreit geblieben. Die Bauern mußten die Schrecken der Leibeigenschaft in ihrer ganzen Schwere fühlen. Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts begann das Los der Leibeigenen in Holstein allmählich sich zu bessern. Die leibeigene Einwohnerschaft eines Gutes zerfiel in Hufner, Instenn und Gesinde. Einer ganzen Reihe von Verpflichtungen standen wenig Rechte gegenüber. Leibeigen wurde ein Mensch durch Geburt (nach der Mutter), durch freiwilligen Eintritt mittels „Ergebebriefes," wenn jemand eine Leibeigene heiratete oder unfreien Besitz übernahm, ohne sich die Freiheit auszubedingen, oder durch Verjährung, wenn jemand, ohne besondere Abmachungen zu treffen, sich in leibeigener Gegend niederließ. Die Leibeigenschaft bestand in Holstein einige hundert Jahre. Der erste, der sie aufhob, war Graf Christoph Rantzau, der im Jahre 1688 sämtlichen Bauern seiner Güter Schmool, Hohenfelde und Ovelgönne die Freiheit schenkte. Endgültig beseitigt wurde sie mit dem 1. Januar des Jahres 1805.

Wenn ich über die Glovsche Schrift etwas ausführlicher berichtet habe, so ist es nicht geschehen, um das Durchlesen derselben unnötig zu machen, — ich wollte im Gegenteil zu weiterem Lesen anregen. Die Resultate werden erst interessant, wenn man den Weg genau kennt, auf dem sie gewonnen wurden. Eine eingehende Durchsicht der Glovschen Schrift ist warm zu empfehlen. Die jüngste Veröffentlichung des fleißigen Heimatforschers steht hinter den früheren Veröffentlichungen nicht zurück.

Kiel. J. Laß.

Anfrage.

Auf Alsen und im nördlichen Teile Schleswigs findet man nicht selten in den Gärten eine „Kohlesche" genannte Pflanze. Sie ist mir beschrieben worden als kleiner Baum (vermutet wird die falsche Akazie, Robinie, Robiniae pseudo-acaziae), dem ein anderer Baum (aber welcher?) aufokuliert worden ist. Wer giebt nähere Auskunft?

Lübeck (Fackenburger Allee 10II), 15. August 1901. Lucht, Apotheker.

Mitteilung.

Unser Schriftführer, Lehrer Barfod-Kiel, Geibelallee 2II, ist bereit, Anfragen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften zu beantworten, eingesandte Objekte zu bestimmen und, wo sein Wissen und Können versagt, die erbetene Auskunft zu vermitteln. Werden direkte Antworten gewünscht, dann ist eine Marke beizulegen. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 11. November 1901.

Im Spätherbst.

Durch dunklen Tannenweg war ich gegangen
Zum kahlen Laubwald, wo die Stämme schwarz
Im grauen Spätherbstnebel ragten, dann
Am Waldesrande stand ich still und blickte
Aufs frisch gepflügte Feld, von dem die Lerche
Nach oben jubelnd stieg, wo sich die Nebel teilten
Und mild und blau der Himmel lächelte.
Fern auf der Heerstraß' sang ein Wanderer;
Wie eine Frühlingsahnung überkam mich's.

Zurück dann blickte ich ins Waldesdunkel,
Traumhaft verschwommen alles — und das Leben
Schien mir wie Traum.

Der „Brutkamp" bei Albersdorf in Holstein.

Von **Hansen** in Albersdorf.

Der in unmittelbarer Nähe des Kirchdorfs und Stahlbades Albersdorf belegene „Brutkamp" war nach Berichten von älteren Chronisten ehemals mit uralten Eichen bewachsen, unter denen unsere Vorfahren ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte hielten und ihre Opfer darbrachten.

Der Eichenhain ist freilich verschwunden, jedoch beschatten uralte Lindenbäume den so denkwürdigen „Opferaltar," der sich auf einer beträchtlichen Anhöhe des Kamps befindet. Dieser „Opferaltar," wie derselbe gewöhnlich im Volksmunde genannt wird, ist ein auf fünf aufrechtstehenden Steinen ruhender Granitkoloß. Unter demselben befindet sich eine größere Höhle. Ohne Zweifel ist dieser gewaltige Felsenbau eines der schönsten Denkmäler aus der ditmarsischen Vorzeit. — Jeder Besucher, der den mächtigen Koloß zum ersten Mal in Augenschein nimmt, stellt sich unwillkürlich die Frage: Wie ist der riesige Stein nach dieser Stätte gekommen?

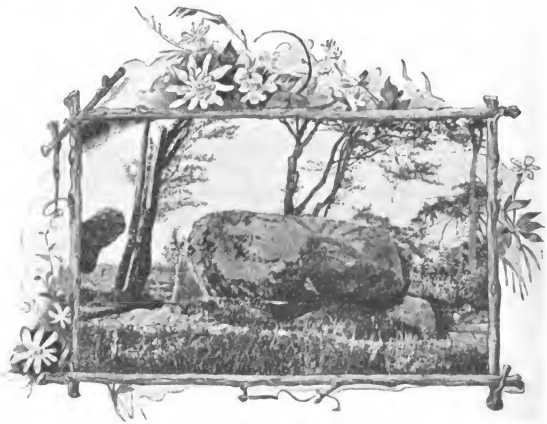
Eine Sage erzählt, daß unsere alten Vorfahren den Stein von dem im Westen gelegenen Walde „Rieselwohld" aus, wo sie in Höhlen und Klüften hausten, nach hier geworfen haben. Der Zweck des Wurfes sei gewesen, den Turm der Kirche zu vernichten, weil ihnen das Geläute der

Digitized by Google

Glocken zuwider war und sie von dem Christentum durchaus nichts wissen wollten. Dieser Wurf ist ihnen jedoch fehlgegangen, und der Stein ist südöstlich von der Kirche zur Erde gefallen.

Eine andere Erzählung behauptet, daß unsere Vorfahren, die ja gewiß riesenhafte Kräfte besaßen, diesen erratischen Block, der mit vielen anderen zur Eiszeit von Norwegen gekommen sein soll, allmählich auf Walzen nach der jetzigen Stelle hingerollt haben.

Da nun jedoch der ganze Bau des „Altars" künstlich zusammengefügt ist, so steht wohl ohne Zweifel fest, daß der ungeheure Steinkoloß, der die Decke des ganzen Baues bildet, durch menschliche Kräfte seinerzeit nach seinem jetzigen Orte hingeschafft wurde. Die Menschen damaliger



Grabmal auf dem Brutkamp.

Zeit müssen also schon zu geordneten gesellschaftlichen Verbänden vorgeschritten sein und eine gewisse Organisation der Arbeit gekannt haben.

Die genauen Maße des Steines hat uns Pastor Mesner, der von 1663 bis 1705 in Albersdorf Prediger war, und dessen Bild die Kirche schmückt, aufgezeichnet: „36 Fuß weniger 2 Zoll beträgt der Umfang, 4 Fuß und 3 Zoll ist die Dicke, die oberste Breite von Südosten nach Nordwesten enthält 12 Fuß 6 Zoll und der ganze Stein von unten und oben querüber mißt 27 Fuß und 3 Zoll; unten ist der Stein platt, als wenn er behauen, in der Mitte hat derselbe eine „Gahle" oder Rinne." (10,24 m, 1,21 m, 3,57 m und 7,78 m.) Der genaue Beobachter wird vorstehende Angaben voll und ganz bestätigt finden, indem ihm ein Eingang, der von Südosten in die Höhle führt, die Besichtigung ermöglicht.

Digitized by Google

Was nun die eigentliche Bedeutung dieses mächtigen „Opferaltars" oder „Brutkamps," wie derselbe allgemein bezeichnet wird, anlangt, so gehen die Meinungen der verschiedenen Chronisten hierin auseinander.

Bolten und mit ihm Carstens und Rohde sind der Ansicht, daß hier hauptsächlich die Neuvermählten ihr erstes Opfer dargebracht haben. Westphalen hält ihn für einen Altar der Göttin Freya und giebt ebenfalls der Vermutung Raum, daß Bräutigam und Braut sich mit ihren Gebeten und Opfern an diese Göttin gewandt haben. Die neuere Forschung ist jedoch der Meinung, daß „Brut" nichts mit Braut zu thun habe, sondern auf eine Gerichtsstätte der alten Germanen hindeute.

Auf Grund der ganzen Bauanlage glauben wir annehmen zu dürfen, daß unser Opferaltar eine Dolme aus der jüngeren Steinzeit ist, und da durch den betreffenden Bau eine Art von Steintisch zustande kommt, so wird auch der Name dieses Denkmals hiervon abstammen, indem die bretonischen Wörter Dol Tisch und Men Stein bedeuten. Weil nun die Dolmen prähistorische Gräber sind, von denen wir die Hügel- oder Hünengräber bezüglich ihres Inhalts scharf unterscheiden müssen, so haben wir in unserm riesenhaften Felsenbau auf dem „Brutkamp" ein Grabmal, welches die Überreste eines alten vornehmen Germanenfürsten barg oder noch birgt. Wenn im Volksmunde auch noch allgemein die Dolmen für Altäre gehalten werden, auf denen die Druiden das Blut ihrer Opfer vergossen haben, so wissen wir heute bestimmt, daß die Dolmen nichts anderes sind als mächtige Steinkammern oder Steinkisten, in denen die Leichen beigesetzt wurden. Der Verstorbene, welcher in liegender oder hockender Stellung in dem Raume beigesetzt wurde, erhielt Schmucksachen, Waffen, sowie Gefäße und Lebensmittel mit auf den Weg. Um ein solches Grabmal wurde noch ein Kranz von Steinen gepflastert, der auch bei dem unsrigen noch ganz deutlich erkennbar ist.

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von **J. Butenschön** in Hahnenkamp.

3. Die Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung über die „holstein-lauenburgische Angelegenheit."

Wenn wir den Verlauf der amtlichen Verhandlungen der hohen Bundesversammlung mit der dänischen Regierung über unsere Angelegenheit in dem Zeitraume von 1858 bis in die letzten Monate des Jahres 1863 mit Aufmerksamkeit verfolgen, so werden wir uns davon überzeugen können, daß der alte deutsche Bund, der die Pflicht hatte, uns zu unserm Rechte zu verhelfen, sich fünf Jahre lang von dem Kopenhagener Kabinett hinhalten ließ und erst nach langem, vergeblichem Hoffen und Harren und nach völlig erschöpfter Geduld zu

Digitized by Google

einem entscheidenden Entschluß gelangen konnte. Wir sehen in diesem Abschnitte unserer Landesgeschichte zu unserem Bedauern bei dem großen Deutschland die größte Schwäche, bei dem kleinen Dänemark dagegen die größte Keckheit und Dreistigkeit. Wir werden sehen, was man in Kopenhagen Deutschland gegenüber wagen durfte, und daß die Führer in der dänischen Hauptstadt an die wohlmeinenden Ratschläge der europäischen Mächte sich nicht kehrten, sondern im Gegenteil ganz Europa zum Trotz zu ihrem eigenen großen Nachteil auf ihrem Standpunkt beharrten. Man könnte wohl die Frage aufwerfen, woher es kam, daß Dänemark nicht bloß im geringsten keine Furcht vor Deutschland hatte, sondern sich auch beständig weigerte, den Mahnungen der nichtdeutschen Mächte, besonders Englands, Beachtung zu schenken. Das Verhalten der dänischen Regierung könnte uns rätselhaft erscheinen, da wir bestimmt wissen, daß dieselbe in der streitigen Angelegenheit mit großer Sicherheit auf den Beistand der europäischen Mächte glaubte rechnen zu können. Die Veranlassung zu diesem Wahn der dänischen Staatsmänner ist höchst wahrscheinlich folgende bekannte Thatsache gewesen. Das Thronfolgegesetz war am 31. Juli 1853 in London von sieben europäischen Mächten genehmigt und unterzeichnet worden, nämlich von Österreich, Preußen, England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark, und damit war ein heißer Wunsch der Dänen in Erfüllung gegangen. Man glaubte jetzt in Dänemark felsenfest, daß nun, nachdem Prinz Christian aus dem Hause Glücksburg laut des Londoner Protokolls zum Thronfolger bestimmt worden war, derselbe selbstverständlich als Regent des Gesamtstaats mit Einschluß der Herzogtümer unangefochten anerkannt werden würde. Die Dänen bedachten aber in Bezug auf diese inhaltsschwere Frage nicht den wichtigen Umstand, daß das neu geschaffene Thronfolgegesetz weder der deutschen Bundesversammlung noch den Ständen der Herzogtümer vorgelegt worden war, und daß ferner die auch von den beiden deutschen Großmächten genehmigte Thronfolge die Erfüllung der „Vereinbarung" von 1851 und 1852 zur Voraussetzung hatte. Da aber die dänischen Staatsmänner im Laufe der Zeit diese Vereinbarungen völlig ignorierten, so konnte Bismarck bereits vor Beginn der offenen Feindseligkeiten es öffentlich aussprechen, daß der erste Kanonenschuß das in London unterzeichnete Protokoll zerreißen würde. Wir erinnern ferner daran, daß Fürst Bismarck damals, als er im preußischen Abgeordnetenhause über unsere Angelegenheit sprach, der Ansicht war, daß zwischen den Herzogtümern und Dänemark eine Personal-Union hergestellt werden könnte, ähnlich wie zwischen Norwegen und Schweden, ein Plan, dessen Verwirklichung natürlich scheitern mußte an der bekannten Halsstarrigkeit Dänemarks. Denn nach der Meinung der Machthaber am Sunde war unser Schicksal infolge des Thronfolgegesetzes für alle Zeiten beschlossen; wir waren nur Knechte im Hause und sollten es auf immer bleiben!

Nach diesen Bemerkungen begeben wir uns nach Frankfurt, um uns zu vergegenwärtigen, wie die Bundesversammlung sich bemühte, den bedrängten Herzogtümern den Maßnahmen Dänemarks gegenüber zu ihren Rechten zu verhelfen.

Infolge einer Eingabe der lauenburgischen Ritter- und Landschaft und einer Vorlage Preußens und Österreichs gelangte die „holstein-lauenburgische Angelegenheit" am 29. Oktober 1857 an den Bund. Nachdem ein Ausschuß sich elf Wochen zur Berichterstattung Zeit gelassen hatte, faßte die Bundesversammlung unterm 11. Februar 1858 fast einstimmig den Beschluß, daß die Gesamtstaats-Verfassung vom 2. Oktober 1855, insoweit dieselbe auf Holstein und Lauenburg Anwendung finden sollte, ebenso wie die §§ 1—6 der besonderen Verfassung für das Herzogtum Holstein vom 11. Juli 1854, mit Hinsicht auf § 56 der Wiener Schlußakte formell ungültig sei und materiell mit den Grundsätzen des Bundes-

Digitized by Google

rechts und den Zusicherungen von 1851 und 1852 hinsichtlich der den Herzogtümern gebührenden gleichberechtigten und selbständigen Stellung in Widerspruch stehe, und daß die dänische Regierung „zu ersuchen sei," einen den erteilten Zusicherungen entsprechenden Zustand herbeizuführen. Hieran knüpfte die Bundesversammlung unterm 25. Februar ferner den Beschluß, daß die dänische Regierung sich aller weiteren mit dem obigen Bundesbeschlusse im Widerspruch stehenden Maßnahmen zu enthalten habe. — Auf diese Beschlüsse erklärte die dänische Regierung unterm 26. März, daß sie bereit sei, mit der Bundesversammlung betreffs der Auslegung der Vereinbarungen von 1851 und 1852 „von Macht zu Macht" zu verhandeln, um die Bundesversammlung von der Irrigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Diese „Zugeständnisse" erschienen der Bundesversammlung als ungenügend, und sie beschloß deshalb unterm 20. Mai, der dänischen Regierung eine Frist von 6 Wochen zu stellen, innerhalb welcher Zeit dieselbe eine „bestimmte Mitteilung" zu machen habe, wie sie dem Bundesbeschlusse vom 11. Februar gemäß die Verfassungsverhältnisse der Herzogtümer zu ordnen gedenke. Gleichzeitig wurde der dänischen Regierung nochmals die Aufrechthaltung des Bundesbeschlusses vom 25. Februar eingeschärft. — Unterm 15. Juli erwiderte die dänische Regierung, die geforderte bestimmte Mitteilung erscheine für jetzt „unthunlich," indessen wolle sie sich geneigt erklären, die Oktober-Verfassung „provisorisch" für die Herzogtümer außer Kraft zu setzen.

Da schien die Geduld des alten Bundes erschöpft zu sein; denn man zog jetzt den Exekutions-Ausschuß zu den Beratungen hinzu, und unterm 29. Juli wurde beantragt, die dänische Erklärung vom 15. Juli für „ungenügend" zu erklären und der dänischen Regierung in Gemäßheit der Exekutions-Ordnung noch eine Frist von drei Wochen zu stellen. Als diese Anträge unterm 12. August zum Beschluß erhoben wurden, gab die dänische Regierung unterm 9. September eine Erklärung ab, die weiter nichts war als eine Umschreibung ihrer Erklärung vom 15. Juli. Die „vereinigten Ausschüsse" beantragten deshalb unterm 11. November, daß die Exekutions-Kommission beauftragt werden möge, für das weitere Verfahren entsprechende Anträge zu stellen. — Von diesem Bericht hatte die dänische Regierung bereits vorher auf vertraulichem Wege Kenntnis erhalten. Langwierige diplomatische Verhandlungen mit Berlin, Wien und den andern europäischen Kabinetten hatten der dänischen Regierung die Gewißheit verschafft, daß die europäischen Mächte eine Exekution in Holstein als eine innere deutsche Angelegenheit ansehen und sich daher jeder Einmischung enthalten würden. Deshalb entschloß man sich in Kopenhagen, die Oktober-Verfassung für die Herzogtümer außer Kraft zu setzen, auch die §§ 1—6 der besonderen holsteinischen Verfassung aufzuheben und die holsteinischen Stände einzuberufen. Die darauf bezüglichen Patente wurden unterm 6. November 1858 erlassen. Das damalige Verhalten der dänischen Regierung Deutschland gegenüber zeugt wenigstens davon, daß man in Kopenhagen im Jahre 1858 noch Rücksicht nahm auf die Beschlüsse in Frankfurt; aber wir werden später sehen, daß man doch in Dänemark wenig Furcht vor Deutschland hatte. Die dänischen Diplomaten verstanden es, durch die absichtliche Unklarheit und geschickte Weitschweifigkeit, mit der ihre Erklärungen abgefaßt waren, die Minister in Berlin, Wien und auch die Gesandten in Frankfurt so weit zu düpieren, daß sie stets in dem betreffenden Erbieten einen Weg zur „Ausgleichung" zu erblicken meinten, bis erst hinterher bei genauerer Prüfung, teils erst durch die Erörterungen in der Presse, die Unredlichkeit und Hinterlist an den Tag kam. Man mußte dänische Erklärungen und Patente sehr sorgfältig lesen, nicht so wohl, um ihren positiven Inhalt kennen zu lernen, als vielmehr, um zu ermitteln, ob die dänische Regierung es darauf abgesehen, das scheinbar gemachte „Zugeständnis" zu einer Schlinge für den andern Teil zu verwandeln.

Digitized by Google

Den deutschen Bundesregierungen mangelte es in jener Zeit Dänemark gegenüber trotz einer Reihe von Erfahrungen an dem nötigen Maß von Mißtrauen, und daher ließen deutsche Staatsmänner sich mehrfach irreführen; aber unsere holsteinischen Stände vermieden stets die ihnen gelegte Schlinge. Das Patent vom 6. November 1858 ist jedenfalls ein redendes Zeugnis von der Leichtigkeit, mit der die Bundesversammlung sich von der dänischen Regierung täuschen ließ. Die Aufhebung der Oktober-Verfassung für Holstein und Lauenburg, bisher nur „provisorisch" in Aussicht gestellt, war allerdings nunmehr eine Thatsache. Aber das Patent vom 6. November enthielt zwei Bestimmungen, über deren Tragweite sich die Bundesversammlung wohl keine klare Vorstellung gemacht hatte, nämlich: erstens eine Bestimmung, daß die gedachte Verfassung „für die nicht zum deutschen Bunde gehörenden Teile der Monarchie in ungeschwächter Wirksamkeit zu bestehen fortfahre," und zweitens, „daß die Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, den Krieg, die Marine und die Finanzen in Zukunft in betreff Holsteins und Lauenburgs dem Könige allein verantwortlich (d. h. aller Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber entledigt) sein sollten." Für die Bundesländer sollte also wieder einmal der Absolutismus in Kraft treten. Faktisch mußte dies dahin führen, daß die Minister unter dem Scheine der „königlichen Machtvollkommenheit" Holstein und Lauenburg nach der Oktober-Verfassung zu regieren fortfuhren, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt die Herzogtümer statt der früheren mangelhaften Vertretung im „Reichsrat" dort überhaupt keine Repräsentanten mehr zum Schutze ihrer Interessen hatten. Auch wurde der Reichsrat nunmehr durch das Ausscheiden der holsteinischen und lauenburgischen Abgeordneten zu einem „Rumpfreichsrat," aber zugleich zu einem „Eiderparlament," und gleichzeitig wurde die Oktober-Verfassung aus einer „Gesamtstaats-Verfassung" jetzt eine „Eiderstaats-Verfassung." — Die Bundesversammlung beschloß unterm 23. Dezember 1858, von dem eingeleiteten Exekutionsverfahren einstweilen Abstand zu nehmen, aber die vereinigten Ausschüsse wurden beauftragt, über das Ergebnis der mit den holsteinischen Ständen bevorstehenden Verhandlungen und, wenn nötig, noch im Verlauf derselben Bericht zu erstatten. Allein über ein Jahr verfloß, bevor dieser Bericht gefordert wurde.

Sofort bei der Eröffnung der Ständeversammlung im Januar 1859 konnte man sich davon überzeugen, daß die Regierung nicht an eine ehrliche Ausgleichung dachte. Kaum 14 Tage zuvor hatte sie eine Ordonnanz erlassen, die alle Bewohner Schleswigs wie Holsteins mit der tiefsten Entrüstung erfüllen mußte. Eine größere Zahl von Vereinen, darunter der Gartenbauverein, der Verein für Sammlung vaterländischer Altertümer usw. — Vereine, zu deren Mitgliedern der König selbst gehörte — wurden in ausdrücklichem Widerspruche zu einer der Zusicherungen von 1851 für Schleswig verboten, aus keinem andern Grunde, als weil „Vereine und Gesellschaften, durch welche es beabsichtigt werde, die Bewohner des Herzogtums Schleswig und des Herzogtums Holstein zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit für den einen oder den andern Zweck zu vereinigen, in betreff Schleswigs nicht zu dulden wären." Sobald der Baron v. Scheel-Plessen seinen Platz als Präsident der Ständeversammlung eingenommen, konnte er nicht umhin, der empörten Stimmung des Landes über diese Ordonnanz in den Worten Ausdruck zu geben: „Ein solches Prinzip zur Anwendung zu bringen, heißt soviel, wie es den Bewohnern zweier benachbarter Länder verbieten, ihre Kräfte zur Förderung gemeinnütziger Zwecke zu vereinigen, — ihnen die Mittel zur Förderung der Zivilisation in jeder Beziehung zu verkümmern." — Auch nach einer andern Seite trieb die Regierung die Rücksichtslosigkeit so weit wie möglich. Den Ständen legte sie die Oktober-Verfassung in ganz unveränderter Gestalt vor, offenbar wieder

Digitized by Google

in der Absicht: wenn die Stände sich zu einer Beratung derselben hätten verleiten lassen, sie alsdann für die Herzogtümer auch formell wieder in Kraft zu setzen und hinterher zu behaupten, nunmehr sei den Zusagen von 1851 Genüge geschehen, und die Verfassung nach Beratung mit den Provinzialständen promulgiert worden. Die Stände gingen nicht darauf ein und legten ihrerseits der Regierung einen Verfassungsentwurf vor, in welchem die volle Selbständigkeit der einzelnen Länder die Grundlage bildete. Es war derselbe Entwurf, den im September 1862 Lord Russell mit einigen Abänderungen für geeignet fand, einen befriedigenden Ausgleich herbeizuführen. Die Regierung wies durch den königlichen Kommissar sofort jede Verhandlung auf Grundlage dieses Entwurfs ab.

Das Verlangen der Stände, ihnen alsbald die nötigen Befugnisse zur Wahrung der Selbständigkeit des Landes einzuräumen und ohne ihre Zustimmung kein Gesetz in gemeinsamen Angelegenheiten für die Herzogtümer zu erlassen, wurde ebenfalls kurzweg abgewiesen. Als am 11. März 1859 die Ständeversammlung geschlossen wurde, war keine Verständigung mit der Regierung erzielt worden. Die dänische Regierung hatte thatsächlich bewiesen, daß sie auch nicht im entferntesten daran dachte, in dieser Beziehung die geeigneten Schritte zu thun. In Frankfurt schien man aber damals unsere Sache wieder ganz vergessen zu haben; denn von einer Berichterstattung der vereinigten Ausschüsse „über das Ergebnis" war keine Rede, und zwar auch dann noch nicht, als die dänische Regierung im August 1859 dazu schritt, den „Rumpfreichsrat" einzuberufen. Man wollte offenbar vorerst bloß den Versuch machen, ob die deutschen Regierungen zu dieser neuen Mißachtung der Vereinbarungen von 1851 und 1852 schweigen würden. Als nun wirklich die Session des „Rumpfreichsrats" unangefochten zu Ende ging, erhob Herr Hall triumphierend sein Haupt. Es werde, rief er, in der Geschichte Dänemarks ein denkwürdiges Ereignis bleiben, daß ein „dänisch-schleswigscher" Reichsrat getagt habe! Diesem Reichsrat war das Budget „für die gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie" für die Finanzperiode 1860—1862 vorgelegt worden; Holsteins Anteil wurde „durch königliche Machtvollkommenheit" ergänzt. Unterm 23., 24. und 25. September wurden einige Ordonnanzen erlassen, „betreffend die Sicherstellung der Interessen des Herzogtums Holstein." Diese Ordonnanzen brachten eine Reihe von Bestimmungen über den Anteil Holsteins an den gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben der Monarchie für die Finanzperiode 1860—1862, die aber sämtlich so gefaßt waren, daß sie keine definitive Feststellung des holsteinischen Anteils an dem Budget enthielten und somit der Regierung den nötigen Spielraum ließen, um überall „die souveräne Machtvollkommenheit des Königs" in Übereinstimmung mit den Beschlüssen des Reichsrats zu bringen. — Unterm 2. November 1859 fand die dänische Regierung sich endlich veranlaßt, der Bundesversammlung mit Bedauern die Mitteilung zu machen, daß die Verhandlung mit den holsteinischen Ständen zu keinem Resultat geführt habe. Auch wies die dänische Regierung hin auf die September-Ordonnanzen und behauptete, daß alles Nötige zur „Sicherstellung der Interessen Holsteins" geschehen sei.

Die Bundesversammlung, die sich übrigens vier volle Monate zu ihrem Beschlusse Zeit ließ, konnte nicht umhin, unterm 8. März 1860 zu erklären, „auf schleunige Erfüllung" der in dem Bundesbeschluß vom 11. Februar 1858 festgestellten Verpflichtungen bestehen zu müssen, und daß sie von der Fortsetzung des durch den Bundesbeschluß vom 12. August 1858 eingeleiteten Verfahrens nur unter der Bedingung noch ferner Abstand nehmen könne, daß inzwischen kein Gesetz in gemeinschaftlichen Angelegenheiten, namentlich auch in Finanzsachen für die Herzogtümer erlassen werde, wenn es nicht die Zustimmung der Stände dieser

Digitized by Google

Länder erhalten hätte. — Also wieder einmal gedroht mit Exekution! Die dänische Regierung ließ sich aber dies so wenig anfechten, daß sie im Juli 1860 trotz der in Aussicht gestellten Exekution im „Gesetzblatt für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg“ das Staatsbudget für die Finanzperiode vom 1. April 1860 bis 31. März 1861 promulgierte. Als diese Thatsache durch die Presse bekannt wurde, stellte die oldenburgische Regierung den Antrag, erwägen zu wollen, ob nunmehr nicht ein Vorgehen nach Maßgabe des Bundesbeschlusses vom 12. August 1858 geboten sei.

Über diesen Antrag erstatteten die vereinigten Ausschüsse ihren Bericht erst am 17. Januar 1861. Sie erklärten es „für ebenso begründet als unvermeidlich, daß das am 12. August 1858 eingeleitete bundesrechtliche Verfahren wieder aufgenommen werde.“ Demgemäß beschloß die Bundesversammlung unterm 7. Februar 1861, daß sie, falls die königlich-herzogliche Regierung „nicht binnen 6 Wochen“ in vollkommen sichernder Weise zur Erfüllung des Bundesbeschlusses vom 8. März 1860 sich bereit erklären sollte, das durch den Bundesbeschluß vom 12. August 1858 eingeleitete Verfahren wieder aufnehmen werde. Gleichzeitig wurde ausdrücklich beschlossen: „daß das Budget für das mit dem 1. April 1861 beginnende Finanzjahr nicht ohne Zustimmung der Stände von Holstein und Lauenburg festgestellt werden dürfe.“

In dieser Lage versuchte die dänische Regierung wiederum zunächst durch die Einberufung der holsteinischen Stände Zeit zu gewinnen. Auf die kleine Versammlung im Ständesaal zu Itzehoe waren damals die Augen Europas gerichtet. Die europäischen Mächte hatten gemeinsam der dänischen Regierung den dringenden Rat erteilt, den holsteinischen Ständen jedenfalls das Budget zur Beschlußfassung vorzulegen.

Der dänische Minister Hall hatte den europäischen Mächten auf diplomatischem Wege die Versicherung zugehen lassen, daß die verlangte Vorlage erfolgt sei; aber hinterher stellte sich heraus, daß ein Budget den Ständen nicht vorgelegt worden war, und daß es lediglich einige Worte, enthalten in den Motiven zu § 13 eines „Gesetzentwurfs, betreffend die provisorische Stellung Holsteins,“ waren, auf welche Herr Hall seine Behauptung stützte. Eine Mitteilung des englischen Unterstaatssekretärs im Hause der Lords ließ die kühnen Behauptungen des Herrn Hall zu früh in die Öffentlichkeit gelangen, und daher ereignete sich damals im Ständesaal eine seltene Scene. Der Abgeordnete Adolf v. Blome richtete an den damaligen Minister für Holstein, Herrn Ranzköff, der als königlicher Kommissar bei den Ständen in Itzehoe fungierte, die bestimmte Frage, ob mit dem § 13 den Ständen ein Finanzgesetz für Holstein vorgelegt worden sei, worauf der Gefragte keine Antwort gab. Als der Fragesteller noch einmal seine Frage wiederholte, blieb der Minister ebenfalls stumm, was im Ständesaal einen eigentümlichen, für den Gefragten gewiß peinlichen Eindruck machte. Diese Scene führte aber zu der Enthüllung, daß man in Kopenhagen den Kommissar nicht vollständig eingeweiht hatte in das Geheimnis der Komödie, die man spielen wollte. Nach dem Schlusse der Ständeversammlung und nachdem die der dänischen Regierung gestellte Frist von 6 Wochen verflossen war, ohne daß den Bedingungen des Bundesbeschlusses vom 7. Februar 1861 irgendwie entsprochen worden wäre, bemühte sich die englische Diplomatie, einen Ausgleich in der Budgetsache herbeizuführen, allein ohne den erwünschten Erfolg. Von allen Ausgaben, die zwar der „Reichsrumpfrat“ genehmigte, hatte nicht eine einzige die Bewilligung der holsteinischen Stände erhalten. Die „außerordentlichen Ausgaben,“ die Holstein auferlegt wurden, verwandte Dänemark als Rüstungen gegen den deutschen Bund, weil derselbe zum Schutze der Rechte und Interessen der Herzogtümer eintreten wollte. Alle

Digitized by Google

europäischen Mächte, selbst Schweden, hatten mit dem deutschen Bunde dafür gestimmt, daß den holsteinischen Ständen das Budget zur Genehmigung vorgelegt werde, aber ohne den geringsten Erfolg. Es gelang der dänischen Regierung noch eine Zeitlang, die deutschen Minister zu täuschen, obgleich die Scene im Ständesaal über § 13 das falsche Spiel der dänischen Regierung aller Welt bloßgelegt hatte. Obgleich es der dänischen Regierung gelungen war, die deutschen Minister und die Bundesversammlung mehrfach zu täuschen, indem sie hierbei darauf rechnen konnte, daß die deutschen Minister mit den verwickelten dänischen Finanzverhältnissen nicht näher bekannt waren, so wurde doch endlich die fortwährende Unredlichkeit von dem Grafen Bernstorff im Juni 1862 in einer Denkschrift klar dargelegt und gab er in derselben dem Kopenhagener Kabinett zu erkennen, welche Verachtung er über diese fortwährende Täuschung empfinde.

England war damals ernstlich bemüht, in unserer Angelegenheit zu vermitteln, und veranlaßte es, daß „internationale Verhandlungen" stattfanden zwischen den beiden deutschen Großmächten und der dänischen Regierung. Es sollte mit diesen Verhandlungen ein Versuch gemacht werden, ob nicht eine Verständigung behufs „einer definitiven Lösung" der Differenz zu ermöglichen sei. Als die deutschen Mächte auf die vorgeschlagenen Verhandlungen eintraten, drückte die dänische Regierung den deutschen Mächten den Wunsch aus, daß die diplomatischen Schriftstücke vorerst nicht in die Öffentlichkeit gelangen möchten; denn man würde dann leichter zu einer Verständigung gelangen können. Dem Kopenhagener Kabinett war aber natürlich nur darum zu thun, die mißliebigen Aufklärungen fernzuhalten, die bisher in der Presse über die wahre Bedeutung der verschiedenen „Zugeständnisse" der dänischen Regierung zu Tage gekommen waren. Diese Aufklärungen waren oft störend genug gewesen, wenn man die deutschen Staatsmänner hintergehen wollte. — Die dänische Regierung eröffnete die diplomatischen Verhandlungen mittels Depesche vom 26. Oktober 1861. Es wurden aber keine Vorschläge gemacht zu „einer definitiven Lösung," sondern man legte in diesem Schriftstück eine Proposition, betreffend die „provisorische" Stellung Holsteins vor, die von Anfang bis zu Ende einem Gesetzentwurf entnommen war, den sie am 6. März den holsteinischen Ständen vorgelegt hatte, und der von diesen einstimmig als ihren berechtigten Ansprüchen widersprechend erklärt worden war. Graf Bernstorff lehnte am 5. Dezember unter Bezugnahme auf das Votum der Stände ein Eingehen auf diese Proposition ab und verlangte eine offene Erklärung, wie die dänische Regierung die Verfassungsverhältnisse in Übereinstimmung mit der Vereinbarung von 1852 definitiv zu ordnen gedenke.

Er wies in seinem Schreiben hin auf das Verfahren der Regierung in Schleswig, besonders auf die „offenkundige systematische Bekämpfung der deutschen Nationalität und das noch faktische Fortbestehen des Reichsrats für Schleswig." Die Erwiderung der dänischen Regierung ließ sich auf diese Forderung nicht ein und bestritt die Kompetenz des Bundes in Bezug auf Schleswig; auch wurde angedeutet, daß die „unparteiische Gerechtigkeit und wohlwollende Milde" der dänischen Regierung einer „systematischen Verleumdung" begegne. Hinsichtlich des Fortbestehens des Reichsrats für Schleswig wurde auf das Patent vom 6. November 1858 hingewiesen, das vom Bunde „mit Befriedigung" aufgenommen worden sei. Im Januar 1862 trat der „Rumpfreichsrat" zum zweiten Male zusammen, und wurde demselben ein „dänisch-schleswigsches" Budget vorgelegt; zugleich wurden ohne Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen mit den deutschen Mächten über die künftige Gesamtstaats-Verfassung verschiedene Veränderungen in der Oktober-Verfassung vorgeschlagen, und zwar in der Absicht, sie dem „Eiderstaate" einigermaßen anzupassen. Die deutschen Mächte ließen gleichzeitig einen

Digitized by Google

Protest, datiert vom 14. Februar 1862, gegen die dem Reichsrate gemachten Verfassungsvorschläge überreichen, welchem auch die Bundesversammlung durch Beschluß vom 27. März ausdrücklich beitrat. Dieser Protest wurde von den Regierungen Österreichs und Preußens namens des Bundes in Kopenhagen übergeben. Der dänische Bundestags-Gesandte wollte dem Bunde jede Berechtigung hinsichtlich Schleswigs bestreiten, wurde jedoch mit seiner Einsprache vom Präsidialgesandten wie von der Bundesversammlung abgewiesen. Die dänische Regierung stellte in ihrer Antwort vom 12. März als Grundsatz auf, daß das Herzogtum Schleswig in den Bereich der Verhandlungen nicht hineinzuziehen sei, weil es sich hier um Schlichtung eines Streites mit dem deutschen Bunde handle, während das dänische Herzogtum Schleswig in keiner Weise der bundesrechtlichen Kompetenz unterworfen sei. Diese Anschauung suchte die dänische Regierung auch den europäischen Mächten gegenüber in einer Zirkulardepesche vom 8. Mai geltend zu machen, aber in der preußischen Zirkulardepesche vom 27. Juni wurden ihre Winkelzüge wie ihre unwahren Behauptungen in das gehörige Licht gestellt.

Die internationalen Verhandlungen wurden noch im Laufe des Jahres 1862 fortgesetzt in der Erwartung, endlich zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Österreich und Preußen versuchten nochmals, in ihren Depeschen vom 22. August die dänische Regierung über ihre aus den Vereinbarungen von 1851 und 1852 resultierenden Verpflichtungen zu belehren, wobei namentlich Preußen die Zustände in Schleswig charakterisierte, indem es auf die systematische Zerstörung nationaler und nachbarlicher Anhänglichkeit zwischen Schleswig und Holstein, die Vernachlässigung der Universität Kiel betreffend, die Überfüllung des Herzogtums Schleswig mit dänischen Verwaltungsbeamten und dänischer Geistlichkeit, das Gebaren in Kirche und Schule und den ganzen Geist in der Verwaltung dieses Herzogtums hinwies. Die dänische Regierung zeigte sich jedoch in ihrer Antwort vom 6. November ebenso unempfindlich für die schärferen Worte des Grafen Bernstorff wie für die freundschaftlichen Mahnungen Österreichs. Die dänische Regierung zeigte Österreich gegenüber nicht bloß eine größere Höflichkeit, sondern suchte auch durch eine Verdächtigung Preußens sich die Geneigtheit des Wiener Hofes zu erwerben, ohne jedoch in der Sache selbst den österreichischen Ratschlägen auch nur die geringste Hoffnung zu eröffnen, obgleich man darauf hinwies, daß die frühere Verbindung der Herzogtümer ohne Bedenken zugelassen werden könnte, da nunmehr die Erbfolge geordnet sei. Die dänische Regierung fuhr fort, dreist zu behaupten, „daß die gemeinschaftliche Verfassung in genauer Übereinstimmung mit der den beiden Mächten 1851 und 1852 kundgegebenen Absicht erlassen worden sei.“ Am Schlusse dieses Schriftstücks wurde den Höfen von Wien und Berlin noch wider die Wahrheit ins Gesicht gesagt: Die inneren Verhältnisse des Herzogtums Schleswig, darunter die Sprachbestimmungen einbegriffen, „die in den Verhandlungen von 1851 bis 1852 durchaus nicht erwähnt sind, können nicht Gegenstand der Erörterung und Verhandlung des deutschen Bundes sein.“ Mit dem Schreiben der dänischen Regierung vom 6. November 1862 schlossen die „internationalen Verhandlungen.“ Die deutschen Minister waren der fruchtlosen Vorstellungen und Erklärungen endlich, endlich müde geworden.

Inzwischen hatte Lord Russell, als er sah, daß die Verhandlungen keine Aussicht auf eine befriedigende Lösung boten, unterm 24. September seinerseits Ausgleichungsvorschläge formuliert, die er in folgende vier Punkte zusammenfaßte: 1. Holstein und Lauenburg erhalten die von dem deutschen Bunde für sie geforderten Einrichtungen. 2. Schleswig erhält das Recht der Selbstverwaltung und wird in dem Reichsrat nicht vertreten. 3. Ein Normalbudget wird vereinbart

Digitized by Google

mit Dänemark, Holstein, Lauenburg und Schleswig. 4. Jede außerordentliche Ausgabe wird zur Bewilligung vorgelegt der dänischen Vertretung und den besonderen Ständen von Holstein, Lauenburg und Schleswig.

Es war dies, wie man sieht, der „Gesamtstaat," nur mit Selbständigkeit der einzelnen Bestandteile. Die Gleichberechtigung ist in den vier Punkten zwar zugestanden, aber die Verteilung der Beträge des Normalbudgets soll nach seinen Vorschlägen von Jahr zu Jahr durch einen „Staatsrat" erfolgen, welcher zu zwei Dritteln aus Dänen und nur zu einem Dritteil aus Deutschen zu bestehen hätte. Die englischen Vorschläge wurden von Rußland und Frankreich der dänischen Regierung zur Annahme empfohlen; aber in Kopenhagen antwortete man mit einer entschiedenen Ablehnung. Graf Russell richtete noch am 20. November abermals eine eindringliche Mahnung an das Kabinett in Kopenhagen, indem er namens Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien besonders betonte, „daß ein Souverän übernommene Verpflichtungen erfüllen müsse." Diese Mahnung wurde am 5. Januar 1863 gleichfalls ablehnend beantwortet. Der englische Diplomat schloß die erfolglose Diskussion unterm 21. Januar 1863 mit dem Bedauern, daß alle seine früheren Ratschläge, Schleswig betreffend, unbeachtet geblieben seien.

Dänemark bot also in dieser Weise den Ratschlägen und Mahnungen der europäischen Mächte Trotz, obgleich es auf deren Hülfe seine ganze Hoffnung setzte. Deutscherseits beeilte man sich, den Vermittelungsvorschlägen des Grafen Russell das größte Entgegenkommen zu beweisen, indem sowohl Preußen als auch Österreich ihre Zustimmung dazu gaben.

Leid und Freud.

Es kann uns nicht ewig die Sonne umglühen,
Zu lachendes Blau ziehen Wolken hinein;
Es drängt sich ein Welken in Knospen und Blühen,
Im goldnen Pokale trübt Wermut den Wein.

Das süßeste Glück wird vom Dämon umlauert,
Leid windet der Liebe den dornigen Kranz;
Bald jubelt das Herz, bald zagt es und trauert:
So dunkelt's und funkelt's in wechselndem Glanz.

Doch leuchtet kein Strahl uns von sonnigen Gluten,
Naht düster der Grillen heimtückisches Heer:
Dann stürz' ich all' Herzleid in goldige Fluten,
In jubelnder Lieder lichtsprühendes Meer.

Ellerbek. J. W. Matthiesen.

Die Kirche zu Bishorst.[1])

Von **v. Osten** in Uetersen.

Südlich von der Mündung der Pinnau trifft man eine Außendeichsstrecke, welche Bishorst genannt wird. Besonders wird daselbst ein Häuschen, in welchem ein Aufseher wohnt, der zugleich eine kleine Gastwirtschaft betreibt, mit diesem Namen bezeichnet. Weiter westlich, aber schon im Bereich der Elbe, liegt eine Sandbank, die bei niedriger Ebbe aus dem Wasser hervorragt. Einst, als diese Bank noch bedeutend höher war und mit dem Lande zusammenhing,

[1]) Hauptquelle: Geschichte der Elbmarschen von Professor Dr. Detlefsen, 1891, I. 1.

Digitized by Google

ſtand hier die Kirche Bishorſt, welche nicht nur für die nächſte Umgegend ſegensreich wirkte, ſondern auch einen weiteren Ruf erlangte.

Über die Gründung dieſer Kirche giebt es keine Urkunde; man weiß nur, daß ſie im Jahre 1139 ſchon vorhanden war. Der Erzbiſchof Heinrich von Bremen behauptet im Jahre 1482, daß die Mönche, mit welchen Vicelin im Jahre 1126 das Kloſter Neumünſter gründete, ſich vorher in Bishorſt aufgehalten haben; der Ausdruck läßt es jedoch fraglich, ob der Ort ſchon damals ein Kirchdorf geweſen iſt.

Die Bishorſter Marſch bildete zu dieſer Zeit noch kein einheitliches Gebiet, ſondern war durch die Verzweigungen der Pinnau und durch Flete in Inſeln eingeteilt. Bei ſtarken Nordweſtwinden wurde die Gegend wegen ihrer niedrigen Lage faſt ganz von den Wellen überflutet. Auch der Name „Horſt," der bei den alten Sachſen, die ſich hier angeſiedelt hatten, eine Erhöhung im Sumpflande bedeutet (Bishorſt = Binſenhöhe), weiſt hin auf eine unwegſame Wüſtenei.

Aber gerade aus dieſem Grunde erhielt die Kirche zur Zeit der Chriſtenverfolgung eine beſondere Bedeutung. Da nämlich die heidniſchen Wenden, welche raubend und mordend das Land durchzogen, ſich in dieſes öde, ſchwer zugängliche Gebiet nicht hineinwagten, ſo bildete Bishorſt eine ſichere Zufluchtsſtätte für die Miſſionare, die hier ihres Lebens ſicher waren und unter Gebet eine beſſere Zeit abwarten konnten.

Im Jahre 1142 verlieh der Erzbiſchof Adelberi die Kirche Bishorſt dem berühmten Miſſionar Vicelin, der ſie als Vertreter des Kloſters Neumünſter in Beſitz nahm. Das Kirchſpiel grenzte damals im Norden an das Kirchſpiel Seeſtermühe,[1]) im Süden an das Kirchſpiel Haſeldorf. Wahrſcheinlich gab es auch ſchon eine Ortſchaft Haſelau, deren Kirche freilich erſt 1261 erwähnt wird. Der größte Teil des Kirchſpiels Bishorſt lag nördlich von dem jetzigen Lauf der Pinnau, die damals eine nur unbedeutende Scheidung bildete und leicht überbrückt werden konnte.[2])

Es iſt merkwürdig, daß Helmold, Prediger in Boſau am Plöner See, in ſeiner Slaven-Chronik von 1170 die Kirche Bishorſt, die doch offenbar für Vicelin von großer Wichtigkeit war, gar nicht nennt. Man muß annehmen, daß dem Verfaſſer die Vorgänge in den abgelegenen Elbmarſchen ganz unbekannt geblieben ſind. Seine Darſtellung wird aber ergänzt durch einen Brief des Propſten Sido aus Neumünſter vom Jahre 1195.

Dieſes Schreiben iſt gerichtet an den Pfarrer Gozoin in Haſeldorf, der, wie es ſcheint, den Vorſchlag gemacht hatte, einen Teil des Kirchſpiels Bishorſt von der Mutterkirche zu trennen und mit der Nachbarkirche Haſeldorf zu vereinigen. Nachdem Propſt Sido die Verdienſte des Biſchofs Vicelin hervorgehoben hat, erzählt er von dem Slavenaufſtande des Jahres 1139. „Die Prieſter wurden von den Räubern in Lübeck geſucht, um ſie zu töten, entgingen aber dem Tode und verſteckten ſich in einem Rohrdickicht bis an die Ohren im Waſſer. Nach dem Abzuge der Räuber retteten ſie ſich nach Bishorſt. Ingleichen wurde auch der Propſt Ludmund, als er mit den Seinen vor der Grauſamkeit der Verfolger

[1]) Richtiger Seeſtermunde, Seeſtermünde (Mündung der Krückau, welche früher Cieſtera, Szeſter, Tzeſter, Seeſter genannt wurde). In den älteſten Urkunden heißt der Ort Szeſtermunthe. Da Flußnamen mit der Endung -muthe häufig in England vorkommen, ſo darf man wohl ſchließen, daß die an der Szeſter wohnenden Sachſen im 5. Jahrhundert an der Auswanderung nach Britannien teilgenommen und ihre geographiſchen Namen in die neue Heimat verpflanzt haben.

[2]) Der Hauptarm der Pinnau ging wahrſcheinlich an Haſelau vorüber und mündete bei Haſeldorf in die Elbe. Bei der Eindeichung des Landes durch die Holländer iſt dieſer Arm verſchwunden.

Digitized by Google

aus Segeberg entwich, in Bishorst aufgenommen." — „Es kann dem Gedächtnis nicht entfallen," fährt er fort, „daß zu jener Zeit die Klosterbrüder von Neumünster, durch Schluchten und Wälder auseinander fliehend, in den Marschen Schlupfwinkel suchten vor dem Schwerte der Verfolger. Der Schmuck unserer Kirche an Büchern, Schreinen, Reliquien und anderen Wertsachen wurde vollständig nach Bishorst hinübergeschickt. Dieser Ort ist die einzige Zuflucht derer geworden, welche den Leiden der Verfolgung auswichen." Am Schlusse heißt es dann: „Solche Männer hatte sich der Herr Bischof zum Werk des Evangeliums herbeigeholt und hatte sie zur Zeit der Verfolgung in Bishorst aufgehoben, um sie zu geeigneter Zeit heranzuziehen. Und nun, über alles das, geliebter Bruder, bestrebt Ihr Euch, diese Kirche zu zerstückeln, in welcher solche Männer gehegt und gepflegt sind, die ihr Leben lang die Kirche mit ihrem Schweiß und ihrer Arbeit und dem Blute der Ihrigen gepflanzt haben."

Welchen Erfolg diese warmen Worte Sidos gehabt haben, ist nicht bekannt geworden.

Im Jahre 1335 bildete die Kirche Bishorst noch den Mittelpunkt der Neumünsterschen Besitzungen in dieser Gegend. Um diese Zeit war aber die wüste, uneingedeichte Marsch durch eingewanderte Holländer längst in ein fruchtbares Kulturland umgewandelt worden.

Die erste Nachricht über holländischen Einfluß haben wir in einer Urkunde aus dem Jahre 1142. Danach überließ Vicelin „zwölf wohlbebaute holländische Äcker und eine noch nicht ausgebaute holländische Hufe" in der Gegend von Bishorst an das Kloster Ramesloh bei Harburg. Nach einer anderen Nachricht war diese Gegend im Jahre 1146 schon von „nicht wenig Bauern" bewohnt, und 1211 wird die ganze Bishorster Marsch als eine „schmucke" bezeichnet. Es ist also anzunehmen, daß die eingewanderten Holländer unter Beihülfe der sächsischen Bevölkerung die Besitzungen des Klosters Neumünster weiter ausgebaut und verschönert haben.

Im Jahre 1463 fand die Kirche durch eine Sturmflut, welche die Deiche durchbrach und die angrenzenden Ländereien mit sich fortriß, ihren Untergang. [1])

Claas Duncker.[2])

Lebensbild eines alten holsteinischen Originals.

Von **K. Brügge** in Heringsdorf (Holstein).

Claas Hinrich Duncker ist am Michaelistage 1794 zu Kirchnüchel im östlichen Holstein geboren. Seine ersten Musikstudien wird er als Hirtenjunge auf selbstgefertigten Flöten gemacht haben; einige Jahre später treffen wir ihn dann mit der Klarinette inmitten anderer Berufsgenossen, um bei Erntebieren und anderen festlichen Gelegenheiten den Leuten zum Tanze aufzuspielen.

[1]) Eine neue Kirche Bishorst ist nicht erbaut worden. Die eingepfarrten Ortschaften gehören jetzt zu den Kirchspielen Haselau. Haselhorst, Uetersen und Seester. Das Dorf Seestermühe, welches schon 1357 seine Kirche verlor, wurde später zu Seester eingepfarrt.

[2]) Es war im Spätsommer des Jahres 1899 im Schifferhause zu Lübeck, als in fröhlicher Tafelrunde der Gedanke angeregt wurde, jene urwüchsigen Gestalten, wie sie einst jeder größere Ort, jede Gegend aufzuweisen hatte, die aber fast nur noch in der Erinnerung ehemaliger Zeitgenossen weiterleben und mit diesen dahinschwinden, den nachfolgenden Generationen dauernd zu erhalten. Der Gedanke wurde alsbald zur That, und aus der stattlichen Reihe unserer heimatlichen Berühmtheiten wurde ein alter Klarinettenbläser ausersehen, den Reigen zu eröffnen: es war Claas Duncker, ein echtes holsteinisches Original,

Digitized by Google

Nachdem er im Jahre 1820 Wilhelmine Elisabeth Griebel als Ehegespons heimgeführt, erwählte er das Kirchdorf Grömitz zu seinem ständigen Wohnsitz. Bei der Wahl seiner Gattin scheint ihm jedoch kein guter Stern gestrahlt zu haben; denn seine Frau hat ihn bald nicht mehr leiden mögen und infolgedessen nur ungern im Hause geduldet. Sobald der Frühling seinen Einzug gehalten, finden wir Claas auf Reisen. Im schlichten Leinenkittel, eine alte Tuchmütze auf dem Kopfe, zog er von Ort zu Ort, besuchte Jahrmärkte und Privathäuser und war überall ein gern gesehener Gast. An der Seite trug er eine wachsledene Umhängetasche, die zur Aufnahme der gereichten Gaben, wie Wurst und Speck, Eier und Brot diente; ein dicker Handstock aus Dorn, oben mit einem starken Lederriemen versehen, war sein Beschützer.

Claas Duncker.

In seinen musikalischen Darbietungen folgte Claas stets dem eigenen dunklen Drange; sein Repertoire umfaßte nur wenige Piecen, die dann an Genauigkeit in der Ausführung auch noch vielerlei zu wünschen übrig ließen. Ein „piano" zu blasen verstand er überhaupt nicht; stets blies er mit vollen Backen das „forte," und da er ein großer Freund des Kautabaks war, so floß ihm der braune Saft in der Regel an den Mundwinkeln herab. Geriet der Priem aber einmal vor die Öffnung des Mundstückes und versperrte der Luft den Durchgang, so versagte dem Instrument plötzlich die Stimme. War ihm der Tabak ausgegangen, so schritt er traurig einher; die liebe Jugend, welche er stets im Gefolge hatte, erkannte sofort die Ursache seines Kummers und sang alsdann aus voller Kehle:

„Tabaksbüd'l her, Tabaksbüd'l her,
Claas Duncker hett keen Prüntje mehr,"

und der Erfolg blieb auch nie aus; denn bald versorgte man Claas wieder mit einem gehörigen Vorrat.

---

das um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in allen Gesellschaftskreisen unserer Provinz eine bekannte Erscheinung gewesen ist, und von dem sogar noch eine wohlgelungene Liebhaberphotographie aus den fünfziger Jahren existierte. Als nun gar der kunstsinnige Leiter der Kunst- und Musikalienhandlung F. W. Kaibel in Lübeck, Herr Climar von Pakisch, sich erbot, die Herstellung eines entsprechenden Kunstblattes, den alten Claas Duncker in der Ausübung seines Berufes darstellend, in die Wege zu leiten, war das Unternehmen in seinen Anfängen bereits gesichert. Nach ungefähr Jahresfrist lag alsdann das Konterfei in tadelloser Vollendung vor, und nun erging an Schreiber dieses von Dr. Julius Stinde in Berlin die Aufforderung, Material für eine Claas Duncker-Biographie zu sammeln und für unsere Landesschrift „Die Heimat" zusammenzustellen.

Digitized by Google

Claas Duncker soll ein gutes Gemüt gehabt haben; er ist stets aufrichtig, ehrlich und arbeitsam gewesen, jedoch hat er nur kümmerlich sein Leben gefristet. Seiner Ehe entsprossen drei Töchter und ein Sohn; nach dem Tode seiner Frau verheiratete er sich 1855 zum zweiten Male mit der Witwe Anna Catharina Johanna Langbehn, geb. Ahrens; diese Ehe blieb kinderlos.

Im Winter, wenn der Schnee Wege und Fluren deckte, war Claas zu Hause und spielte nur bei festlichen Gelegenheiten daheim und in der Umgegend, während er sonst bei den Bauern den Dreschflegel schwang und bei Bedarf auch Schornsteine reinigte. Im Alter stand er einsam und verlassen da; wegen seiner Bedürftigkeit fand er schließlich Aufnahme im Armenhause zu Grömitz, wo er dann am 28. März 1871 sanft von hinnen schied.

Mehr als dreißig Jahre ruht der Alte nun bereits unter grünem Rasen auf dem Friedhofe seines Heimatsdorfes; weder Kreuz noch Stein bezeichnet die Stätte, jedoch wird sein Name unvergessen bleiben. Ein vorzügliches Charakterbild von Claas Duncker inmitten seiner Berufsgenossen giebt uns das folgende vom Verleger des „Eutiner Kalenders“ (Buchdruckereibesitzer Struve) freundlichst zur Verfügung gestellte Gedicht:

Muskantenkrieg.

Dat wär de Hannis Stippinfett;
wie Duncker in sien Klarinett',
so blas he in de Schuvtrumpett,
herjederdi! wie klüng dat nett! —
Claas Duncker is all heel lang dod
un Stippinfett is ok bi Gott.
Na, dat wär'n di paar Musici,
de tuten döhn, ick weet nich wie!
In jeden Eck von ehren Mund
harr'n se een Priem to jeder Stund'.

Von Notenkram harr'n se nicks lehrt,
von Richard Wagner garnicks hört;
wat wüssen se von Dur un Moll?
Se tuteten d'rop los wie doll
un nöhmen't op mit Muskant Klasen,
obglick de kunn na Noten blasen.
Ok makten Lünzmann, Frank un Schnoor
in Nietstadt domals veel Furor.
Ja, domals wär't 'ne schöne Tied,
do geev dat würklich noch Musik;
hüt is dat allens man Geqniek,
mit eenen Wort: un is dat Schiet! —
Wär mal een Dornbeer in Sibstin;
Lünzmann höllp ut mit Vigelien,
Claas Duncker blas sien Klarinett'
und Meister Hannis Stippinfett
puß in de grote Schuvtrumpett;
na, Junge di, wie güng dat nett!
Dat wär'n Vergnögen, miener Seel!
Dor güng dat her ganz krüzfidel!
Wie danzten dor de Jungs un Deerns
mit Anstand op de lehmern Deel!
Se danzten domals keen Ballett,
Mazurka nich un Minnewett,
bi Polka's höll'n se sick nich op;
Schott'sch, Walzer, Hopsa un Galopp,
dat danzten se un mit Maneer
Ne, so wat süht man hüt nich mehr!
Un dorbie juchten se ganz gräsig;
De Larm wär'n beten övermäßig;
ock övermäßig wär dat Stampen
mit Föten op de lehmern Deel,
un noch veel doller wär dat Dampen
von Thran ut so un so veel Lampen,
wiel't domals an Petroleum fehl!

Na süh, de Danz is jüst to Enn!
Nu gelt dat, 'n beten to pausceern,
mit Kömn un Beer sick restaureern,
ock de Muskanten to trakteern.
Muskanten sünd keen Kostverachter;
se geet sick heel geern eenen achter
de Halsbiud' in dat grote Lock,
un dat döhn unse dree denn ock.

As se nu noog harr'n kömt nu beert,
dorto dree Stuten ock verteert,
stimm Lünzmann sien sien Vigelien
un sä to Duncker mit den Priem:
„Claas, wenn dat steiht in diene Macht,
so nimm di'n beeten mehr in acht;
du blast ja jümmers b statt a
un störst mi de Harmonika!“ —
„Wat!“ seggt Claas Duncker, „a un b?
Lehr' du mi nich dat A B C!
Ick hev all blast mit veel Appell
bi Ketelhohn sien Karoussell,
hev ock een Kunstitutschon [1])
to'm Johrmarktsspeel'n för't ganze Land,
mien Nam' is överall bekannt,
un utgetekent is mien Ton!
Ick hev so'n schönen Akkuschör, [2])

[1]) Konzession.
[2]) Embouchüre, der Ansatz bei Blasinstrumenten.

Digitized by Google

wie op de Welt keen Tweeten mehr.
Holl dn man so dien lange Snut,
ick weet woll, wie man blasen mutt!" —
„Oh, gah doch mtt dien Tuterie!"
seggt Lünzmann „dat is Swinerie!"
„Wat seggst du dor von Swinerie?"
röppt Claas. „Nu is't vörbi mit di!"
Un mit sien Klar'nett fangt he an
to hanen, wat he hanen kann,
op Lünzmann los; op Arm un Been
hant he em, perrt em op de Teen.
„Ick will di wiesen, wat een Swien!"
schriet he un haut de Vigelien
em mit sien Klarinett' intwei.
Dat geev von Lünzmann veel Geschrei!
He sammelt endlich op de Stücken
von sien Vig'lien un deiht sick drücken,
doch jonich ut de Dörs hernt;
he söcht sick'n Platz vör de Toonbank ut,
wo he dree hitt Glas Grock vertehrt,
de em dat Publikum spendeert,
üm sick recht gründlich aftoköhln
un all den Arger wegtospöhln!

„Na, Junge di, dat güng famos!"
seggt Stippinfett mit de Schnvtrumpett,
„den Bengel sünd wi richtig los,
den hest dn utbröcht bannig nett!
So'n Pracherkerl will uns verthörn?
Töv, wi wöllt em Moritzen lehr'n!
Meent he, wiel he ut Nietstadt is,
dat he wat Beters? Dat is wiß,
wat de is, sünd wi alle Dag,
d'rum he vör uns sick höden mag!
Nu awer frisch an dat Geschäft,
un lat uns tuten mal to twee;
wi sünd de allerbesten Kräft'
un brukt dörchnt nich Nummer dree!" —
„Jawoll," seggt Duncker, „datt sall gahn.
Fründ Hannis, willst du mi verstahn,
denn blas mi mal recht mit Geföhl
ganz fortepianissimo
in dien oll leege Schnvtrumpett,
wie ick dat do in mien Klar'nett." —
„Wat, pinefortalissimo?
Willst du nn maken ock Krakehl?"
röppt ganz entrüst't Hans Stippinfett,
„dat weer doch'n beten gar to veel!
Ne, Junge, kumm mi jonich so.
ick weet woll, wat ick blasen do!" —
„Na, Hans," seggt Duncker, „schrie nich so,
wie kann di dat denn so verthörn?
Denn Eener mutt doch dirigeern!"
„Ick blas mien eegen Instrument,
bün ock mien eegen Dirigent
un lat von di mi gornicks lehr'n!"
seggt Stippinfett; nn Duncker spricht:
„Am besten weet ick, wat sick schickt,
denn ick bünn een gereisten Mann.
Man mutt nich tuten, wat man kann,
ne, fortepianissimo
nn mit Geföhl, wie ick dat do,
wiel sowat beter Wirkung deiht
nn de Musik den Swung verleiht;
dat is so klor wie dicke Smeer,
so wiß, wie twcemal dree sünd veer!"
„Och, bliev mi mit so'n Snack von Liev
un gah to Bett mit dien Klar'nett!
Ick segg di: twecmal dree sünd sief!"
röppt heel verdreetlich Stipinfett.
„De Schnvtrumpett, potz Element,
dat is dat eenzig Instrument,
wat nie verlett un Wirkung hett!" —
„Dat glöw man nich, Rhinoceros!
Du büst een groten Büffelos,
nn wat du kannst, kann Muskant Klasen
veel beter op den Trechter blasen!"
schriggt Claas nn swenkt sien Klarinett'.
„Töf, ick will di rhinocerossen!"
böllt voller Wut Hans Stippinfett,
„ick will di so verbüffelossen
mit mien allmächtig Schnvtrumpett,
dat du den Heb'n för'n Dudelsack
anfühst, un Kried för Kantabak!"
Un nn haut Hannis Stippinfett
op Duncker mit de Schnvtrumpett,
nn Duncker mit de Klarinett'
fleit wedder los op Stippinfett.
So hant de beid'n sick in de Wett,
bit ganz intwei de Klarinett'
un endlich noog Claas Duncker hett.
„Dat hest du nn för dien Gegröhl!"
röppt lachend ut Hans Stippinfett.
„Na. Jung. wär dat nich — mit Geföhl
un — portefilamiffino?
Markst nu, du Schapskopp, wie dat geiht,
wenn de Schnvtrumpett ehr Wirkung deiht?
In Stücken is dien oll Klar'nett,
doch heel nn ganz mien Schnvtrumpett;
wenn ock verbagen is de Tnt.
de klopp ick morgen wedder ut.
Mit Vigeliens kannst du woll kriegen,
jedoch keen Schnvtrumpett besiegen!"

Claas Duncker ween sien snapplang'n Thran',
brickt denn sick na den Schenkdisch Bahn
nn drinkt, dat sick sien Koller dämp,
söß Köhm nn Beer von Badder Lemp. —

Een Hopsa op de Schnvtrumpett
blas Solo nn Hans Stippinfett,
nn dat güng ganz verdenbelt nett.
Wär dat een lustig Danzgelag!
se danzen bet to'n hellen Dag.
nn morgens fröh üm Klocker acht,
do sä sick allens gnde Nacht
nn leet sick tuten hübsch to Bett
von Stippinfett mit de Schnvtrumpett.

Dat sünd nn mal Muskantentög;
sick rappjen, is Muskantenhög.
Dat is keen richtig Danzgelag,
wobi man sick nich hanen mag.
Wenn mal de Dänzers dat nich doht,
sünd de Muskanten meist so good
nn blant sick ümmer sick de Snut;
doch dämpt sick licht Muskantenwut
nn ward de Leev nös mal so doll.
Ja, so geiht't her, dat weet man woll! --

Digitized by Google

Wo Stippinsett begrawen liggt,
kann ick nich segg'n, dat weet ick nich;
doch Duncker liggt in Grömś [1]) begrawen.
Dat em dor noch keen Denkmal sett,
is awer, dücht mi, nich to laben.
He wär een Mann, dat will ick weeten!
Un solchen na Gebühr to ehr'n,
sull doch de Nawelt nich vergeten! [2]) —

Der Rote-Kliff-Leuchtturm auf Sylt.

Von **Alb. Plagemann.**

Der Schiffer fürchtet nicht den Sturm auf hoher See; sein Schrecken ist die Küste. Als warnende Merkmale sind hier die Leuchttürme errichtet, die bei Tage gleich drohendem Finger, bei Nacht durch ihren hellen Schein die nahe Gefahr erkennen lassen. Eine Beschreibung des Sylter Leuchtturms, gestützt auf die Angaben des ersten Wärters Jürgensen, soll die Einrichtung dieser Leuchttürme veranschaulichen.

Der Sylter Leuchtturm steht in der Nähe des „Roten Kliff" und heißt deshalb der Rote-Kliff-Leuchtturm. Er ist im Jahre 1855 von der dänischen Regierung erbaut und mithin noch 9 Jahre unter dänischer Herrschaft gewesen. Das Feuer, wie der Seefahrer das Licht benennt, hat den Zweck, den Schiffern Anweisung bezüglich der Fahrrichtung zu geben, um an der Westseite der Insel Strandungsfälle zu verhüten. Das Leuchtfeuer ist ein Feuer erster Ordnung und bei klarer Luft 45 km oder 24 Seemeilen weit sichtbar. Nach dem Wattenmeer zu befinden sich die Reflexe oder Gegenspiegelungen; es scheint daher nach dieser Richtung nicht so hell. Dieser Schein genügt jedoch für das Wattenmeer, da man denselben bei klarer Luft noch bis Tondern hin wahrnimmt. Das Leuchtfeuer ist ein Wechselfeuer, damit der Schiffer es von den Feuern der anderen Inseln unterscheiden kann. Das Licht selbst steht fest, wird aber alle vier Minuten durch Wechselung unterbrochen; dann ermattet das Licht, es folgt ein ganz heller Blink und dann noch einmal eine Ermattung oder Verdunkelung. Jede benannte Wechselung dauert 25 Sekunden, also zusammen 75 Sekunden. Diese Wechselung entsteht durch die Vorbeiwanderung von Tafeln, aus Prismen und Linsen bestehend, welche durch ein Uhrwerk getrieben werden. Das Feuer hat gewöhnliche Lichtfarbe, aber nach Norden für Einsegelung in den Lister Hafen ist das Licht rot und dreht sich nicht, zeigt auch immer nur nach dieser Richtung.

Das Licht befindet sich 62 m, der Fuß des Turmes 24 m über dem Meeresspiegel. Der Turm ist vom Erdboden bis zum Feuer 38 m, bis zur Spitze 49 m hoch. Er hat unten einen Umfang von 22 m, mithin einen Durchmesser von 7 m. Es führen 176 Stufen bis zu dem Leuchtapparat hinauf. Dieser wurde im Jahre 1852 auf der ersten Weltausstellung in Paris von den Dänen für 126 000 ℳ angekauft. Von außen und innen ist der Turm mit einem starken Blitzableiter versehen, welcher in den Brunnen führt. Der Turm steht auf dem höchsten Punkte vom Flachlande der Insel; deshalb ist auch hier der tiefste Brunnen, welcher 27 m Tiefe hat und also noch 3 m unter den Meeresspiegel reicht. Neben dem Turm, aber direkt mit ihm verbunden, befinden sich die Dienstwohnungen der drei Feuerwärter, welche sich alle acht Stunden ablösen. Da sie den Apparat nicht ohne Aufsicht lassen dürfen, so wecken sie durch ein Sprachrohr, welches die Wachtstube bei dem Leuchtfeuer mit den einzelnen Wohnungen verbindet, den Ablösenden aus dem Schlafe zum Dienst.

Eine Besichtigung des Turmes in Begleitung eines der Wärter ist gerne gestattet, und wohl kaum verläßt einer der zahlreichen Badegäste die Insel, ohne von seiner Höhe einen Blick auf die unendliche See zu werfen und sein Bild als liebes Andenken mit in die Heimat zu nehmen.

---

[1]) Grömitz.

[2]) Schade, daß der vor einigen Jahren in Neustadt verstorbene Dichter Adolf Nagel es nicht mehr erleben konnte, wie dem alten Claas Duncker nun doch noch ein Denkmal gesetzt ist. Wenn er wüßte, daß heute dem Bilde seines Günstlings ein Ehrenplatz in vornehmsten Häusern eingeräumt, daß es sogar den Weg über den Ozean angetreten und im fernen Westen Gedanken an die alte Heimat wachruft, — er würde Thränen der Rührung vergießen. — Das vorzügliche, in einer ersten deutschen Lichtdruckanstalt fertiggestellte Kunstblatt „Claas Duncker," Hochformat 43 × 32 cm, wird von dem Kunstverlage F. W. Kaibel in Lübeck gegen Einsendung von 2 ℳ frei versandt. Der Preis ist äußerst niedrig, da ein Geschäftsinteresse völlig ausgeschlossen ist und es sich nur um die Deckung der direkten Auslagen handelt.

Digitized by Google

Mitteilungen.

1. **Nachträge zu dem Artikel „Die Natur im Volksmunde."** Ich habe eingangs meines Vortrages erwähnt, daß wahre Männer der Wissenschaft es nicht verschmäht haben, von den Männern der Praxis Rat und Beistand zu holen. Zum Beleg diene folgendes Beispiel, das ich an die Mitteilungen über die Fortpflanzung des Aales anschließen möchte: Kaum ein anderer Gegenstand der Zoologie lehrt deutlicher das Hin- und Herschwanken gelehrter Urteile, als die Geschichte der Aalfrage, deren Lösungsversuche erst dann in ruhigere Bahnen traten, als durch anatomische Untersuchungen das bestätigt werden konnte, was die Forscher Franz Redi und Christian Franz Paullini bereits im 17. Jahrhundert ausgesprochen hatten, daß nämlich der Aal sowohl Samen als Eier habe und seine Erzeugung darum in nichts verschieden sei von der anderer Fische. Jedoch sollte erst das folgende Jahrhundert und auch dieses nur stückweise die richtige, auf empirischem Wege gewonnene Erkenntnis bringen. Carlo Mondini, ein Italiener, wurde der erste Entdecker, Beschreiber und Darsteller der Jahrhunderte hindurch gesuchten weiblichen Geschlechtsorgane. Drei Jahre später, allerdings, wie es scheint, völlig unabhängig von dieser Entdeckung, veröffentlichte der Zoologe Otto Friedrich Müller seine Entdeckung der Ovarien des Aales in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin. Die männlichen Geschlechtsorgane wurden erst nach hundert Jahren, am 2. Januar 1874, von Syrski, dem Direktor des naturwissenschaftlichen Museums in Triest, aufgefunden; ihm zu Ehren führen die lappigen Geschlechtsteile den Namen „das Syrskische Organ." Sofort bemühte man sich, auch die sekundären Geschlechtsmerkmale festzustellen. Dr. L. Jacoby hat dieselben, wie folgt, einander gegenübergestellt. Weibliche Aale erreichen die Größe von mehr als einem Meter; männliche Aale wurden nur bis 48 cm gemessen (in Comachio am Adriatischen Meere). Diese haben eine breite Schnauze, jene eine spitzzulaufende, schmale, langgestreckte. Die Männchen sind auf dem Rücken durchweg dunkler, am Bauche heller gefärbt, vor allem aber ausgezeichnet durch einen lebhaften Metallglanz. Die Rückenflosse der Weibchen ist breiter und höher, und das Auge ist auffallend klein. Nach der Entdeckung des Syrskischen Organs wurde selbstredend unter den sich für die Aalforschung interessierenden Zoologen das Verlangen wach, möglichst viele männliche Aale zu untersuchen und ihre Geschlechtsorgane entweder näher zu studieren oder als Demonstrations-Präparate für Museen und Hörsäle herzurichten. Im August des Jahres 1880 erhielt der damalige königliche Fischmeister A. Hinkelmann in Flensburg (jetzt königlicher Oberfischmeister in Kiel), ein Mann der Praxis, der von der Pike auf gedient und sich durch seine Aalforschungen auch in der Wissenschaft einen Namen erworben, den Auftrag, allwöchentlich 20 männliche Aale an das Berliner Aquarium zu senden. Zu seiner Orientierung wurde ihm die Schrift von Dr. Jacoby: „Der Fischfang in der Lagune von Comachio nebst einer Darstellung der Aalfrage" (Berlin, 1880) übergeben. In Flensburg stand ihm ein reiches Aalmaterial zur Verfügung, namentlich wurden dort im Herbste, also während der Wanderzeit der Aale, große Mengen von Dänemark an die Räuchereien abgeführt. Doch verlief das Suchen nach männlichen Aalen wochenlang resultatlos; immer und immer ging von Berlin der Bescheid ein, daß unter den Aalen keine Männchen gefunden worden seien. Woche für Woche gingen neue Sendungen ab. Am 22. Oktober erhielt der Absender die Nachricht, daß wenigstens schon ein Männchen gefunden worden sei. Nun fiel Schlag auf Schlag. Mitte November hieß es, daß nicht weniger als 17 Männchen vorhanden seien, und am 22. November lohnte den Fischmeister die frohe Botschaft, daß alle 20 Aale Männchen seien. Später hat Hinkelmann, immer nur nach dem äußeren Habitus der Aale urteilend, die männlichen Aale sofort auf den ersten Blick erkannt und durch Zusendung derselben an Männer der Wissenschaft dieser große Dienste geleistet. So konnte u. a. Professor Nitsche, Direktor des zoologischen Instituts der königlich sächsischen Forstakademie Tharand, dem Fischmeister Hinkelmann das rühmliche Zeugnis ausstellen: „Sie haben den glänzenden Triumph feiern können, daß sämtliche von mir aufgeschnittenen Aale Männchen waren. Es war mir in hohem Grade wichtig, einmal selbst ein Verhältnis untersuchen zu können, welches viele Zoologen noch nie gesehen haben." — Bekannt sind die periodischen Wanderungen des Herings. Geleitet von einem wundersamen Ortssinn, finden die Heringe alljährlich, indem sie sich wahrscheinlich dem Brackwasserstrom zuwenden, nicht nur die alten Laichplätze wieder, sondern sie erscheinen auch mit solcher Regelmäßigkeit, daß die in ihrer Existenz von diesen Schwärmen abhängige Fischereibevölkerung bis auf wenige Tage genau die Ankunft derselben zu bestimmen imstande ist. Noch bis in die Neuzeit hinein umwob diese Wanderungen ein Schleier des Rätselhaften und Geheimnisvollen. Jetzt sind die verwickelten Lebensverhältnisse durch die andauernden Untersuchungen von Sars, Möbius, Heincke u. a. wenigstens einigermaßen aufgeklärt worden. Soviel wissen wir jetzt, daß sich der Hering nur zum Zwecke des Laichens in ungeheuren Mengen zusammenschart und das flachere Küstengelände aufsucht. Aber noch in der Mitte des

Digitized by Google

vorigen Jahrhunderts stellte der Hamburger Bürgermeister Andersen eine eigenartige Heringstheorie auf, laut welcher das Polarmeer, namentlich die Küste Grönlands, die Geburtsstätte des Herings bilde, und der alljährlich aufbrechende Schwarm nach Süden ziehe, weil er durch die Walfische von dort her vertrieben worden sei. An den europäischen Küsten sollte sich der Schwarm in verschiedene Zweige spalten. Die Fischer, z. B. unsere Schleifischer, haben längst gewußt, daß der Hering nur in den Fjorden erscheine, um hier zu laichen, daß also das europäische Küstengebiet und nicht das Polarmeer als die Wiege des Herings anzusehen sei. Die spätere Forschung konnte das nur bestätigen; denn gerade das Polarmeer und besonders die grönländische Küste sind verhältnismäßig arm an Heringen. H. Barfod.

2. **„De Mann ut'n Paradies."** Zu diesem in der letzten Nummer der „Heimat" veröffentlichten Märchen möchte ich Folgendes bemerken: Das Märchen ist in meiner Heimat — Gramnby, Kreis Hadersleben — in meiner Jugend (1870—80) oft erzählt worden, natürlich in plattdänischer Sprache. Die Frau fragt: Hvor kommer du fra?

R.: Fra Ringerige (Schweden).

Frau: Herregud! Fra Himmerige! Kjender du da min salig Maud Per Anden? (Peter II.)

R.: Ja, ham kjender jeg godt.. Da jeg gik bort, sad han ved Doren og græd. De vilde ikke lade ham komme ind, fordi han var saa pjaltet klædt.

Die Fortsetzung ist dann dieselbe, wie in der „Heimat" mitgeteilt, auch daß der Sohn ihm nachsetzt.

Wandsbek. P. Langesen.

3. **Die schleswig-holsteinische Post.** In dem Aufsatze über „das Post- und Verkehrswesen Schleswig-Holsteins in seiner Entwicklung," Nr. 9 dieses Jahrgangs, Seite 171 sind u. a. auch die Postwagen erwähnt, welche, in der eigentümlichen Form einer Kugel ausgeführt, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Briefpost in Schleswig-Holstein beförderten. Eine Abbildung dieser originellen, interessanten Wagen findet sich in dem Werke „Up ewig ungedeelt," herausgegeben von Detlev v. Liliencron, Seite 337, während ein Wagen in natura im Postmuseum zu Berlin zum Andenken an verschwundene Zeiten aufbewahrt wird. Vielleicht ist ein Leser der „Heimat" imstande, über den Zweck dieser eigentümlichen Wagenkonstruktion, der mir nicht klar ist, Auskunft zu erteilen. — Des weiteren findet man in dem genannten Werke „Up ewig ungedeelt" eine interessante Mitteilung über die Mitwirkung der schleswig-holsteinischen Post bei einer Reise Christians VIII. nach Plön im Jahre 1846. Und zwar stand diese Reise noch unter dem Eindruck des „offenen Briefes" und eines den Gebrauch der blau-weiß-roten Landesfarben verbietenden Reskriptes. Christian VIII. hatte beschlossen, in diesem Jahre seinen Geburtstag „im Kreise seiner vielgeliebten Unterthanen" in Plön zu feiern. Während diese seine Unterthanen sonst die höchste Ehre drein gesetzt hatten, den König mit ihren besten Gespannen zu fahren, während sonst die jungen Erben der Hofbesitzer sich nicht für Gold hätten abhalten lassen, sondern es vielmehr als ihr gutes Recht betrachtet hatten, ihrem Könige mit ihren besten Pferden das Ehrengeleit zu geben und die väterliche Landstelle bei dem Königsritt würdig zu vertreten, mußte sich Christian VIII. es diesmal gefallen lassen, daß die Beförderung des Hofzuges durch Postpferde geschah, weil die „vielgeliebten Unterthanen" einfach wegblieben. Detlev v. Liliencron schreibt: „Dem Hofzuge gereichte es nicht zur Erhöhung seines Glanzes, daß die Beförderung durch Postpferde geschah. Die Postpferde in Schleswig-Holstein waren, wie die in ganz Deutschland, wenig hoffähig. Bei dem ganzen Königszuge bildeten deshalb die scharlachroten Röcke der Postillone das einzig Imposante."

Kiel. Karl Radnuz.

4. **Hochzeits- oder Taufmedaillen.** Solcher Denkmünzen, wie in Nr. 9 der „Heimat" erwähnt werden, besitzt das Museum des Vereins für Altertumskunde und Geschichte im Fürstentum Lübeck zwei. Beide sind aus silberähnlicher Metallkomposition recht deutlich geprägt. Eine derselben hat einen Durchmesser von 54 und eine Dicke von 2 mm. Auf der Vorderseite ist ebenfalls die Taufe Jesu durch Johannes dargestellt. Die Umschrift lautet: „Tauffet sie im Nahmen des Vaters und des Sohnes und des H. Geistes. Matthäi. 28. 19." In den Strahlen, die aus der Wolke hervorbrechen, steht: „Das ist mein lieber Sohn." Neben der bildlichen Darstellung steht: „Den sollt ihr hören, sihe das ist Gottes Lamm das der welt sünde trägt. Joh. 1." Unten finden wir die Worte: „Uns gebühret alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Matth. 3." Die Rückseite zeigt als Umschrift: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Marci XVI. 16." Die innere Fläche enthält am oberen Rande die Jahreszahl 1767 und außerdem die Worte: „Gott Vater nimmt zum Kinde Mich in der Taufe an. Gott Sohn tilgt meine Sünde die mich verdammen kan. Der Geist mich neu gebiert und dann zum Himmel führt. Gal. III. 26. 27. Tit. III. 5. 6. 7. 1. Petr. III. 21. I. A. P." Die andere, nach

Digitized by Google

der Prägung zu urteilen, bedeutend ältere Münze von 46 mm Durchmesser zeigt an der einen Seite Christus am Kreuze, umgeben von einer Schar Krieger. Die zweireihige Umschrift in Majuskeln lautet: „Gleich wie die Schlang so mus des Menschen Son erhoet werden — auf das al die an in glauben haben das ewig Leben." Auf der andern Seite ist die von Moses aufgerichtete eherne Schlange, von allerlei Volk umgeben, dargestellt. Die ebenfalls zweireihige Majuskel-Umschrift lautet: „Der Her sprach zu Mose mach dir ein erne Schlang und richt si zum — Zeichen auf wer gebissen ist und sicht sie an der sal leben." Über Herkunft und Verwendung der Münzen ist mir nichts bekannt.

Eutin. F. Köll.

5. **Ein Starnest in einem Enteneі.** Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Kantors Metting in Schleswig bin ich in den Besitz eines Enteneies gelangt, das ein Marder dem Herrn Gastwirt A. C. Thamsen in Mögeltondern entführt, auf den Heuboden geschleppt und dort seines flüssigen Inhaltes beraubt hatte. Hernach nahm ein Starpärchen von dem Schalenrest Besitz, drückte es ins Heu hinab und schuf sich ein Nest, derart, daß es das Ei zur Wiege der den vier grünen Eierchen zu entschlüpfenden Starmätzlein bestimmte.

Kiel. Barfod.

6. **Das Summen der Dasselfliege.** Zur Ergänzung meines im 10. Jahrgang der „Heimat" (1900, S. 20—25) veröffentlichten Aufsatzes: „Die Entwickelung der Dasselfliege nach dem Stande neuester Forschung" möchte ich eine Notiz mitteilen, die Dr. G. Brandes im 5./6. Heft der „Zeitschrift für Naturwissenschaften" (Halle 1901) über das Summen der Dasselfliege veröffentlicht. Er schreibt: „Das Insekt, das seine Eier abzulegen im Begriff steht, nähert sich unter sehr eigentümlichem Summen dem Rinde, das durch dieses Geräusch in eine furchtbare Aufregung versetzt wird und auf dem Weidegelände wie besessen herumrast. Es ist dieses Verhalten der Rinder sehr sonderbar, da die Fliegen ja nicht im geringsten stechen und dem Tiere, an dessen Haare sie ihre Eier einzeln befestigen, sicherlich überhaupt nicht wehe thun. Man könnte also meinen, daß das den Dasselfliegen eigentümliche Summen eine unzweckmäßige Einrichtung sei, da ja die Unruhe der Rinder den Insekten die Eierablage erschwert. Aber ich glaube, daß es im Gegenteil ein Charakter ist, der für die Erhaltung der Art durchaus notwendig ist. Wenn die Rinder gar nicht aufmerksam würden auf die Insekten, so würden sie von der Eiablage voraussichtlich keine Notiz nehmen, also auch nur ganz zufällig durch Lecken der zur Eiablage gewählten Stelle die Eier in sich aufnehmen. Dadurch aber, daß die Dasselfliege mit ihrem Summen die durch ihren Stich gefürchteten ahuleaten Hymenopteren nachahmt, wird das Rind veranlaßt, die Stelle, an der das Tier ein Ei abgelegt hat, zu belecken, das Ei kommt so in den Schlund, entwickelt sich dort sehr schnell zur Larve, die sich nun in die Wandung einbohrt." Barfod.

7. **Die Puppe von Sphinx Atropos**, dem Totenkopfschwärmer, war wohl seit Jahren nicht so häufig wie in diesem Herbst. Beim Kartoffelaufnehmen wurden auf einer Fläche von ½ ha 16 Puppen in der Länge von 60—70 mm gefunden. Selbstredend werden die meisten Puppen von den Finderinnen zunächst geöffnet, um zu ergründen, was eigentlich darin ist. Nachdem an einigen Exemplaren der Wissensdrang gestillt ist, werden die Puppen entweder weggeworfen oder als „Kartüffelfreter" getötet. Wo ich Arbeitern die Puppe des Totenkopfes zeigte, wurde mir bestätigt, daß sie auch solche Tiere gefunden hätten. — Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Totenkopf nur lokal so häufig vorkommt oder wie weit sich dessen Verbreitungsgebiet erstreckt. — Als Kuriosum möge noch erwähnt werden, daß ein Maler in meiner Gegend seine Hühner mit Totenkopfpuppen fütterte.

Westerwohld bei Nordhastedt. Otto Lindemann.

Morgenfahrt.

Dämmerferne Sterne bleichen,
Braune Fischerbarken streichen
Durch das morgenkühle Meer.
Eine Lerche reckt die Schwingen,
Leises, leises, leises Singen
Schwebt auf weichen Winden her.

Surrend knirscht mein Boot im Sande,
Leise stoß' ich ab vom Strande
Und hinein ins Morgenrot.

Meine Segel blähn im Winde —
Ob ich wohl die Ferne finde,
Wo die rote Sonne loht?

Auf den schaumgekrönten Wogen
Kommt es flammend hergezogen,
Rotes Gold und heil'ge Glut;
Tief am Meergrund flammt es wider,
Schauernd taucht mein Ruder nieder
In die glitzergoldne Flut.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 12. Dezember 1901.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Körner, Das Bismarck-Nationaldenkmal auf dem Knivsberg in Nordschleswig. (Mit 2 Bildern.) — 2. v. Oldenburg, Jochen un Rieke. (Gedicht.) — 3. Butenschön, Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863. (Schluß.) — 4. Barfod, Die Wassernuß. (Mit 3 Bildern.) — 5. Mitteilungen. — 6. Anfragen.

Vereins-Nachricht.

1. Unsere Mitglieder werden daran erinnert, daß laut Beschluß der 11. Generalversammlung unsers Vereins zu Schleswig (8. und 9. Juni 1901) der jährliche Beitrag vom 1. Januar 1902 an von 2 M. auf **2,50 M. erhöht** worden ist.
2. In § 8 unserer Satzungen heißt es: **„Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen."** Nach dem 31. Dezember beim Vorstande einlaufende Austrittserklärungen können nicht mehr berücksichtigt werden.
3. Der geschäftsführende Ausschuß hegt die feste Hoffnung, daß die nur durch zwingende Notwendigkeit veranlaßte Beitragserhöhung um wenige Groschen keins unserer werten Mitglieder veranlassen wird, unserm Verein untreu zu werden, umsomehr, als der Überschuß voll und ganz der „Heimat" zugute kommen wird. Die Schriftleitung wird das Heft nicht nur hinsichtlich seines äußeren Umfanges erweitern, sondern auch bestrebt sein, den Inhalt nach Wort und Bild immer noch gediegener zu gestalten. Unsere Vereinsarbeit ist nur dann mit Erfolg gekrönt, wenn es gelingt, unsere Monatsschrift „Die Heimat" in alle Kreise unseres schleswig-holsteinischen Volkes hineinzutragen. Dazu ist aber die Werbekraft jedes einzelnen Mitgliedes unbedingt erforderlich. Darum wiederholen wir nochmals die Bitte: **„Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde!"**

Der geschäftsführende Ausschuß.

Tauschverkehr.

Nach § 3 der Satzungen ist unsere Monatsschrift „Die Heimat" dazu berufen, den Tauschverkehr unter den Mitgliedern unentgeltlich zu vermitteln. Nach unseren bisher gemachten Erfahrungen ist „Die Heimat" nur selten in den Dienst dieser Angelegenheit getreten. Wir empfehlen daher, daß Sammler von unserer Tauschliste nach folgendem Muster Gebrauch machen:

1. Barfod, Lehrer, Kiel, Geibelallee, tauscht Mineralien und Petrefakten, namentlich solche aus der Provinz.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Digitized by Google

Einbanddecke für „Die Heimat."

Infolge eines Abkommens mit Herrn Hofbuchbindermeister Riemer ist es möglich, gegen vorherige Einsendung von 60 Pf. (nebst 5 Pf. Bestellgeld) den Mitgliedern des Vereins die geschmackvolle Original-Einbanddecke für den Jahrgang 1901 mit dem nächsten Heft portofrei zu übersenden, jedoch muß dann die Aufgabe der Sendung bis spätestens den 15. Dezember bei unserem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee, erfolgt sein. Der Beitrag für das nächste Jahr kann gleichzeitig mit eingesandt werden.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

161. Hacker, Glasermeister, Neustadt. 162. Hallas, Bakteriologe und Molkerei-Chemiker, Hamburg. 163. Dr. Henningsen, prakt. Arzt, Kiel. 164. Hoffeins, Gastwirt, Hennstedt. 165. Kühl, Apotheker, Harburg. 166. Lau, Postassistent, Hamburg. 167. Löbkens, Gemeindevorsteher, Delve. 168. Löwe, Friseur, Flensburg. 169. Mildenstein, Pastor, Bleckendorf b. Lütjenburg. 170. Dr. Ohneforge, Lübeck. 171. Dr. Paulcke, Lauenburg a. E. 172. Petersen, Lehrer, Hamburg. 173. Petersen, Lehrer, Kiel. 174. Petersen, Pastor, Wankendorf. 175. Schröder, Ober-Zollinspektor, Ols (Schlesien). 176. Schütt, Reichsgerichtsrat, Leipzig. 177. Sörnsen, Postassistent, Hamburg. 178. Weimar, Inspektor, Hohenschulen.

Die Mitgliederzahl beträgt rund **2600.**

Kiel, am 19. November 1901.

Der Schriftführer:
Barfod.

Geibel-Allee 20.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Hans Geyer, Katechismus für Terrarienliebhaber. Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung 1901. — B. Vötter, Heimatliche Pflanzen aus Wald und Flur. Kommissionsverlag von Theod. Thomas in Leipzig. — K. G. Lutz, Der Vogelfreund, 2. Bändchen. Verlag von K. G. Lutz in Stuttgart. — Schmidt und Landsberg, Hilfs- und Übungsbuch für den zoologischen Unterricht. I. Kursus der Sexta. II. Kursus der Quinta, 1. Hälfte. B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1901. — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1900. XXIX. Jahrgang. — Führer für die gelegentlich der Plenarversammlung der Landwirtschaftskammer stattfindende Besichtigung der Reit- und Fahrschule in Elmshorn und Schau der Verbandshengste mit Nachkommen am 13. Juli 1901. — Nataly von Eichstruth, Sonnenfunken. Leipzig, Paul List. — Philipp Wengerhoff, Nach äußerem Schein. Leipzig, Paul List. — Max Kretzer, Die Madonna vom Grunewald. Leipzig, Paul List.

Bücherschau.

Prahl, Dr. P., Flora der Provinz Schleswig-Holstein, des angrenzenden Gebietes der Hansestädte Hamburg und Lübeck und des Fürstentums Lübeck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Kiel: Universitäts-Buchhandlung (Paul Toeche). 1900. VI und 260 S.; 8°. — An analytisch bearbeiteten Floren unserer Provinz ist nie Mangel gewesen. Wenn darum eine derselben das Glück hat, eine zweite Auflage und noch dazu innerhalb eines Jahrzehnts zu erleben, so ist das ein beredtes Zeugnis für die Brauchbarkeit einer solchen Flora. Verfasser und Verleger haben offenbar von Anfang an gar nicht mit der Thatsache, daß die vorliegende Flora so schnell vergriffen sein könnte, gerechnet; denn es gab eine Zeit, innerhalb welcher Referent und andere gewiß mit ihm sich vergeblich bemühten, das Buch im Handel zu erstehen. Nun ist es da, noch dazu in verbesserter Gestalt, insofern der Verfasser bestrebt gewesen ist, das Buch zum Bestimmen der im Gebiet vorkommenden Pflanzen durch eingehendere Beschreibung derselben geeigneter zu machen und namentlich auch die wichtigeren Abarten und Bastarde aufzusuchen und zu beschreiben, so daß dem Anfänger die Bestimmung derselben möglich ist. Daß Verfasser die Rubi corylifolii nicht weiter differenziert, die Epilobium- und meisten Rumex-Bastarde nicht beschrieben hat, ist kein Unglück. Vor allem aber ist Verfasser bemüht gewesen, wichtige Entdeckungen namhaft zu machen. Bei dieser Arbeit ist ihm ein ganzer Stab von Männern behülflich gewesen, deren Namen zum allergrößten Teil in der Mitgliederliste des „Heimat" zu finden sind. Aber noch in anderer Weise hat die „Heimat" dem Verfasser dienen können. Durch ihren Schriftleiter, Rektor Lund, ist ihm nämlich ein reichhaltiges Material volkstümlicher Pflanzennamen, das seinerzeit infolge einer speziellen Anregung gesammelt worden ist und hoffentlich auch bald durch unsere Monatsschrift veröffentlicht werden wird, zur Verfügung gestellt worden. Man sieht daraus, daß Verfasser in seinem Werke allen Anforderungen, die man an eine Flora der Heimat stellt, gerecht wird. Darum ein herzliches „Glückauf!" der neuen Auflage.

Kiel. Barfod.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

11. Jahrgang. № 12. Dezember 1901.

Das Bismarck-National-Denkmal auf dem Knivsberg in Nordschleswig.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Als im Sommer 1893 anläßlich eines deutschen Volksfestes auf der im anmutigen Gjenner Meerbusen gelegenen Insel Kalö Pastor Jessen aus Wilstrup in einer Rede dem Gedanken Ausdruck gab, die vom Festlande herabgrüßende Höhe des Knivsbergs — die höchste Erhebung Nordschleswigs — mit einem vaterländischen Monument zu schmücken, wurde diese Anregung die Veranlassung zur Gründung der Knivsberg-Gesellschaft und zur Erwerbung des Berges und seiner Umgebung, zunächst zu dem Zweck, um dort für die Folge deutsche patriotische Feste zu feiern. Die politischen Ereignisse der neunziger Jahre, insbesondere die nach dem Rücktritt des Altreichskanzlers vom Staatsruder in allen Schichten des deutschen Volkes zum Ausdruck gelangende Liebe und Verehrung für den großen Einiger Deutschlands, gaben die Veranlassung zu dem Entschluß, an dem östlichen Gestade der Nordmark, auf sturmumbrauster Höhe des Knivsbergs, dem „eisernen" Kanzler, dem machtvollen Schmied deutscher Einheit ein Denkmal zu setzen.

Dem „Deutschen Verein für das nördliche Schleswig," sowie vor allem der kraftvollen und opferbereiten Initiative des allseitig verehrten Schiffsreeders und ehemaligen Reichstagsabgeordneten Michael Jebsen und seiner Freunde gebührt das Verdienst, die Denkmalsfrage zu einer schnellen und glücklichen Lösung geführt zu haben.

Nachdem im Jahre 1895 das aus den Herren Prof. Otzen, Geh. Reg.-Rat Ende und Baurat Schwechten bestehende Preisrichterkollegium unter den eingegangenen 63 Entwürfen sich für den Entwurf des Baumeisters F. Möller-Berlin entschieden hatte, wurde bereits im Jahre 1896 mit dem Bau begonnen, dessen Einweihung am 4. August dieses Jahres stattgefunden hat. Während die künstlerische Durchführung des genialen Entwurfs in den bewährten Händen des Baumeisters F. Möller-Berlin lag, war die technische Ausführung den in Berlin ansässigen Steinmetzmeistern

Digitized by Google

E. Prüß und Koch, geborenen Schleswig-Holsteinern, anvertraut Die in Kupfer getriebene Kolossalstatue des Fürsten Bismarck, die die Front des Denkmals ziert, ist dagegen eine Schöpfung des Prof. Brütt-Berlin.

Doch wenden wir uns dem Denkmal zu, das heute vielleicht das hervorragendste Bauwerk des schönen schleswigschen Landes ist, ein neues Wahrzeichen des Deutschtums, das der landschaftlich so reizvollen Gegend einen neuen Anziehungspunkt gegeben hat. Schwerlich dürfte sich in der Nordmark eine geeignetere Erinnerungsstätte für den großen Toten „vom Stamme der Eichen" finden lassen, als diese Gegend, über die der Geist der reckenhaften Vikinge, der alten Seekönige, schwebt, die durchweht ist von Meeresnebel, Heidentum und Opferduft und wo der Boden besäet ist mit Hügelgräbern, den heiligen und ehrwürdigen Erinnerungen eines untergegangenen Heldenvolkes. — Von der großen Heerstraße, die Apen-

Der Knivsberg.

rade mit Hadersleben verbindet, trennt sich etwa 9 km nördlich von Apenrade eine Fahrstraße, die uns in wenigen Minuten zur sanften Höhe des Knivsbergs führt, auf dem sich, je näher wir kommen, desto mächtiger wirkend, ein gigantischer Turm über Gewölben und Terrassen erhebt.

Die einst öde, nur mit Heidekraut bewachsene Höhe ist mit schönen Anlagen geschmückt, die sich um einen kleinen Erfrischungspavillon gruppieren. In den dichten Bosketts musizieren gefiederte Sänger „von Gottes Gnaden" und über nickenden Blumenhäuptern wiegen sich buntfarbige Falter und Libellen.

Auf der Westseite des Berges erhebt sich der stolze Turm, der Jahrtausende zu überdauern bestimmt ist. Staunend betrachten wir die ungeheuren Wandungen der Gewölbe. Dauerhaft wie die Lebensarbeit

Digitized by Google

Bismarcks — die Aufrichtung des Deutschen Reiches — ist auch das aus Findlingsgranit bestehende Baumaterial des cyklopenhaften Turmes, das dem Boden des „meerumrauschten" Landes entstammt.

Die Front des imposanten Bauwerks richtet sich nach Osten, dem Meere zu. Eine halbkreisförmige Terrasse von etwa 45 m Durchmesser umgiebt die Vorderseite des Denkmals. Auf dieser geräumigen, amphitheatralischen Terrasse sollen fortan die deutschen Volksfeste gefeiert werden. 12 gigantische, abenteuerlich geformte Felskolosse der Urzeit umgeben in gleichmäßigem Abstand „des Theaters Rund." Zwei je 6 m breite Freitreppen führen auf eine mit einer Granitbrüstung umgebene Mittelterrasse, die an ihren dem Festplatz zugekehrten Ecken von Opferaltären flankiert

Das Bismarck-Nationaldenkmal auf dem Knivsberg.

wird. Auf diesen sollen bei vaterländischen Festen „Flammenzeichen rauchen" zu Ehren des großen Toten, der unter dem Baumgrün des Sachsenwaldes ausruht von seiner Heldenlaufbahn. Zwischen den beiden Freitreppen führt ein monumentaler Zugang zu einer kleinen Plattform herab, der Rednertribüne. Unter dieser, dem Festplatz zugewandt, befindet sich ein originelles Gebilde, eine aus Cyklopengestein hergestellte Fratze, bestimmt zur Abführung des sich unter der Mittelterrasse sammelnden Regenwassers, gleichsam die Bezähmung der im Dunkeln wühlenden Gewalten symbolisierend. Charakteristisch sind die darüber in Stein gemeißelten Worte: „Jungens, holt fast!" Von der Mittelterrasse gelangt man auf

Digitized by Google

einem weiteren Stufengange zu der um den Turm herumlaufenden Hochterrasse, die auch den Zugang zu dem besteigbaren Turme vermittelt. Über dem Turmeingange hat die fast 7 m hohe, in Kupfer getriebene Statue des Fürsten Bismarck in einer mit Granitmosaik ausgelegten Nische Platz gefunden. Die in unserer Erinnerung fortlebende Gestalt des großen Staatsmannes ist in Kürassier-Uniform, angethan mit dem Mantel des hohen Ordens vom schwarzen Adler, dargestellt, in der rechten Hand das Reichsschwert haltend, während die Linke die auf einem erratischen Block ruhende Kaiserkrone schützend umfaßt.

Zu den Füßen des Denkmals vereinigen sich das schleswig-holsteinische Wappen und der Reichsadler, die innige Verbindung andeutend, in welche Schleswig-Holstein durch Bismarcks unvergleichliche Staatskunst mit dem deutschen Reiche getreten ist. Hierauf weist auch die Inschrift hin: „Up ewig ungedeelt." Von der Mittelterrasse führen an der Nord- und Südseite des Turmes weitere Stufen auf den Fuß des eigentlichen Turmbaues herab. Durch drei große offene Thorbogen gelangt man in den Kuppelbau der Gedächtnishalle, in deren Wandungen die Doppeleiche, das Symbol der „meerumschlungenen" Bruderländer, gelegt werden wird; auch die Wappen und Namen der Städte und Ortschaften der „stammverwandten" Herzogtümer, die in den schleswig-holsteinischen Unabhängigkeitskriegen geschichtlich hervorgetreten sind, sollen hier zum ewigen Gedächtnis eine Stelle finden. Das Andenken Michael Jebsens, dessen opferwilliger Beihülfe das stolze Bauwerk in erster Linie seine Entstehung verdankt, dem aber die Vollendung des von ihm geförderten patriotischen Werkes zu erleben nicht vergönnt gewesen, ehrt ein großes, von seinen Kapitänen und engeren Landsleuten gestiftetes und von Professor Brütt modelliertes Reliefbild, das am 3. November dieses Jahres enthüllt worden ist und im Innern des Turmes einen verdienten Ehrenplatz gefunden hat. Etwa in zwei Drittel Höhe zieht sich in altdeutschen Goldlettern um den Turm das ewig-unvergeßliche Wort des eisernen Kanzlers: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!"

Darüber sind an jeder Turmseite Ornamentalfüllungen angebracht aus grün oxydiertem Kupfer, die Krone einer Doppeleiche darstellend, aus welcher die für Schleswig-Holstein ewig denkwürdigen Jahreszahlen 1848, 1864, 1866, 1870/71 hervorleuchten. Über den darüber befindlichen Aussichtsöffnungen erhebt sich ein weiterer Aufbau in Form eines abgestumpften Kegels, der durch eine kolossale, mit dem Reichsapfel geschmückte Krone seinen Abschluß findet. Die Bekrönung wirkt meines Erachtens nicht ganz harmonisch; auch der seitliche, etwas unvermittelte Anschluß an das Gewölbe gereicht dem Gesamteindruck des Denkmals nicht zum Vorteil. Dagegen muß die Thatsache rühmend hervorgehoben werden, daß der Baumeister die z. B. beim Niederwald-Denkmal völlig mißglückte Aufgabe, das Bauwerk dem Charakter der Landschaft anzupassen, glänzend gelöst hat.

Digitized by Google

Von der Höhe des 45 m hohen Turmes (der Knivsberg allein ist 97,4 m hoch) entzückt ein herrlicher Rundblick das Auge. Zu den Füßen des Beschauers liegt die anmutige Gjenner Bucht mit der grün-umsponnenen Insel Barsö und dahinter breiten sich die grünen Fluten des kleinen Belts bis nach Fühnens und Alsens Gestaden; nach Süden schweift das Auge über die gesegneten Fluren der Halbinsel Loit in das Sundewitt hinüber, zu den blutgetränkten Höhen von Düppel; nach Norden lagert sich das durch den Sieg der schleswig-holsteinischen Freischaren unter von der Tann bekannt gewordene waldige Hügelland von Hoptrup, und über die Haderslebener Marienkirche hinweg reicht der Blick bis zur Säule von Skamlingsbanke, die uns den Höhenzug zeigt, der deutsches Gebiet vom Dänenlande scheidet; nach Westen hin dehnen sich die weiten, öden Moor- und Heideflächen Mittelschleswigs, durch welche die uralte Sachsenstraße, der Ochsenweg, sich hinzieht, und die viele Jahrhunderte lang das Schlachtfeld bildeten in den erbitterten Kämpfen des Dänentums mit dem zähen Volkstum der Niedersachsen um den Besitz der schleswig-holsteinischen Lande. Wahrlich, ein geschichtlich interessanter Punkt, der auch in den Friedensunterhandlungen des Jahres 1864 eine Rolle spielte, als Dänemark die Gjenner-Linie als neue Grenze anbot, die Bismarck ausschlug, um die deutsch gesinnten Haderslebener nicht wieder in dänische Hände fallen zu lassen!

Von diesem Denkmal der Nordmark, das nicht Fürstengunst, sondern dem Patriotismus deutscher Bürger seine Entstehung verdankt, errichtet aus dem Gestein der eigenen Erde, soll die Mahnung an die Lebenden gehen, nicht nur das Andenken an einen der größten Söhne unseres Vaterlandes heilig zu halten, sondern an dieser den Manen unseres Bismarck errichteten Stätte Kraft und Mut zu schöpfen, damit das unter dem Scepter Wilhelms I. mit blutigen Opfern geschaffene Deutsche Reich fortdauere für ewige Zeiten! Sturm und Wetter werden das Denkmal droben auf einsamer Höhe umtoben und goldener Sonnenschein wird es verklären — ein wahres Nationalheiligtum eines freien und glücklichen Volkes. Jahrhunderte werden ins Grab steigen, Geschlechter auf Geschlechter werden zur Knivsberghöhe wallen, umwoben von Lied und Sage wird das Denkmal die Jahrhunderte an sich vorüberschreiten sehen.

Jochen un Rike.

Rike, min Söte,
Nu hev ik di werr.
Wat wer dat en Tid!
Ik kunn garnich mehr.

Wat hev ik mi sehnt,
Wat hev ik mi grämt!
Ik Mann, ik muß weenen
Un hev mi nich schämt.

Un ik erst, Jochen,
Mi wer so to Mod,
Ik kunn nich mal weenen,
Dacht blos, wer's man dot.

Ik kunn niks seggen,
Wenn Moder ok schull,
Un doch wer dat Hart mi
So vull, o so vull!

Digitized by Google

Rike, min Söte,
Dat is nu vörbi.
Nu lat man dat Weenen
Un freu di mit mi.

Un morgen, min Deern,
Dann schall et herut,
Un Moder seggt ja,
Un du bis min Brut.

Altona. Ernst von Oldenburg.

Aus der Drangsalsperiode Schleswig-Holsteins von 1852—1863.

Von **J. Butenschön** in Hahnenkamp.

4. Die Ereignisse im Jahre 1863.

Wenn die Glocken ein neues Jahr einläuten, so liegt der kommende Zeitabschnitt mit seinen 365 Tagen dunkel vor uns; wir wissen nicht, was er uns an Freud und Leid bringen wird. So konnten auch wir Schleswig-Holsteiner nicht ahnen, welche wichtigen Ereignisse in den letzten Monaten des Jahres 1863 das plötzliche Ende unserer Drangsale herbeiführen würden.

Im Januar 1863 traten die holsteinischen Stände wieder zu einer ordentlichen Diät zusammen. Am 24. Januar wurde dieselbe eröffnet. Auch jetzt konnte man deutlich wahrnehmen, daß die Regierung keineswegs geneigt war, einen Ausgleich herbeizuführen, was sie in der unmittelbar vorhergehenden Zeit deutlich bekundete. Zum Hohn für Holstein nicht bloß, sondern gewissermaßen auch für ganz Deutschland ließ Hall sich an Stelle Ranslöffs zum Minister für Holstein ernennen. In seiner Verwaltung scheute er sich nicht, durch willkürliche Maßnahmen der öffentlichen Meinung des Landes in frivolster Weise zu begegnen. Die jeder Motivierung entbehrende Entlassung des Bürgermeisters von Kiel, Etatsrats Kirchhoff, um an seiner Statt Bargum zu placieren, erregte das ganze Land. Das Ministerium für Holstein und Lauenburg wurde durch Hall zu einem bloßen Aufsichtsbüreau ausgestaltet. Den Anträgen der Stände, die von Scheel erlassenen verfassungswidrigen Gesetze mindestens nachträglich den Ständen vorzulegen, wurde ein kurzes „Nein!" zur Antwort. Andere Anträge verschiedener Art wurden gar keiner Antwort gewürdigt, z. B. Aufhebung der Münzedikte, Wiederherstellung des wissenschaftlichen Verkehrs zwischen den Bewohnern des Herzogtums Schleswig und Holstein usw. Vorlagen hinsichtlich des Budgets wurden diesmal gemacht, aber so, daß die Annexion Schleswigs zur Grundlage genommen worden war; denn der Anteil Holsteins an den gemeinschaftlichen Einnahmen und Ausgaben war überall völlig „ausgesondert." Mit den Budgetvorlagen wollte man es erreichen, daß unsere Stände den „Rumpfreichsrat" als gesetzliche Landesvertretung für Dänemark-Schleswig anerkennen sollten, was geschehen würde, wenn man auf die Vorlagen in dieser Gestalt hätte eingehen wollen. Auch legte man ein Zollgesetz vor und drohte mit einer Zollgrenze an der Eider. Die Stände verlangten die Zusicherung, daß das bestehende Zollgebiet nicht ohne ihre Zustimmung verändert werden dürfe. Die dänische Regierung wies dies Verlangen ab und behauptete dreist, daß eine ähnliche Zusicherung auch dem „Rumpfreichsrat" nicht gemacht worden sei. Diese Behauptung wurde von dem Präsidenten der Ständeversammlung sofort mit der „Reichsratszeitung" in der Hand, schwarz auf weiß, dem königlichen Kommissar als eine handgreifliche Unwahrheit nachgewiesen.

Die Stände beschlossen nun, eine Adresse über „die verhängnisvolle Lage des Landes" an den König zu richten. Der königliche Kommissar weigerte

Digitized by Google

sich, die Adresse an Seine Majestät gelangen zu lassen, auf Grund der ihm vom Minister gewordenen Instruktion. Auf Antrag des Barons Blome beschloß nunmehr die Ständeversammlung in der Sitzung vom 7. März einstimmig, der Bundesversammlung über die Lage des Landes Mitteilung zu machen und zugleich „die Hoffnung auszusprechen, daß es der hohen Bundesversammlung gefallen möge, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um das Herzogtum Holstein in seinen Rechten und Interessen zu schützen und sicher zu stellen." Das war eine dringende Anrufung deutschen Schutzes gegen die immer weiter greifende dänische Vergewaltigung und ging dieser Beschluß einen nicht geringen Schritt über den ständischen Beschluß von 1846 hinaus, was uns den Beweis liefert, daß die Lage sich seitdem um vieles verschlimmert hatte. Aber auch das Verfahren der dänischen Regierung von 1846 war sehr verschieden von demjenigen im Jahre 1863. Christian VIII. ließ es sich bekanntlich angelegen sein, durch seine Erklärungen vom 7. September zu beruhigen; die dänische Regierung im Jahre 1863 hegte eine zu geringe Meinung von Deutschland, um sich noch irgend zu Rücksichten gegen dasselbe zu bequemen. Die Mißachtung des deutschen Bundes gab das dänische Regiment bald vor aller Welt klar zu erkennen. Fast in demselben Augenblick, als die Bundesversammlung die Beschwerde der holsteinischen Stände in die Hände bekam, gab die dänische Regierung mit den Ordonnanzen vom 30. März dem ganzen Deutschland einen Faustschlag ins Gesicht. In diesen Ordonnanzen wurden die Vereinbarungen von 1851 und 1852 rücksichtsloser als früher verletzt; denn dieselben wurden überhaupt für beseitigt erklärt. Auch wurde in dem Patent der Bundesversammlung sowohl wie den Herzogtümern gesagt, sie hätten sich das alles durch ihre unberechtigten Ansprüche zugezogen. Bisher hatte man wohl dänischerseits jene Vereinbarungen vielfach thatsächlich verletzt, ihr verpflichtender Charakter war aber noch niemals geleugnet worden.

Gleichsam zum Hohn dem deutschen Bunde gegenüber wurde von der dänischen Regierung behauptet, daß durch dieses Patent die „Selbständigkeit und Autonomie Holsteins" verwirklicht werde. Davon aber war in diesem Patent keine Spur. Holstein wurde keine andere Stellung eingeräumt, als die einer „tributpflichtigen Provinz des Reichs," einer Art Nationaldomäne für das Dänenvolk. Tribut sollte Holstein zahlen; über die Verwendung seiner Mittel zu bestimmen und Beschluß zu fassen, war — Sache des dänischen Volkes. Die Ausgaben für das holsteinische Kontingent sollten nicht mehr aus der „Gesamtstaatskasse," sondern aus der besonderen Kasse Holsteins bestritten werden. Das holsteinische Kontingent sollte aber eine Abteilung des dänischen Heeres bilden, unter dänischen Offizieren, der Botmäßigkeit eines dänischen Kriegsministers unterstellt und in dänische Garnisonplätze gelegt werden. Die Einnahmen aus den holsteinischen Domänen sollten für die „Gesamtstaatskasse" eingezogen werden. Mit den Zolleinnahmen sollte das Gleiche der Fall sein; aber nur die Einnahmen sollten als „gemeinschaftliche" gelten, das Zollwesen selbst konnte jeden Augenblick zu einer „besonderen Angelegenheit" gemacht werden, um Holstein auf diese Weise immer mit der Drohung einer Zollgrenze an der Eider zur völligen Unterwürfigkeit unter den „Reichsrat" zwingen zu können. Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der Märzordonnanzen.

Das Fortbestehen des „Reichsrats" für Schleswig ließ die dänische Regierung früher nicht zu sehr hervortreten, um die deutschen Regierungen zu täuschen, indem man annahm, daß das „Provisorium" nur ganz kurze Zeit dauern würde. Das wirkliche Ziel, welches den Dänen vorschwebte, bewahrte man noch als ein Geheimnis; aber gelegentlich verriet man es mit den Worten: „Die Macht eines faktischen Zustandes ist so groß, daß, wenn seine Entwickelung nicht gestört

Digitized by Google

wird, derselbe sich nachgerade nicht mehr aus dem Geleise bringen oder verändern läßt." — Nach Erlassung der Märzordonnanzen verschwand das Provisorium; es brauchte von einem solchen nicht weiter die Rede zu sein. Der „Rumpfreichsrat" wurde schleunigst einberufen, um demselben Gelegenheit zu geben, seine gesetzgebende Gewalt in Beziehung auf das neue dänische Staatsgebilde Dänemark-Schleswig zu üben.

Hannover und Oldenburg waren die Bundesregierungen, welche nunmehr die Bundesversammlung zum Einschreiten aufforderten, um die Rechte, die Autorität und die Würde des deutschen Bundes den Maßnahmen der dänischen Regierung gegenüber zu wahren. Hannover beantragte das Exekutionsverfahren, um Dänemark zur Erfüllung seiner Verpflichtungen in Beziehung auf die Vereinbarungen von 1851 und 1852 zu zwingen. Der Antrag Oldenburgs ging in dieser Angelegenheit weiter; denn in demselben wurde hingewiesen auf den Bruch der Vereinbarungen von seiten Dänemarks, und daher wurde beantragt, die Bundesversammlung möge erklären, daß jede Verbindlichkeit dieser Vereinbarungen für den deutschen Bund rechtlich aufhöre, daß demnach alle Zugeständnisse, welche darin von ihm gemacht worden waren, als zurückgenommen gelten, und folglich von neuem die im Artikel III des Berliner Friedens gewahrten Rechte des deutschen Bundes in Kraft treten würden. Der oldenburgische Antrag berief sich darauf, daß nur unter der Bedingung einer unverbrüchlichen Erfüllung der von der dänischen Regierung übernommenen Verpflichtungen das Herzogtum Holstein 1852 von den Bundestruppen geräumt und die volle Ausübung der landesherrlichen Gewalt an den König von Dänemark zurückgestellt worden sei. Nach diesem Antrage wäre statt der Exekution die Okkupation eingetreten, um vorerst den Stand der Dinge von 1851 wieder herzustellen. Der hannoversche Antrag wurde zum Beschluß erhoben und der dänischen Regierung eine Frist von 6 Wochen gestellt. Als diese Frist verfloß, ohne daß die von der Bundesversammlung verlangten Maßnahmen erfolgt waren, blieb kein anderer Weg übrig, als die Ausführung der Exekution am 1. Oktober 1863 zu beschließen. Die dänische Regierung zeigte aber durchaus keine Schüchternheit und Befangenheit, sondern ein dreistes Selbstvertrauen, größtenteils begründet in einer geringen Meinung von dem Gewicht der etwa noch vorhandenen Hindernisse. Nicht das Bewußtsein eigener Stärke war gewachsen, sondern nur die Furcht vor dem Gegner hatte sich sehr gemindert.

Wie war es hinsichtlich der Stimmung der Bevölkerung in Holstein nach dem Erlasse der Ordonnanzen vom 30. März? Zehn Jahre lang hatten die Holsteiner sich in die traurige Rolle gefügt, außer der Ständezeit und außerhalb des Ständesaales auf alles politische Leben verzichten zu müssen. Mit dem Erlasse jener Ordonnanzen fühlte man jedoch allgemein, daß unser Land diesem Akte der Gewalt gegenüber in die Schranken treten müsse. In den meisten Städten wurden Versammlungen abgehalten, um in Resolutionen die Überzeugung des Landes auszusprechen. Die Regierung sah, daß eine zehnjährige Unterdrückung das politische Rechtsgefühl des Landes nicht hatte brechen können. Es zu vernichten, war unmöglich gewesen, so sollte denn wenigstens jede Äußerung desselben gewaltsam verhindert werden. Eine Proklamation der Regierung erklärte jede politische Versammlung, Demonstration usw. für verboten, und den Behörden wurde befohlen, mit Strenge einzuschreiten. Gleichzeitig wurden rasch größere dänische Truppenmassen ins Land geworfen. — So wurde mit uns verfahren, als es bald mit der Herrschaft unserer Gegner in Holstein ein Ende haben sollte.

Im Herzogtum Schleswig hatten die dänischen Gewalthaber die Zügel stets noch straffer als in Holstein angezogen, so daß dort lange schon kein Zeichen politischen Lebens, keine Regung nationalen Selbstgefühls seitens der deutschen

Digitized by Google

Bevölkerung an die Öffentlichkeit treten konnte. Nur den dänischen Agitatoren war es stets gestattet, die Deutschen in der Presse täglich mit den gröbsten Insulten zu überhäufen und zur Kränkung derselben politische Demonstrationen ins Werk zu setzen, wie z. B. die Feier der Schlacht bei Idstedt, sowie die „Löwenfeier" in Flensburg. Seit Januar 1860 hatte die Regierung die schleswigsche Ständeversammlung nicht einberufen, augenscheinlich, um dem Lande keine Gelegenheit zu geben, Klagen laut werden zu lassen über die verfassungswidrigen Maßnahmen der Regierung, namentlich über den Bruch der bezüglich der Gleichberechtigung der Nationalitäten und der Selbständigkeit des Herzogtums gemachten Zusicherungen. Endlich konnte aber die Einberufung der Stände nicht länger hinausgeschoben werden. Gleich nach Eröffnung der Versammlung veranlaßte das gesetzwidrige Auftreten des königlichen Kommissars, daß 24 Abgeordnete, die ganze deutsche Majorität, sich genötigt fanden, die Versammlung zu verlassen und durch Niederlegung der Mandate sich den Zumutungen, die ihnen gemacht wurden, zu entziehen. Auch die Stellvertreter sahen keinen anderen Ausweg, als dem Beispiele der Abgeordneten zu folgen. Verfassungsmäßig sollten nun unverweilt Anordnungen getroffen werden zu neuen Wahlen. Das geschah aber nicht, hinderte indessen die Regierung nicht, ein „provisorisches" Gesetz nach dem andern zu erlassen. Die Absicht der Dänen war damals schon, für das Herzogtum Schleswig überhaupt keine Ständeversammlung mehr fortbestehen zu lassen. Selbst diejenige Schutzwehr, die Schleswig bisher in dem Bestehen der Ständeversammlung dagegen besaß, daß wenigstens die Gesetzgebung in den besonderen Angelegenheiten nicht der völligen Willkür der dänischen Regierung unterstellt war, sollte niedergebrochen werden. Die dänische Presse betrachtete denn auch das Aufhören einer eigenen schleswigschen Landesvertretung als eine vollendete Thatsache. Dem „Reichsrat" wurde ein Entwurf zu einer „Verfassung für die gemeinsamen Angelegenheiten des Königreichs und Schleswigs" vorgelegt. In der königlichen Botschaft hieß es: „Dem Reichsrat soll eine solche Stärke gegeben werden, daß er nicht nur die großen Anforderungen zu erfüllen vermag, welche die nächste Zukunft möglicherweise an denselben stellen wird, sondern daß er auch im Laufe der Zeit zum Träger der ganzen konstitutionellen Entwickelung werden kann." Binnen kurzem, hoffte „Dagbladet," würde die Verschmelzung Schleswigs mit Dänemark vollendet sein. Die „Inkorporation" brauchte ja gar nicht ausgesprochen zu werden; die Verschlingung Schleswigs konnte trotzdem thatsächlich durchgeführt werden. In den letzten Monaten der Regierung Friedrichs VII. hatten die Dänen also mit dem größten Eifer die Vorbereitungen zur endlichen Einverleibung Schleswigs in Dänemark betrieben.

Die Ausführung der am 1. Oktober 1863 von der Bundesversammlung beschlossenen Exekution wurde wegen eines plötzlich eintretenden unvorhergesehenen Ereignisses noch um einige Wochen aufgeschoben. Am 15. November 1863, an einem Sonntage, starb auf dem Schlosse Glücksburg an der Gesichtsrose unser letzter König-Herzog Friedrich VII. Schleswig-Holstein mußte wenigstens äußerlich seinem durch einen plötzlichen Tod abgerufenen Landesherrn die letzte Ehre erweisen, und daher wurden wir während der ersten sechs Wochen nach seinem Ableben jeden Tag durch das Trauergeläute unserer Kirchenglocken an den Heimgegangenen erinnert. Der Wahlspruch unseres König-Herzogs: „Die Liebe des Volkes ist meine Stärke," war wohl nur in Beziehung auf das dänische Volk, dessen Liebling er war, zur Geltung gekommen; denn alle Drangsale, welche die Herzogtümer während seiner Regierung zu erdulden hatten, konnten keine Liebe der Schleswig-Holsteiner zu ihrem Landesvater erwecken. Er war und blieb bis zu seinem Tode vom Kopf bis zur Zehe Däne, fremd seinen deutschen Unterthanen, deutschem

Digitized by Google

Wesen so abgeneigt, daß er nicht einmal einen einfachen deutschen Satz richtig sprechen konnte. Ein einziges Mal (in den ersten Fünfzigern) besuchte er während seiner Regierung Holstein, und zwar gegen den ausdrücklichen Willen seines damaligen Ministeriums. Es war aber nur eine rasche Durchreise wie im Fluge per Eisenbahn. Begleitet von seiner Gemahlin, Gräfin Danner, hatte er auf dieser Reise in Pinneberg bei dem Gesamtstaatsmanne Landdrost v. Scheel verweilt, was insofern für Holstein wichtige Folgen hatte, als Scheel nach der Rückkehr des Königs ins Ministerium berufen wurde. Von Pinneberg wurde die Reise fortgesetzt nach Altona, wo Friedrich die höheren Bildungsanstalten mit seinem Besuch beehrte, und wo er Gelegenheit hatte, eine Probe von seinem Bildungsgrade im Deutschen zu geben. Augen- und Ohrenzeugen haben uns berichtet, daß die Majestät in eine der ersten Klassen des Gymnasiums getreten ist mit den Worten: „So komme ich auch heute hier, um Ihnen zu besuchen!"

Als die Nachricht von dem Ableben des Königs zu uns gelangte und die Glocken von den Kirchtürmen herab diese Kunde bestätigten, hatten wir die begründete Hoffnung, daß es nun mit der jahrelangen Vergewaltigung rasch zu Ende gehe, daß die Tage unserer Drangsale gezählt seien. „Inhaltsschwere Fragen gehen jetzt ihrer endgültigen Lösung entgegen!" wurde uns in den Zeitungen der Herzogtümer zugerufen. Eine mehr als vierhundertjährige Verbindung mit Dänemark (1460—1863), die uns besonders in der letzten Periode (1802 bis 1863) eitel Herzeleid gebracht hatte, fand ihren Abschluß mit dem Aussterben des Mannsstammes der älteren königlichen Linie des Hauses Oldenburg. In der dänischen Hauptstadt herrschte natürlich die größte Aufregung. Als Friedrich auf dem Schlosse Glücksburg schwer erkrankt darniederlag, hatte man in Kopenhagen wohl anfangs noch Hoffnung auf Genesung und wartete mit Sehnsucht auf seine Rückkehr, damit er den am 13. November vollendeten Verfassungsentwurf: Dänemark-Schleswig unterzeichne.

Prinz Christian von Dänemark trat als Christian IX. am 16. November die Regierung an und zwar laut des Thronfolgegesetzes vom 31. Juli 1853 als Landesherr des Gesamtstaats. Er wurde aber als solcher in den Herzogtümern nicht anerkannt; denn die Schleswig-Holsteiner setzten ihre Hoffnung auf den Erbprinzen Friedrich aus dem Hause Augustenburg, der am 16. November vom Schlosse Dolzig aus seinen Regierungsantritt anzeigte als Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein, uns zurufend: „Mein Recht, eure Rettung!" Am 18. November that Christian IX., gedrängt von seinem dänischen Volke, den verhängnisvollen Schritt, das neue Verfassungsgesetz zu unterzeichnen. Erzählt wurde uns, daß der kommandierende General de Meza am Morgen des verhängnisvollen Tages sich zum Könige begeben und demselben angeboten habe, sich mit seiner Armee, für die er einstehen könne, zur Verfügung zu stellen, falls der König sich weigere, die Sanktion des Gesetzes zu vollziehen. Christian habe aber abgelehnt und gesagt, er wolle mit seinem Volk in Frieden leben. Nachdem der König den heißen Wunsch der Dänen erfüllt hatte, herrschte in Kopenhagen unendlicher Jubel.

Um jede öffentliche Kundgebung in nationalem Sinne bei uns zu verhindern, wurden rasch noch mehr dänische Truppen nach Holstein geschickt; daher mußten wir Holsteiner uns ruhig verhalten, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, sofort „eingesponnen" zu werden. Den Anblick dänischer Bajonnette hatten wir in allen größeren Ortschaften, uns mahnend: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Um den Beamten nicht lange Bedenkzeit zu gewähren, forderte man von Kopenhagen aus in großer Hast, „binnen drei Tagen" dem Könige den Eid der Treue zu leisten. Man erreichte damit weiter nichts, als daß manche Angestellte, weltliche und geistliche, sich überraschen ließen; bei vielen Beamten in

Digitized by Google

Holstein war aber das Rechtsgefühl so stark, daß dieselben den Huldigungseid verweigerten. So z. B. waren in der damaligen Propstei Münsterdorf (22 Kirchspiele) von den 37 Predigern nur 4, welche den Eid leisteten und wegen dieses Schrittes später ihren Gemeinden gegenüber in einer peinlichen Lage sich befanden.

Als die irdischen Überreste unseres heimgegangenen Landesherrn in Roeskilde beigesetzt worden waren, war die sechswöchige Landestrauer vorüber, und daher schritt der deutsche Bund endlich zur Ausführung der Exekution. Weihnachten 1863 erschienen die Bundestruppen in Holstein, 6000 Sachsen und 6000 Hannoveraner mit den beiden Bundeskommissaren, welche von dem Tage ihrer Ankunft an Holstein im Namen des deutschen Bundes verwalteten. Unsere deutschen Brüder wurden überall mit stürmischem Jubel begrüßt, da sie als Befreier von der zehnjährigen Zwingherrschaft ihren Einzug in Holstein hielten. Und wir, die bis dahin nicht von einem „Schleswig-Holstein" öffentlich sprechen, ja, selbst die Bezeichnung „die Herzogtümer" nicht gebrauchen durften, waren nun auf einmal „frei," konnten jetzt nach Herzenslust unser verbotenes Nationallied anstimmen, so oft wir wollten. So etwas muß man erlebt haben, um sich hineinversetzen zu können in die damaligen Tage des Jubelsturmes unseres Volkes.

Die dänischen Truppen, die bei der Ankunft der Sachsen und Hannoveraner noch in allen bedeutenden Ortschaften Holsteins lagen, befanden sich als Augen- und Ohrenzeugen von dem begeisterten Empfang, den man unseren Befreiern bereitete, in einer peinlichen Lage; denn als Werkzeuge der dänischen Gewalthaber, nur zu dem Zweck in Holstein, die Stimmung des Landes nicht zum Ausdruck gelangen zu lassen, fühlten sie sich als gehaßte Fremde der Bevölkerung gegenüber. Nach Anordnung der Bundeskommissare sollten die Dänen, sobald dieselben der Deutschen ansichtig wurden, sich möglichst rasch entfernen, und zwar mußten sie geräuschlos, ohne militärischen Sang und Klang abziehen. Es wurde ihnen von den Holsteinern als Abschiedsgruß zugerufen: „Auf Nimmerwiedersehen!" Kaum hatten sie einen Ort geräumt, so sah man auf allen Häusern in einem Nu die deutschen Fahnen flattern. In Altona hatte der sächsische Bundeskommissar der dänischen Wachmannschaft, welche sich noch von den Deutschen hatte ablösen lassen wollen, zugerufen: „Wollen Sie es denn noch auf die Spitze treiben?! Machen Sie, daß Sie wegkommen!" Der Namenszug des Königs (Chr. IX.) an öffentlichen Gebäuden (Zoll und Post) wurde sofort entfernt, die Schilder wurden herabgerissen und ohne viele Umstände auf die Straße geworfen als Zeichen, daß die bisherige landesherrliche Gewalt „suspendiert" sei. In den Kirchen unseres Landes mußte auf Anordnung der Bundeskommissare in dem Kirchengebet die Fürbitte für den König weggelassen werden. — Mit den dänischen Truppen flüchteten auch diejenigen Beamten, welche sich während der Freundherrschaft als fanatische Dänen hervorgethan hatten, um nicht den Insulten des so lange gemißhandelten Volkes sich auszusetzen. Daß einzelne dieser dänischen Kreaturen in ihrer Verblendung damals noch mit großer Geringschätzung auf Deutschland geblickt haben, dafür ein Beispiel: Als der Oberzollkontroleur in Elmshorn unter dem Schutze dänischer Soldaten im Eisenbahnwagen sich befand, um nach Norden sich in Sicherheit zu bringen, sah er vom Bahnhofe aus die jubelnde Menschenmenge und die schleswig-holsteinischen Fahnen und hörte singen: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen." Voller Wut rief er aus dem Wagen den Elmshornern zu, er werde noch mit deutschem Blute Würste stopfen. Er hoffte also, es werde gehen wie 1848, daß die Dänen zurückkehren würden ins deutsche Land.[1])

[1]) Der „Wurststopfer," wie er seitdem bei den Elmshornern hieß, hatte 1864 das Mißgeschick, in preußische Gefangenschaft zu geraten. Auf dem Transport nach Süden kam er über Elmshorn, wo man ihn höhnend fragte, wieviel Würste er schon mit deutschem Blute gestopft habe. Die Bedeckungsmannschaft verhinderte thätliche Beleidigungen, sonst wäre er sicherlich durchgeprügelt worden.

Digitized by Google

Herr v. Scheel, einer der Haupturheber unserer Drangsale, war gewiß froh, als es ihm gelang, in aller Stille unbelästigt aus Holstein von Pinneberg aus, wo er in den letzten Jahren als Landdrost mit einer Art monarchischer Gewalt regiert hatte, sich zu entfernen. Als kluger Diplomat glaubte er nicht wie viele Dänen in ihrer Kurzsichtigkeit, daß in Schleswig-Holstein bald alles wieder ins alte Geleise zurückgebracht werden würde; daß er die politische Lage zur Zeit seiner Flucht aus Holstein richtig beurteilte, sehen wir daraus, daß er bei seiner Ankunft in Kopenhagen gegen seine Freunde die Äußerung that: „Die Herzogtümer sind für uns verloren." Die Dänen aber glaubten nicht an die Wahrheit dieses Urteils, selbst dann noch nicht, als der Feind vor dem Danewerk mit überlegener Macht stand, um Abrechnung zu halten.

Als die Dänen Holstein geräumt hatten, konnte die Bevölkerung sich frei bewegen und in Versammlungen ihre Überzeugung zum Ausdruck bringen. Die erste große Volksversammlung in Holstein wurde abgehalten am 27. Dezember 1863 in Elmshorn auf dem mitten im Ort belegenen Propstenfelde. Die Teilnehmer an dieser ersten öffentlichen Kundgebung unseres Landes waren von nah und fern in großer Anzahl (zwischen 20- und 30 000) aus vielen Gauen unseres deutschen Vaterlandes erschienen. Unter großer Begeisterung wurde Herzog Friedrich VIII. als der alleinige rechtmäßige Landesherr von Schleswig-Holstein verkündigt. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die auf dieser Versammlung gehaltenen Reden mitzuteilen; nur wollen wir bemerken, daß auch hier von den Rednern besonders betont wurde, daß der entbrannte Kampf nicht bloß ein Kampf sei für Schleswig-Holsteins Freiheit gegen dänische Willkür und Tyrannei, sondern daß er zugleich ein Kampf sei für die Interessen und die Machtstellung Deutschlands, für die Zukunft des deutschen Volkes, für die Ehre unseres gesamten Vaterlandes. Unsere Patrioten vom Jahre 1863 hatten also die feste Überzeugung, daß Schleswig-Holsteins Sache in allen Fällen von einer entscheidenden Bedeutung werden würde für die Geschicke Deutschlands, und es war nur die Frage, ob unsere leitenden Staatsmänner entschlossen waren, mit klarem Blick und festem Willen den Schwierigkeiten entgegen zu gehen. Schon einmal war die schleswig-holsteinische Sache die Feuerprobe Deutschlands gewesen. Damals gaben Schwäche und Verzagtheit nicht bloß dem Schicksal Schleswig-Holsteins eine so traurige Wendung, sondern auch Deutschland wurde um seine schönsten Hoffnungen gebracht.[1])

Die Siege des Jahres 1864 befreiten uns endgültig vom dänischen Joch. Jetzt, nach bald vier Jahrzehnten, blicken wir dankend auf zu dem Lenker unserer Geschicke und stimmen ein in die Worte des Dichters:[2])

Teures Land, du Doppeleiche
Unter Deutschlands Krone Dach,
Ungeeeltes Glied am Reiche,
Komme, was da kommen mag!
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Danke Gott, mein Vaterland.

Die Wassernuß.

Von **H. Barfod** in Kiel.

Wie die Mistel gehört auch die Wassernuß (Trapa natans) zu den verschollenen Kindern der Flora unseres nordelbischen Heimatlandes. Jene keimt als grüner Schmarotzer auf Ästen hochanstrebender Bäume, in luftiger Höhe; diese wurzelt im schlammigen Grunde der Seeen und Teiche: so verschieden gehen ihre Wege. Als beide in unserem Lande das letzte Geschick ereilte, fanden sie sich wieder, subfossil, im Torf, in

[1]) Bei dieser Arbeit ist die im Jahre 1863 unter dem Titel: „Dänische Keckheit und deutsche Schwäche. Ein Mahnruf an das deutsche Volk." erschienene Schrift (Streitsche Verlagsbuchhandlung in Koburg) mehrfach benutzt worden.

[2]) Joachim Mähl in Dr. Meyns Hauskalender für 1897.

Digitized by Google

schwarzer Gruft. Von der Mistel hat sich meines Wissens nur ein einziges Exemplar lebend in unsere Zeit gerettet, jenes auf der Birke im Hegebüchenbusch zwischen Segeberg und Neumünster; die Wassernuß scheint gänzlich verschwunden zu sein. Knuth setzte darum der Beschreibung der schwimmenden Wassernuß in seiner „Flora der Provinz Schleswig-Holstein" einen schwarzen Totenkopf voran (vgl. S. 299); die „kritische" Flora Dr. Prahls mußte jegliche Erinnerung an sie ausmerzen. Ob mit Recht? Herr Jagdaufseher Joh. Kummerfeld in Bookhorst bei Wankendorf schreibt unter dem 13. August 1901: „In Heft Nr. 7 der „Heimat" vorigen Jahres sehe und lese ich, daß die Wassernuß (Trapa natans L.) in unserer Provinz als schon längst ausgestorben betrachtet wird. Dies ist aber nicht der Fall. Noch vor zwei Jahren (1899) habe ich verschiedene Exemplare in den Wiesengräben am Stolpersee beobachtet. Als ich die Notiz über das Aussterben dieser Pflanze las, beeilte ich mich, sogleich den Standort aufzusuchen, um einige Exemplare der seltener werdenden Pflanze zur Probe einsenden zu können. Leider mußte ich die Erfahrung machen, daß sie nicht mehr zu finden und aufzutreiben sei. Ich begnügte mich aber nicht damit, sondern verschob meine anderweitige Beobachtung auf diesen Sommer. Vergebens jedoch suchte ich auch diesen Sommer alle Gräben und Wasserbehälter ab. Die Wassernuß scheint also auch hier verschwunden zu sein." Hoffentlich liegt keine Verwechslung vor. Wenn nicht, so kann uns diese Nachricht nur dazu ermuntern, an bisher botanisch wenig erforschten Stellen unserer Heimat nach diesem „Überbleibsel vergangener Tage" auszuschauen. In anderen Gegenden, wo die Wassernuß früher auch zu Hause war, wird ebenfalls fleißig nach ihrem Vorkommen geforscht, so in Westpreußen, wo die Wassernuß nach dem Bericht des Danziger Botanikers Nicolaus Oelhafen aus dem Jahre 1643 „in den Sümpfen beim Holm" (Danzig) wachse, nach der Zeit aber von keinem Floristen erwähnt wird, durch den Direktor des westpreußischen Provinzial-Museums, Herrn Professor Dr. Conwentz, der jetzt bereits 14 Fundstellen nachgewiesen hat. Allerdings beziehen sich sämtliche Funde auf die Trapa-Frucht, die vermöge ihrer harten Schale in hohem Grade widerstandsfähig ist und sich im Moorgrunde zumeist vorzüglich konserviert hat; ist auch die Nuß durch langes Liegen im Torf etwas weich geworden, so erhärtet sie doch bald wieder an der Luft. Der Liebenswürdigkeit unseres Mitgliedes, Herrn J. Goverts in Möllu, danke ich den Besitz einer Trapa-Frucht aus einem westlich von Lauenburg am steilen Elbufer gelegenen Torfmoore, das eine Mächtigkeit von 4 m besitzt. Die Fundstelle der plattgedrückten Trapa-Nüsse bildet eine 0,4 m tiefe Schicht bituminösen oder torfigen Sandes in dem Torflager.[1]) Durch Hauptlehrer a. D. Callsen (Flensburg) wurde das Vorkommen der Wassernuß für das Hechtmoor bei Satrup in Angeln nachgewiesen und zwar am Westrande. (Lange, Haandbog i den danske Flora. 4. Opl. Kopenhagen 1886—88, S. 741); leider ist es (nach Prof. v. Fischer-Benzon) nicht gelungen, die Fundstelle wieder aufzufinden. Schließlich hat Dr. C. Weber das subfossile Vorkommen der Trapa-Früchte in einem durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals erschlossenen Moore bei Großen-Bornholt unweit der Grünenthaler Hochbrücke nachgewiesen. Es ist anzunehmen, daß Trapa natans ehedem eine viel größere Verbreitung in unserer Provinz gehabt hat als jetzt, und daß die abgestorbenen Früchte auch noch an anderen Stellen wiederzufinden sein werden. Durch die Güte des Herrn Museum-Direktors Prof. Dr. Conwentz sind wir in die Lage versetzt, die durch die Eigenart ihrer Form unbedingt auffallende Frucht im Bilde nebenstehend wiederzugeben (Fig. 1). Wer den guten Willen hat, hier oder da, wo sich die Gelegenheit nur bietet, nach diesen Früchten auszuschauen, dem wird sie gegebenenfalls nicht entgehen. Daher richte ich an alle für das Vorkommen der Wassernuß interessierten Leser unserer „Heimat" die Bitte, bei Anlage von Gräben in torfigen Wiesen und in Torfstichen auf die Früchte der Wassernuß zu achten. Es ist auch besonders empfehlenswert, daß unsere Binnenfischer (von Beruf oder aus Liebhaberei für dies Gewerbe interessiert) auf diese charakteristischen Früchte, welche unschwer erkannt werden können, aufmerksam gemacht werden; denn es ist schon wiederholt vorgekommen, daß mit dem Netz aus Gewässern mit schlammigem Untergrund neben Fischen, Schnecken und Muscheln auch Trapa-Früchte herausgehoben wurden.

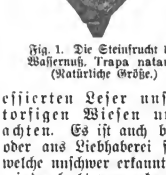


Fig. 1. Die Steinfrucht der Wassernuß, Trapa natans. (Natürliche Größe.)

[1]) „Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein." Eine vergleichende Untersuchung von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon. (S. 18.) Über das Alter dieses Moores, ob inter- oder postglacial, herrscht noch Ungewißheit. Clandins hält es für tertiär; doch scheint diese Annahme jetzt wohl ausgeschlossen zu sein. In der von Clandins hinterlassenen Sammlung fanden sich u. a. mehrere Blätter der Mistel (Viscum album).

Digitized by Google

Die Wassernuß zählt zu den alternden Pflanzen, die den Höhepunkt ihrer Entfaltung erreicht hat und, wie es scheint, im Aussterben begriffen ist. Wenigstens gilt das Gesagte für das nördliche und mittlere Europa; aus dem südlichen Europa und dem südlichen Asien hört und liest man nichts davon, daß die Trapa seltener werde, obschon ihre Früchte gerade in jenen Gegenden von alters her und noch heute vielfach als Nahrungsmittel gesammelt werden und daher am ehesten Gefahr für das Ausrotten und das Aussterben vorhanden wäre. In Indien und China werden andere Arten von Trapa, wie Trapa bicornis L. (die Nuß ist größer als die der schwimmenden, hat zwei gekrümmte Stacheln und somit viel Ähnlichkeit mit einem Ochsenkopf — Herr Callsen zeigte uns Teilnehmern an der Generalversammlung unseres Vereins in Burg a. F., 1900, eine solche Frucht) und Trapa bispinosa Roxt., als eßbar sehr geschätzt, sogar kultiviert und in den Handel gebracht. Im allgemeinen gilt es als Regel, daß das Vaterland einer Pflanze dort zu suchen ist, wo dieselbe in den zahlreichsten Arten vertreten ist. Somit haben wir als die Heimat der Mistel und der Wassernuß die wärmeren Länder, für letztere vielleicht speziell China und Indien anzusehen. Wenn auch die Wassernuß in größerer Menge in den Ländern des Mittelmeeres, ferner in Ungarn, der Moldau, Südrußland, Kaukasien vorkommt, hier sogar allgemein als Nahrungsmittel verwertet wird, so ist und bleibt die vereinzelte Spezies nach Engler „gewissermaßen ein fremdes Element im Mittelmeergebiet.“ [1]) Fossil hat man sie nach Professor v. Fritsch [2]) nur in den miocänen Braunkohlen, nicht aber in den älteren Braunkohlenflötzen gefunden; wie die Trapa bicornis zeigen auch die miocänen Nüsse nur zwei Dornen. So spricht auch das Vorkommen zur Tertiärzeit dafür, daß die Trapa eigentlich ein wärmeres Klima verlangt, als jetzt in Deutschland, überhaupt im nördlichen und mittleren Europa herrscht. Wenn sich auch das Verbreitungsgebiet der Wassernuß bis nach Skandinavien nachweisen läßt, so ist sie doch keineswegs überall häufig gewesen. Für Deutschland und die Schweiz haben wir Beleg für diese Behauptung. Zunächst deuten die vielen deutschen Namen der Wassernuß: Weiherнuß, Seenuß, Stachelnuß, Spitznuß, Jesuitenmütze (wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Kopfbedeckung der Jesuiten) darauf hin, daß die Nüsse mehr als die Pflanze selbst bekannt gewesen sind. Das beweist ferner eine Stelle aus der von Hieronymus Bock (Tragus) im Jahre 1552 verfaßten Geschichte der Pflanzen Deutschlands: „Ich glaube kaum, daß es jemand giebt, der nicht die leichten, schwarzen, dornigen, mit 4 Spitzen versehenen Wassernüsse gesehen hätte. Die Pflanze selbst aber habe ich noch nie sehen oder finden können. Ich sah sie einmal abgebildet, wo die Pflanze eine Gestalt hatte, wie wir sie nebenan beifügen.“ (Aus der drolligen Abbildung geht aber deutlich hervor, daß ihm die lebende Trapa natans ganz und gar unbekannt war, er hätte sie sonst nimmer in dieser Gestalt seinem letzten Werke beigegeben. Und der Züricher Botaniker Konrad Geßner schreibt unter dem 15. April 1563 an einen Arzt in Schaffhausen Namens Holgach: „Jenes schwarze, stachlige Ding, welches Du mir gesandt hast, ist keine Wurzel, wie jener Unkundige glaubte, sondern eine Frucht und zwar vom Tribulus aquaticus (damaliger Name für Trapa natans L.) Ich wünschte sehr, daß Du in Erfahrung bringen könntest, wo sie wächst, damit ich sie könnte kommen lassen, wenn sie blüht; denn mit der Blüte ist diese Pflanze, wie ich glaube, noch von niemandem abgebildet worden.“ In der Schweiz hat sich die Wassernuß am längsten in einem kleinen Weiher im Dorfe Roggwyl im Kanton Bern gehalten; Beweise früheren häufigen Vorkommens bieten die in den Pfahlbauten der Schweiz gefundenen Nüsse. In Deutschland kommt die Wassernuß allerdings hier und da noch häufiger vor; so soll die Frucht in Oberschlesien so häufig sein, daß dieselbe massenhaft nach Breslau auf den Markt gebracht wird, um geröstet und gegessen zu werden. An der schwarzen Elster bei Liebenwerda ist die Trapa noch heute zahlreich vorhanden. (Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins von Sachsen und Thüringen vom 20. Oktober 1892.) An vielen Orten befindet sie sich im Ausgehen oder ist bereits ausgestorben. Für unsere Provinz liegt die Zeit noch gar nicht so sehr weit zurück. So schreibt Nolte (cit. nach Knuths Flora S. 299) in der neuen Flora Holsteins S. 16, Nr. 74: „Pridem a Taube in fluvio Stechnitz ad Lauenburgum reperta;“ vid. J. Taube, Beiträge zur Naturkunde des Herzogthums Lüneburg, Celle 1769, 2. Stück, S. 149. Hactenus frustra eam quaesivi.“ Boll schreibt 1860 über ihr Vorkommen: Sie soll früher in der Lewitz (Mecklenburg) gefunden sein. In länger als 70 Jahren ist sie aber keinem unserer Botaniker zu Gesicht gekommen und vielleicht ausgestorben, wie dies auch in Holstein mit ihr der Fall zu sein scheint. Ältere holsteinische Floren führen sie noch auf, in den neueren fehlt sie; zuletzt scheint sie vor einigen Jahren in der Recknitz gefunden zu sein. Zum Schluß weist Boll auf das subfossile Vorkommen in der Papiertorfschicht bei Lauenburg hin; ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht.

[1]) Engler, Versuch einer Entwicklungsgeschichte des Pflanzenreichs, Bd. I, S. 47.

[2]) „Brandenburgia,“ Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. 1893, S. 89.

Digitized by Google

Fig. 2. Eine Wassernuß aus dem Linkehner See in Ostpreußen.
(Vollständige Pflanze, verkleinert.)
Auch das Klischee zu diesem Bilde verdankt „Die Heimat“ der Liebenswürdigkeit des Herrn Direktors Prof. Dr. Conwentz in Danzig.

Digitized by Google

Nach Langes Haandbog, 4. Aufl., S. 741, ist Trapa in Jütland an einer Stelle, nach Rostrup auf der Insel Lolland an zwei Stellen gefunden worden.[1]) Prof. A. G. Nathorst aus Stockholm hat in Schweden namentlich im Schlamm vieler Seeen, wo die Trapa überhaupt nicht mehr gedeiht, gefunden. Lebend kommt sie nur an einer Stelle in Südschweden, im Immeln-See, vor. In Finnland ist sie ganz ausgestorben. Im nördlichen Rußland sowie in Ostpreußen findet sie sich nur an je einer Stelle. In den Provinzen Westpreußen, Posen und Pommern ist Trapa ausgestorben.

Bevor ich nun den Gründen des auffälligen Rückgangs der Wassernuß nachgehe, ist es wohl an der Zeit, den Lesern die Pflanze selbst vorzustellen. Das geschieht statt mit vielen Worten durch das Bild: „Die Wassernuß aus dem Linkehner See in Ostpreußen." (Fig. 2.) Unser Bild giebt die Pflanze verkleinert wieder, dazu aufgerollt; der Leser wolle sich die Nuß in den Schlamm versteckt denken und die Blattrosette auf der Oberfläche des Wassers schwimmend. Biologisch interessant ist alles an der Pflanze, von der Wurzel bis zur Spitze, von der Keimung bis zur Reife. Ich wurde auf die Pflanze aufmerksam, weil ich dieselbe im Aquarium zum Wachstum bringen wollte. Daß ich's gleich sage: als Pflanze im Behälter hat sie nur geringen dekorativen Reiz. Ihr Lebenselement sind flache Tümpel und Teiche mit schlammigem Grund. Letzteren wird man im Aquarium ängstlich vermeiden wegen der tierischen Interessen. Die Wassernuß verlangt dazu reichliches Oberlicht, und weil ihr das im Zimmer nicht in genügendem Maße geboten wird, bleibt die Rosette klein, zum Blühen habe ich sie noch nicht gebracht. Unschön wirkt der kahle Stengel; denn sonderbar genug, die Pflanze unterläßt es, die sehr feinfiedrigen, grünen Wasserwurzeln zu treiben, die gar leicht den untergetauchten (submersen), fein zerschlitzten Blättern gewisser Wasserpflanzen (z. B. Tausendblatt) gleich gerechnet werden. Die Wurzelnatur dieser Gebilde, die also dem Wasser die Nährsalze zu entziehen berufen sind, ist jetzt endgültig nachgewiesen; die eigentliche Adventivwurzel erzeugt zwei Reihen zarteste Seitenwurzeln, die Chlorophyll enthalten. Am untergetauchten Stengel erscheinen ferner kleine linsenförmige, ganzrandige und gegenständige Blättchen, die aber sehr hinfällig sind und zur Blüte- und Fruchtzeit verschwinden. Diese untergetauchten Blätter unterscheiden sich auch dadurch noch von den submersen Blättern anderer Wasserpflanzen, daß die obersten von ihnen sowohl Luft- als Wasserspalten aufweisen, die sonst bei Wasserpflanzen im allgemeinen sehr selten sind, nach de Bary sich nur noch auf den Samenlappen von Batrachium (Ranunkel), den Landblättern der Callitricheen (Wassersterne), bei Hippuris (Tannenwedel) und Hottonia (Wasserfeder) finden. Frank hat in Cohns Beiträgen zur Biologie I interessante Versuche über die Wachstumsvorgänge bei der Wassernuß angestellt, die zum Teil ohne erhebliche Schwierigkeit im Aquarium wiederholt werden können, weil die im Handel billig zu beziehenden Trapa-Früchte leicht zum Keimen kommen.[2]) Man setzt zu diesem Zwecke die Nüsse in kleine Gefäße, die mit einem Bodenbelag von schwarzer Moorerde gefüllt sind. Wer nun glaubt, die im Herbst oder Winter bezogenen Früchte infolge der Temperatur eines geheizten Zimmers schneller zum Keimen zu bringen, der irrt sich: „Die Natur überstürzt sich nicht, sondern schreitet langsam und lückenlos fort," — eine Erfahrung, die bereits Amos Comenius gemacht hatte und auf den Unterricht anzuwenden bemüht war. Warum keimt die Kartoffel, die vielleicht während des langen Winters im Keller bei einer gleichmäßigen Temperatur von, sagen wir, 10° C. wohlverborgen lag, erst im März, zu einer Zeit, wo auch draußen alles zu knospen und keimen beginnt? Warum keimte sie nicht im Dezember, wo ihr im Keller doch Frühlingswärme zu gebote stand? Warum läßt sich die Zwiebel der Tulpe, der Schneeglöckchen usw. durch erhöhte Temperatur und durch Feuchthalten des Erdreichs nicht zum Treiben bringen, so daß man schon im November blühende Schneeglöckchen haben könnte? Warum müssen trotz Wärme und Feuchtigkeit die Samen der Linde zwei bis drei Jahre im Keimbett liegen, ehe sie ihre Hülle sprengen? Knolle, Zwiebel und Same befinden sich nur scheinbar in einem Ruhezustande; in Wirklichkeit findet eine chemische Umsetzung und Umlagerung, Zubereitung und Herstellung der Baustoffe statt, Vorgänge, die sich durch Erhöhung der Temperatur weder ersetzen noch merklich abkürzen lassen. Genau so steht es um die Trapa-Früchte; auch sie müssen, wie der Gärtner sagt, „abliegen," besser noch „abreifen." Weder eine gleichmäßige Temperatur von 15° noch von 20° bringt die Nüsse aus ihrer scheinbaren Ruhe heraus; sechs Monate etwa müssen sie abreifen, dann erst beginnt das Keimen; dieses läßt sich allerdings durch erhöhte Temperatur beschleunigen.

Den äußeren Vorgang des Keimens veranschaulicht unser letztes Bild (Fig. 3). Die Wassernuß birgt im Innern der dornigen Steinschale zwei Keimblätter von sehr verschiedener Größe. Nur das größere Keimblatt enthält Reservestoffe; es füllt die Nuß aus, daß es

[1]) v. Fischer-Benzon, Die Moore usw., S. 59.

[2]) Als Bezugsquelle von Wassernüssen empfehle ich das Aquarien-Institut von H. Daimer Nachf. Wilh. Schmitz, Berlin SW. 12, Kochstraße 25.

Digitized by Google

den Anschein erweckt, als ob das Innere mit flüssigem Stearin ausgegossen wäre, das hernach erstarrte. Das andere Keimblatt ist schuppenartig. Unsere Abbildung veranschaulicht zugleich das Tempo der Keimung. Am 8. März erschien ein kurzes, wurmartiges Gebilde, das wohl als Wurzel aufzufassen ist; sechs Tage später ist an der senkrecht nach oben gerichteten Wurzel das kleinere Keimblatt sichtbar geworden. Die Hauptwurzel wächst gegen den Wasserspiegel, überwindet also, wie es scheint, die Wirkung der Schwerkraft, den positiven Geotropismus. Sonst ist es Regel, daß die Wurzel sich senkrecht ins Erdreich senkt. Eine Ausnahme haben wir bereits für die keimende Mistel[1]) erkannt, die ihre Senker allemal gegen die Achse des Astes richtet. Von den Erdpflanzen werden die Nährsalze durch besondere Sauggzellen aufgenommen, die ihren Sitz in den feinen Spitzen der Wurzelfasern haben.

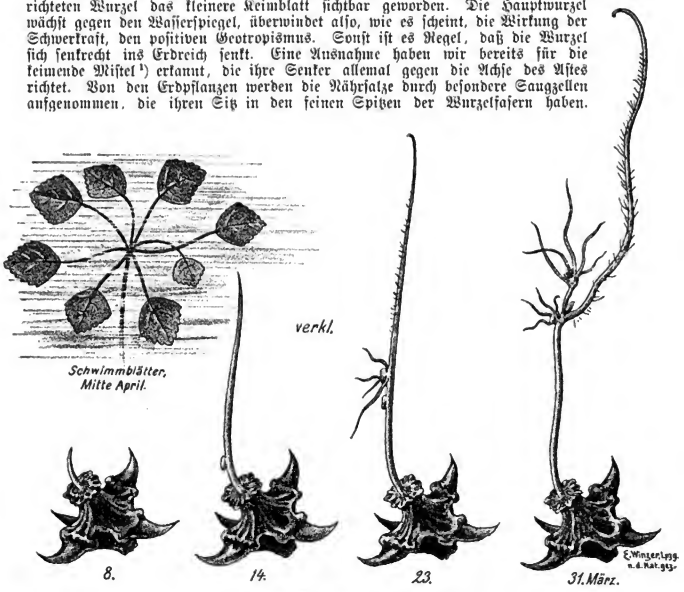


Fig. 3. Die Keimung der Wassernuß.[2])
(Für „Natur und Haus“ nach dem Leben gezeichnet von E. Winzer in Leipzig.)

Die Sauggzellen können aber nur dort Nährsalze aufnehmen, wo der Boden gefeuchtet ist. Neben der Schwerkraft kann also auch die Bodenfeuchtigkeit die Wachstumsrichtung der Wurzeln beeinflussen. Wo der Unterschied zwischen feucht und trocken nicht besteht, erscheint der positive Geotropismus bisweilen gänzlich aufgehoben: im Wasser oder in der mit Wasserdampf gesättigten Luft. Solange die Pflanze nur aus der Hauptwurzel besteht, die schnell nach oben wächst, ist sie gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Hernach, am 23. März, erschien aus der Knospe zwischen den beiden Keimblättern auch der beblätterte Stengel, der am 31. März bereits kräftig emporstrebte. Bisher zehrte die Pflanze sozusagen von ihrem eigenen Fett; jetzt muß sie selbst auf Nahrungssuche ausgehen. Zu diesem Zwecke entsendet die Hauptwurzel zahlreiche Nebenwurzeln, denen die Aufgabe zukommt, dem umgebenden Wasser die Nährstoffe für das weitere Wachstum zu entziehen. Die Nahrung findet sich aber überall; deshalb treiben die Wurzeln nach allen Seiten, nach oben und unten, nach rechts und links. Sie sorgen nur dafür, daß sie einander nicht ins Gehege kommen; sorgsam weicht eine Wurzel der anderen aus. Mitte April schwamm bereits die

[1]) Vgl. „Die Mistel,“ Jahrgang 1898 der „Heimat,“ S. 79.

[2]) Das Klischee verdankt die „Heimat“ dem freundlichen Entgegenkommen des Verlags von der illustrierten Monatsschrift „Natur und Haus,“ die allen Freunden der Naturwissenschaft und Naturliebhabern aufs wärmste empfohlen werden kann. Verlag von Hans Schultze, Dresden-Strehlen, Lockwitzerstraße 26. Jahrespreis 8 M.

Digitized by Google

Rosette auf dem Wasserspiegel. Jetzt biegt sich die Hauptwurzel allmählich nach unten, und der Stengel entsendet neue Wurzeln in den Schlamm. Daß die Wassernuß im Aquarium keine Nebenwurzeln treibt, führe ich auf den Mangel des Wassers an Nährsalzen zurück, und dies ist wieder eine Folge des Bestrebens von seiten des Aquariumbesitzers, seinen Behälter peinlichst sauber, das Wasser möglichst klar zu halten. Wo aber keine Nahrung vorhanden ist, verzichtet die Pflanze auf die Ausbildung der zur Aufnahme bestimmten Organe.

Den Alten waren die Früchte der Wassernuß unter dem Namen »Tribulus« bekannt. Ältere Floristen haben behauptet, diese Bezeichnung stamme von der Ähnlichkeit der Früchte mit den Fußangeln her, jenen Handwaffen, die mit freier Hand den feindlichen Viergespannen (Quadrigae) entgegengeworfen wurden, damit die Pferde darauf treten und in ihrem Laufe aufgehalten werden möchten. Ein solches Instrument beschreibt uns um 390 n. Chr. Vegitius: „Als es zum Kampfe kam, warfen die Römer plötzlich Fußangeln auf das Schlachtfeld, durch welche die heranfahrenden Viergespanne aufgehalten und unschädlich gemacht wurden. Die Fußangel aber ist ein aus 4 (eisernen) Spitzen zusammengesetztes Verteidigungsmittel, welches immer, wie man es auch hinwerfen mag, auf dreien seiner Arme oder Radien (d. h. Spitzen ruht und mit dem vierten Arm, der dabei immer aufrecht zu stehen kommt, verderblich wird." Die Züricher antiquarische Gesellschaft besitzt in ihren Sammlungen eine Anzahl solcher alter Tribuli. Die Ähnlichkeit zwischen den Wassernüssen und den Fußangeln ist unverkennbar, allein der Name will doch wenig zur Vierzahl der Dornen und Radien passen. Darum ist wohl eher anzunehmen, daß dieser Name für beide von den primitiven, mit 3 Spitzen oder Dornen versehenen, harpunenartigen Fang- und Mordinstrumenten entlehnt worden ist, welche wir bei allen Völkern schon in ihren ersten Kulturanfängen finden, ohne daß angenommen werden könnte oder müßte, daß überall die Wassernuß vorhanden gewesen und als Muster zur Einrichtung solcher Instrumente gedient hätte.[1])

Als Heilmittel spielte die Wassernuß in alter Zeit eine besondere Rolle. Hieronymus Bock erzählt in seiner Historia stirp. Germaniae, Straßburg 1852: „Der aus dem grünen Tribulis ausgepreßte Saft wird mit Nutzen von denen getrunken, die am Stein leiden. Die Blätter, aufgelegt, dämpfen Geschwülste jeder Art und mildern die Schmerzen. Das Kraut, mit Wein und Honig abgekocht, heilt die im Munde hervorbrechende Geschwüre, Eiterungen, wundes Zahnfleisch und geschwollene Mandeln. Der Saft von ihnen wird zu einer Medizin für die Augen gesammelt."

Gegessen werden die Wassernüsse namentlich in Italien, Südfrankreich, Kärnten, Ungarn, Südrußland, Rumänien. Die Bedeutung der Wassernuß als Volksnahrungsmittel läßt sich in Italien durch alle Jahrhunderte hindurch verfolgen. Matthioli, ein italienischer Botaniker und kaiserlicher Leibarzt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schreibt: „Die Wassernuß kommt in vielen Flüssen und Sümpfen Italiens vor, besonders in Mantua und Ferrara. Diese Nüsse kommen in Venedig auf den Markt; das Volk nennt sie Wasserkastanien und bedient sich ihrer zur Speise wie der Kastanien. Das Landvolk macht sogar an gewissen Orten bei Mißernten aus den gedörrten Samen Mehl und backt Brot davon, ähnlich wie man es auch mit den Kastanien macht. Einige rösten sie auch in heißer Asche und essen sie zum Nachtisch." Nebenbei erzählt er weiter, daß die Wallfahrer aus diesen Nüssen Paternosterkreuze machen, an denen sie ihre Gebete abzählen und die sie am Halse tragen, um desto mehr Religion, um nicht zu sagen Heuchelei zur Schau zu stellen. Eine Halskette aus Trapa-Früchten, die Herr Rektor Blunk-Kiel vom Lago maggiore mitgebracht hatte, konnte auf unserer vorjährigen Generalversammlung gleichfalls vorgezeigt werden.

Als Gründe für das Aussterben der Wassernuß im nördlichen Europa hat man angegeben: Die Pflanze steht auf dem Aussterbe-Etat. Dies kann doch nimmermehr für die Gegenden des südlichen Europa und Asien gelten, wo die Wassernuß üppig gedeiht, wo ihre Früchte von altersher als Nahrungsmittel gesammelt werden, mithin die Gefahr des Aussterbens am größten ist. Die Trockenlegung der Sümpfe und Teiche hat das Aussterben verschuldet. Mit Recht bemerkt Areschoug, es gebe in Schweden, in Dänemark und Norddeutschland einen solchen Reichtum an Seen, Teichen, Flüssen und Gräben, daß durch die hier und da ins Werk gesetzte Entwässerung ein Mangel an solchen für die Existenz der Trapa hervorgerufen werden könnte. — Wir müssen uns nach anderen Gründen umschauen: Die Trapa ist einjährig; die Zahl der von einem Individuum hervorgebrachten Früchte ist sehr beschränkt, beträgt im Durchschnitt nur 6. Die Früchte haben ein geringes Verbreitungsvermögen und verfügen über geringe Verbreitungsmittel. Die Früchte sinken nach der Reife sehr bald zu Boden;

[1]) „Die Wassernuß und die Tribulus der Alten" von J. Jäggi (Neujahrsblatt herausgegeben von der Naturforscher-Gesellschaft zu Zürich, 1884), S. 14.

Digitized by Google

die Dornen dienen zum Festankern der Nüsse. Von einer Verschleppung der Früchte namentlich durch Wasservögel kann mithin nicht die Rede sein. J. Jäggi hält dafür, daß die Trapa im nördlichen und mittleren Europa außerhalb ihres natürlichen Verbreitungsbezirkes sich befindet, daß ihre Verbreitung, abgesehen von ungewöhnlichen Umständen (Überschwemmungen), hauptsächlich durch Menschenhand erfolgt ist. Wo sie denn zahlreich sich entfaltete, in manchen Gegenden, z. B. in der Weichsel, so stark, daß sie die Schiffahrt erschwerte, ist sie wahrscheinlich durch ihre Rivalin, die Wasserpest, unterdrückt worden. Diese beginnt zu wachsen, sobald das Wasser vom Eise befreit ist; die Wassernüsse keimen viel später und ihre Keimlinge werden von der bereits üppig zur Entfaltung gelangten Wasserpest zurückgehalten. So ist es in neuerer Zeit vielleicht der Fall. Das Aussterben der Wassernuß in Lauenburg vor hundert Jahren ist damit noch nicht erklärt. Es sei, wie es sei; jedenfalls ist es zu bedauern, daß die eigenartige Pflanze in unserer Heimat so ganz und gar verschwunden ist.

Mitteilungen.

1. **Salvaguardia Wallensteins,** Schutzbrief für Land und Leute des Herzogs Friedrichs zu Schleswig-Holstein, 1627. Wir Albrechten von Gottes Gnaden Hertzog zu Friedtland und Ihr. Kay. May. Kriegs Rath, Camerer, Obrister zu Prag und General Obrister Feldt Haubtmann geben allen und jeden höchsternennter Ihrer Kayserlichen Mayestät besselter Obristen, Obristen Leutnandten, Obristen Wacht und Quartiermeistern, Rittmeistern, Kapitainen undt allen andern Hohen und Niedern, officiern und Befehlshabern, wie auch der sammtlichen Soldatesca zu Roß und Fueß hiemit zu vernehmen, daß wir des Hochgebornen Fürsten, Herrn Friedrichen, Erben zu Norwegen, Hertzogen zu Schleßwig Holstain, Stormarn und Delmenhorst, Landt und Leuth, sonderlich deßen Residenz Hauß und Ambt Gottorff umb derer gegen der Röm. Kay. Mayestät, Unsern allergnedigsteun Herrn, erwiesenen Treu und beständiges devotion dardurch daßelbige nicht in geringer Gefahr und Schaden gesetzet worden, billich in Obacht nehmen undt aller der Soldatesca, Einlogier-, Einquartirungen und so viel müglich, aller Krieges pressuren und Beschwerligkeiten eximiern und befreyen, Befehlen derentwegen allen obbemelten Obristen, Obristen Leutnandten, Obristen Wacht und Quartiermeistern, Rittmeistern, Kapitainen, bevorab den verordneten Quartiermeistern und Foriern und allen andern Befehlshabern undt Soldaten zu Roß und Fueß ingemein, bey unaußbleibender Leib undt Lebens Straffe ernstlich, daß sie wolernenntes Hertzogen zu Schleswig Holstain Residenz Hauß und Ambt Gottorff, deßen Vorwerke, Mayerhöffe, Mühlen, Schäfereyen sambt allen Zugehörungen quartirfreyen, unperturbiert und unmolestierter verbleiben laßen, dieselbigen mit eigenmächtiger exaction keineswegs belegen oder beschweren, weniger mit Gewaldt solche abnöthigen, die Unterthanen auch keineswegs beleidigen, noch ihnen ihr Groß- und Klein Vieh, Roß, Wägen, Getraidt, sowoll allerley Victualien oder alles anderes, wie das Nahmen haben mag und unter was praetext es auch immer geschehen möge, de facto hinwegnehmen, noch jemandt solches zu thun gestatten, vielmehr aber in allen Fürfallenheiten schützen und defendiern sollen. — So lieb einem Jeden obenangedente Leib und Lebens Straffe zu vermeiden, wornach sich männiglich zu richten und für Schaden zu hüetten wißen wirdet.

Geben im Haubt Quartier zu Lauenburg den dritten Monats Tag Septembris, im Sechtzehenhundert Siben undt Zwanzigsten Jhars.

(Wallensteins Unterschrift.)

Der in einem Zug geschriebene Name scheint H. v. Fridlandt bedeuten zu sollen.

(L. S.)

Das Siegel zeigt ein mit der Herzogskrone geziertes Wappenschild mit einem unserm jetzigen deutschen Reichsadler ähnlichen Adler, der auf seiner Brust ein kleineres Schild trägt mit 4 Löwen, 2 und 2 mit dem Gesicht einander zugekehrt.

Umschrift:
ALBRECHT HERTZOG ZV FRIDLANDT.

(Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

2. **Alte Inschriften.** Bei einer Reparatur des Blitzableiters der Kirche zu Süderstapel wurden am 3. Oktober 1892 im Turme 4 Kupfertafeln gefunden. Je 2 gehören zusammen und enthalten folgende Inschriften:

Ehre sey Gott in der Höhe!

Leset ihr Nachkommen diese euch gewidmete Schrift! Aº. 1783 d. 7. Sept: Nachm: um 2. Uhr zündete ein Blitzstrahl den Thurm oben an und er brante 13 Fus ab. Aº. 1785 im Juni ward die Spitze neu aufgebauet.

Digitized by Google

Wir genießen ietzo im gantzen Lande Ruhe u. Friede zur Zeit der Regierung unſ. Allergn. Königes Chriſtian VII.

Wir u. alle die Unſrigen, die wir jung u. alt bei 2000 Seelen ausmachen, haben das lautere Wort Gottes unter uns u. uns verlanget, auch Euch geliebte Kinder u. Nachkommen zu Miterben Chriſti und des ewigen Lebens zu haben. Daher empfelen wir Euch, die ihr unſere Hofnung ſeyd, dem Einigen Gott, u. dem Wort ſeiner Gnade. Ap. G. 20 v. 32. O dankет auch mit uns dem Verſorger aller Menſchen: Seine Güte walte auch über Euch von Kind zu Kindeskind.

Die Zeiten ſind jetz ſehr Nahrloß und Geld-Mangel herſcht im gantzen Lande, das meiſte iſt Baneo und Kupfern Sechslings was rolliret. 1 Tonne Weitzen gilt 5 Rth: Rogken 10 ß. Haber 6 ß. Buchweit.: 10 ß. Gerſt: 8 ß. Bohnen 9 ß. Rabſaat 21 ß. Erbſen 13 ß. ein Kopf Butter 7 ß. ein Stieg Eyer 6 ß. das ℔ Rindfl. 2½ ß. Kalbfl. 3 ß. Lamfl: 2½ ß. Schw.fleiſch 4 ß.

Süderſtapel, d. 24. Juny 1785.

Ehre ſey Gott in der Höhe!

Ao. 1852, d. 2. Oktbr. ward die Stange auf dem Thurm vom Sturm gebrochen und iſt wieder aufgerichtet von Gorrias Bielfeldt u. T. P. Harder in Süderſtapel.

König Friedr. VII iſt Herr dieſer Lande. Die Gemeinde, bei 3000 Seelen bewahrt den theuren Schatz des Evangelii, von den Vorfahren uns überliefert. Jeſus Chriſtus, geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit, unſre Glaubensſprache u. der Grund unſrer Hoffnung; liebe Nachkommen bleibet in Ihm, daß durch Seine Gnade wir Alle in Seinem Reich gerecht u. ſelig werden.

Nach den Kriegsunruhen dreier Jahre von 1848 bis 1850, deren Urſach und Verlauf die Geſchichte der Nachwelt wird berichten, genießen wir jetzo des Friedens ſind reich vom Herrn geſegnet mit Feldfrucht in dieſem Jahre u. befehlen Ihm dem treuen Hort, unſre Wohlfahrt, daß Er in Herz u. Haus, in Gemeinde und Land uns ſegne immerdar nach Seinem Wohlgefallen.

Süderſtapel, d. 31. Oktbr. 1852.

(Mitgeteilt von Willers Jeſſen in Eckernförde.)

3. **Die Kugelgeſtalt der Poſtwagen.** Dieſes der Vergangenheit angehörende originelle Fuhrwerk habe ich in meinen Knabenjahren manchmal vorbeifahren ſehen. Es diente zur Beförderung von Briefen und Geld. Vor der Kugel war ein enger Sitz für den Kutſcher (Poſtillon) mit einem ſchmalen Fußbrett. Die eigentümliche Konſtruktion des Wagens ſollte es dem Poſtillon unmöglich machen, unterwegs „blinde Paſſagiere" mitzunehmen. Der Zweck wurde aber doch nicht immer erreicht, denn gegen Trinkgeld und gute Worte nahm der Kutſcher ohne Rückſicht auf Pferd und Vorſchrift doch mal einen Paſſagier mit. So iſt es u. a. vorgekommen, daß er ein junges Mädchen auf ſeinem Schoße mitführte, und der frühere „Schreibmeiſter" Schmidt zu St. Johannis hier (der 1887 ſtarb) erzählt in den hinterlaſſenen Erinnerungen aus ſeinem Leben, daß er im Jahre 1827 zur Wahl nach Flensburg (ſeiner Vaterſtadt) im Herbſt als „blinder Paſſagier" die Reiſe von Krempe nach hier auf ſolcher Kugel gemacht habe. Die zwei Mann konnten eben in den Sitz ſich einzwängen, vermochten aber jeder nur einen Fuß auf dem Fußbrett unterzubringen und ließen je ein Bein nebenbei baumeln. Vor jeder Poſtſtation mußte der Paſſagier ausſteigen, ſich durch den Ort ſchleichen, und außerhalb durfte er erſt wieder aufſteigen. Kalt, naß, vom Schmutz auf den ſchlechten Wegen beſpritzt und dazu noch magenleidend, kam er endlich — ich erinnere nicht, nach wie langer Zeit — hier an. Wie kommt uns verwöhnten Reiſenden ſolche Beförderung aus der „guten alten Zeit" vor? Sie ſieht ſcherzhaft aus, iſt aber — wahr. — Eine ſolche Kugelpoſt wurde 1840 oder 1841 im Schnellmarkerholz (bei Eckernförde) ausgeraubt. Der Poſtillon wurde ermordet; der Thäter iſt niemals ermittelt worden.

Flensburg. J. J. Callſen.

Anfragen.

Lehrer H. in G.: Die mit einem Kirſchblatte eingeſandte graugelbe, mit Schleim überzogene und dadurch ſchneckenartig ausſehende Larve iſt die Raupe der ſchwarzen Kirſchblattweſpe (Eriocampa adumbrata), eines Gartenſchädlings, der namentlich durch das Abweiden des Chlorophylls an der Oberſeite der Blätter unſerer Kirſch-, Pflaumen- und Birnbäume Schaden ſtiftet. Zur Abwehr wird das Beſtreuen mit trockenem Mehl gelöſchten Kalks empfohlen. — Lehrer H. in D.: Die eingeſandte Spinne iſt ein ſelten großes Exemplar einer unſerer Kreuzſpinne nahe verwandten Radſpinne (Epeira alsine). — Lehrer K. in M.: Es handelt ſich hier offenbar um einen Coccinella-Schwarm, der vom Weſtwind an die Nordſeeküſte geworfen worden iſt. Barfod.

Druck von A. F. Jenſen in Kiel, Holtenſtraße 48.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google